This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PRESENTED TO THE LIBRARY

BY

PROFESSOR H. G. FIEDLER

Fiedler K 1580.1

W. Hauffs

sämmtliche Werke.

D. Kunst. Verlag

Ch. L. Schuler sc.

W. HAUFF.

NACH DER BUSTE VON THEOD. WAGNER 1827.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Erſter Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
24 MAY 1944
OF OXFORD

Gedruckt in der Fr. Brodhag'schen Buchdruckerei.

Wilhelm Hauffs Leben

von

Gustav Schwab.

Wilhelm Hauff ward zu Stuttgart, wo sein Vater, August Friedrich Hauff, damals Regierungssekretär war, am 29. Nov. 1802 geboren. Der Knabe war erst vier Jahre alt, als sein Vater die Sekretariatsstelle bei dem königlichen Oberappellationstribunal erhielt, welches damals seinen Sitz in Tübingen hatte. Der Sohn folgte den Eltern in diese Stadt, wo sein zwei Jahre älterer Bruder Hermann schon seit einigen Jahren im Hause seines mütterlichen Großvaters, des Obertribunalraths Elsäßer, erzogen wurde. Im Jahre 1808 zog die Familie wieder nach Stuttgart, wo der Vater zum geheimen Sekretär beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten befördert worden war. Nach dem frühen Tode des Vaters (1809) blieb der ältere Sohn im Hause des genannten Großvaters zu Tübingen, Wilhelm aber bei der Mutter, die gleichfalls nach Tübingen gezogen war. Diese vortreffliche Frau, eine zärtliche und verständige Mutter, beaufsichtigte in sittlicher Hinsicht die Erziehung des Knaben: sie hatte einen wohlthätigen Einfluß auf sein weiches, empfängliches Gemüth; auch sein Talent zu erzählen bildete sich im häuslichen Kreise unter Mutter und Schwestern frühe aus, ohne daß jedoch außerhalb des Hauses jemand etwas davon geahnet hätte. Vielmehr galt Wilhelm

von der Zeit an, wo man an den Geist des Kindes Ansprüche macht, zwar für einen liebenswürdigen, sanften, aber keineswegs für einen talentvollen Knaben. Seine Laufbahn durch die Klassen der „schola anatolica“ * zu Tübingen war durchaus nicht glänzend, und er verlor in dieser Periode besonders durch die Vergleichung mit dem ältern Bruder, der Sprachentalent und Gedächtniß vor ihm voraus hatte. So kam es, daß während jener seinen klassischen Schulsack beinahe gefüllt hatte, er mit ziemlich mittelmäßigen Kenntnissen in die Klosterschule zu Blaubeuren aufgenommen wurde. Sehr bezeichnend für die Richtung, die sein Geist schon frühe genommen hatte, erscheint das Zeugniß, das der Rektor seiner Schule, ein sehr eifriger Schulmann, der manchen trefflichen Lateiner gebildet hatte, und überhaupt die Geistesgaben seiner Schüler in dieser Beziehung herauszukennen und zu wecken wußte, unserem Hauff in das sogenannte Landexamen — wo die zum Studium der Theologie bestimmten Jünglinge, die in eines der niedern theologischen Landesseminarien aufgenommen werden wollen, geprüft werden — an die Oberbehörde nach Stuttgart mitgab. In literis, besonders in der lingua hebraica, war Wilhelm sehr mittelmäßig prädicirt; dagegen machte der Rektor auf das überraschende Deklamirtalent des Knaben aufmerksam, damit der Arme doch auch etwas für sich hätte, das ihn

* Der für Nichttübinger unverständliche Name dieser Schule kommt von ihrer Lage auf einem in der Stadt selbst befindlichen Vorhügel des benachbarten Oesterberges, den unsere latinisirenden oder vielmehr gräcisirenden Voreltern den Mons Anatolicus nannten.

als dereinſtigen geiſtlichen Redner empfehle. Eine ſchöne Anlage zur Mathematik und Muſik zeigte ſich erſt in den ſpätern Jahren. Viel hatte jedoch zu jener Vernachläſſigung der Studien eine zarte Conſtitution und periodiſche Kränklichkeit beigetragen, und erſt in dem felſigen Albthale von Blaubeuren, an dem in Schwaben berühmten Blautopf (der ſehr romantiſch gelegenen tiefen Quelle des Blauflüßchens) fing ſein Körper mit der Entwicklung zu erſtarken an. Hat nun die gleichſam öffentliche Laufbahn des Knaben nichts Merkwürdiges, ſo iſt die freie Ausbildung ſeines Geiſtes deſto intereſſanter. Von früher Jugend an war eine rege Aufmerkſamkeit auf Alles, ein glückliches Auffaſſungsvermögen und die Gabe, das Aufgefaßte gut wieder zu erzählen, an dem Knaben auffallend, und wenn dieſes ſchöne Talent weniger gewürdigt und gepflegt wurde, als daſſelbe verdient hätte, ſo trug zum Theil unſer Erziehungsſyſtem, welches das poſitive Lernen, namentlich der alten Sprachen, zur Hauptſache macht, die Schuld.

Eine unbegrenzte Wißbegierde, die ſich vorzüglich durch das Verſchlingen von Büchern jeder Art äußerte, theilte er mit dem ältern Bruder, deſſen Beiſpiel ihn wohl noch früher dazu verführt haben mag, als er von ſelbſt darauf gekommen wäre. Auffallend aber war ſchon im zehnten und elften Jahre ſein Hang zu den Gebilden der Phantaſie. Während die meiſten Knaben in dieſem Alter ſich zu Geographie, Reiſebeſchreibungen, Technologie und dergleichen hingezogen fühlen, war ihm alles dies Nebenſache, und er ſchwelgte am liebſten in leichten Hiſtorienbüchern und Romanen. Mit ſehr vieler Laune hat er

ſpäter im erſten Bande ſeiner Memoiren des Satan dieſe Neigung dargeſtellt und uns ein komiſches Bild von ſeinem eigenen poetiſchen Treiben in der Schule unter fremdem Namen gegeben. Eine reiche Quelle eröffnete jenem Hange der große Bücherſaal des alten Großvaters, eines gelehrten Juriſten. Dieſes Zimmer war überhaupt für die beiden Brüder recht eigentlich der Schauplatz ihrer Selbſtbildung. Es befanden ſich in ihm, außer juriſtiſchen, ſehr ſchätzbaren hiſtoriſchen Werken und den alten Klaſſikern, die deutſchen Klaſſiker der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und in ziemlicher Zahl die Romane von Smollet, Fielding, Goldſmith u. ſ. w. Die neue Literatur wurde einzig und allein durch Goethe und Schiller repräſentirt. Alles dies war vor dem vierzehnten Jahre geleſen und wieder geleſen. Daß eine ſo wunderliche, ja gefährliche Selbſterziehung die Brüder nicht verdorben, iſt ein großes Glück zu nennen; daß ſie bei Wilhelm ſo ſchöne Früchte getragen, iſt ein Beweis für die geſunde Conſtitution ſeines Kopfes, macht aber jene Methode, die jugendlichen Gehirne mit Bildern zu ſchwängern, um nichts empfehlenswerther.

Inzwiſchen war jene Leſeluſt nichts weniger als ein beſtändiges Vertieftſeyn in die Bücher; die Luſt zu ſpielen war vielleicht nie lebendiger in einer Kinderbruſt, aber auch ſie bezog ſich auf jene herrſchende Neigung. Zu den eigentlichen, lärmenden Uebungsſpielen der Knaben im Freien hatte Wilhelm nie große Luſt gehabt, aber dafür war wieder jenes geliebte Bücherzimmer der Tummelplatz, wo die Brüder häufig in mannigfaltigem Spiele darſtellten, was ſie geleſen oder geſehen hatten; denn jene langen

Foliantenreihen waren reich an Bildern, grob und fein, gut und schlecht, aus allen Zeitaltern, und so bildete sich in den Köpfen der Knaben eine freilich sehr lückenhafte Geschichte in Bildern; namentlich aber prägte sich ihnen das Mittelalter und die Zeit seines Uebergangs in die neuere Geschichte gar lebhaft ein, weil dazu des Großvaters Folianten den meisten Stoff boten, und jene Periode wurde dadurch in der Phantasie eine Art Lieblingsperiode. Sie, die Götz und Egmont und Wallenstein auswendig wußten, waren entzückt, in Hardlebers „Ursachen des deutschen Krieges" die eisernen Fürsten und Herren, die Lanzenknechte mit ungeheuren Hosen und Partisanen, die Belagerungen und Feldschlachten und alle jene lehrreichen Kupfer zu finden, wo z. B. links Kaiser Karl bei Mühlberg mit dem Heere über die Elbe setzt, in der Mitte den Churfürsten von Sachsen schlägt und rechts der arme Friedrich vor dem beleidigten Kaiser kniet.

Auch die neueste Geschichte ging nicht leer aus; und hier waren die Gespräche des Großvaters mit seinen Freunden, denen die Knaben unbemerkt hinter dem Ofen lauschten, ein unschätzbarer Commentar zu ihrem Moniteur und ihrer einzigen historischen Quelle, dem schwäbischen Merkur. Sie bauten Arsenale und Schanzen aus abgestäubten Folianten für ihre papiernen Heere, schlugen Schlachten, haranguirten die Truppen, und in mancher Rede des kleinen Wilhelms würde, wenn sie aufbehalten wäre, der Keim zu seinem eigenthümlichen Talente sichtbar seyn. Wenn eine aus den „Acta pacis westphalicae" gebaute Schanze zusammenfiel, so wußte der vierzehnjährige Knabe, daß sie das Schicksal des Gebäudes theile,

das die Herren zu Münster und Osnabrück gezimmert, und freute sich darüber. Wenn die Armeen der feindlichen Brüder einander lange genug den Sieg streitig gemacht hatten, entschied denselben oft ein ernster Zweikampf zwischen den Heerführern selbst, und überhaupt entspann sich oft zwischen den Brüdern ein leidenschaftlicher Streit, nicht wegen des Eigenthums, sondern über Vorzüge und Handhabung des Geistes in ihren kriegerischen Spielen.

Auf diesem Wege schuf sich der jugendliche Geist aus den mannigfaltigen Bildern ein Bild der Natur und des Menschen, dessen Umrisse immer bestimmter und fester wurden; er gewöhnte sich frühe daran, jene Bilder mit Sicherheit im Gespräche zu handhaben, und legte dadurch den Grund zu der Darstellungsgabe, die später sein Hauptverdienst war. Jene aus Büchern erlernte traditionelle Menschen- und Naturkenntniß brachte ihn beim Eintritt ins jugendliche Alter über manche Klippe hinweg, an welcher der jugendliche Geist so leicht zu scheitern Gefahr läuft. Unsre beiden größten Dichter wußte er auswendig, ehe er sie verstand, und als sich ihm später das Verständniß öffnete, hatte er den ersten Eindruck schon weg und konnte sich nicht mehr enthusiasmiren, und es ist bekannt, auf welche Abwege dieser jugendliche Enthusiasmus für die größten Geister, so edel und schön er seyn mag nicht selten führt. Ob aber nicht dieser Bildungsgang auf der andern Seite auch nachtheilig auf das Talent des Jünglings wirkte? — die Beantwortung dieser Frage überläßt der Biograph billig dem Ausspruch der Kritik. Genug, der so frühzeitig auf eigenthümlichem Wege

gebildete Jüngling sah sich, da sein Glaubensbekenntniß über Gott und die Welt — es mochte vielleicht etwas leicht und leichtsinnig seyn — fertig war, ruhig in Literatur und Kunst um, und war, als er die Universität bezog, vielleicht ein weit schlechterer Philolog als seine Kameraden, aber ein weit reiferer Mensch.

Bis hierher reichen die Mittheilungen von Wilhelm Hauffs älterem Bruder, Doktor Hermann Hauff, dem ich großentheils wörtlich nacherzählt habe. Ueber Wilhelms Universitätsleben schließen sich diesem Gewährsmanne die Berichte seiner Jugendfreunde an. Sie erzählen, daß ihr Freund auch anfangs noch in Tübingen eine sehr schwankende Gesundheit gehabt und ihnen oft bange gemacht habe, jedoch unerwartet schnell erstarkt und zu völligem Wohlseyn gekommen sey. Nur großen körperlichen Anstrengungen war er nie gewachsen, und zu den ritterlichen Fertigkeiten des Burschenlebens zeigte er wenig Geschick. Nichts destoweniger nahm sein Geist lebendigen Antheil an allem, was jugendliche Gemüther in jener Periode begeistert, und er that sich unter den Dichtern und Rednern der damals mit dem Zugeständnisse der Behörden blühenden Burschenschaft hervor, ohne daß darum seine Altersgenossen den künftigen Schriftsteller in ihm geahnt hätten. Den engern Kreis seiner Freunde ergötzte er durch seine glücklichen Einfälle, seine Gesprächigkeit und Munterkeit, seine Extravaganz und dabei seine Besonnenheit im Zustande burschikoser und geselliger Exaltation. Obgleich jugendlich eitel, reizbar und empfindlich, hörte er doch mit seinem Humor nicht, wie so viele Humoristen, an sich selbst auf, sondern er war der

erste, der seine eignen kleinen Schwachheiten zu bespötteln und in ihrer Beharrlichkeit als Karrikatur an sich selbst darzustellen kein Bedenken trug. Zuweilen warf er seine Einfälle aufs Papier mit seltener Leichtigkeit und Gewandtheit, weder eigne noch fremde Schwäche scheuend. Ueberbleibsel solcher schriftstellerischen Vorübungen, die aber seine Freunde keineswegs als solche erkannten, liegen vor mir in „Briefen eines auf der Universität zu Tübingen befindlichen Mädchens an eine gute Freundin in Stuttgart" und in einer Phantasie für den September 1850, vorgelesen bei dem am 11. Febr. 1825 in der Post zu Waldenbuch gefeierten Compagniefeste." Beide Aufsätze sind zu flüchtig hingeworfen und zu sehr mit Persönlichkeiten angefüllt, als daß sie unter seinen Werken einen Platz einnehmen könnten; aber doch finden sich in ihnen schon alle Elemente seiner später vollkommener ausgebildeten Auffassungs- und Darstellungsweise des Menschenlebens und seines, bei großer Nachlässigkeit im Einzelnen, doch im Ganzen so leichten, fließenden und gerundeten Styles. In dem lezten Aufsatze führt er seine besten Freunde in einer Correspondenz nach fünfundzwanzig Jahren, und sich selbst als armen, aber glücklichen Pastor auf, der seinen Sohn „Wilhelm" auf die Universität liefert. Von diesem fingirten Filius berichtet er hier an einen Freund: „Ueber Wilhelm schreibe ich dir nichts, „du magst ihn selbst prüfen. Man will große Aehnlich„keit mit mir in ihm finden; du kannst selbst darüber ent„scheiden. Wahr ist es, sein lustiger, leichter Sinn, der „hier und da an die Grenzen von Leichtsinn streift, nöthigt „mir oft ein Lächeln ab. Ich war einst auch so, und du,

„mein Freund, würdeſt wohl ſchwerlich in mir den wieder „erkennen, der dir durch ſo manchen ſchlechten Spaß ein „Lächeln abzunöthigen ſuchte. Die Zeiten ändern ſich, „und wir mit den Zeiten.“ Der Freund, den Hauff zum Profeſſor hat avanciren laſſen, erwiedert: „Ich finde, „daß er (der Sohn) dir gleicht; auch P.. und R.... „fanden dies im erſten Augenblick, nur meint R...., „er habe keine krumme Naſe, wie der Herr Vater, und „ſehe auch nicht ſo naſeweis aus.“

So ſcherzte er gutmüthig über ſich und andere, zeigte ſich dabei in allen Verhältniſſen als warmen und treuen Freund ſeiner Freunde, war immer fröhlich bei beſchränkten Umſtänden, und redlich darauf bedacht, ſeiner zärtlichen Mutter keine unnöthige Sorge zu den nöthigen zu verurſachen. Was er producirte, theilte er gerne mit. Es war inzwiſchen weniges und ohne weitere Abſicht Niedergeſchriebenes, als ſich und ſeine nächſten Freunde zu erfreuen. In lyriſchen Gedichten, die mehr von der Gelegenheit als von der Stimmung eingegeben wurden, hatte er ſich frühe verſucht, und ſchon auf der Schule ſtrömten ihm, während der ältere Bruder lateiniſche Verſe mit Leichtigkeit zimmerte, die deutſchen Verſe zu, die aber dem Lehrer wenig behagten. Von dem, was er zu Blaubeuren dichtete, zeichnet ſich das Lied „der Kranke“ durch Ahnung frühen Todes aus. In Tübingen begeiſterten ihn die Freiheitsideen des neueſten Burſchenlebens. Eine Auswahl ſeiner lyriſchen Verſuche findet der Leſer in dieſer Sammlung.

Nachdem Hauff, mehr der Mutter zu gefallen, als nach eigener Neigung, im Seminar zu Tübingen das

Studium der Philologie, Philosophie und Theologie in den Jahren 1820—1824 absolvirt hatte, fand er in dem Hause des damaligen Kriegsrathspräsidenten, jetzigen Kriegsministers Freiherrn von Hügel zu Stuttgart, eine Anstellung als Hauslehrer, und begleitete diese Stelle, die ihm Zeit zum Beginnen seiner schriftstellerischen Laufbahn ließ, bis ins Jahr 1826. In dieser liebenswürdigen Familie lernte er die Formen des höheren geselligen Lebens in der Nähe kennen, der heitere, natürliche Ton des Hauses erlaubte ihm, manches schöne frische Bild aus dem Leben selbst aufzufassen, und solche lebendige Eindrücke blühten unmittelbar, nachdem er sie empfangen hatte, als irgend eine anmuthige Schilderung in seinen Dichtungen wieder auf.

Das erste kleine Werk, mit welchem er öffentlich auftrat, ist der „**Mährchenalmanach** auf das Jahr 1826, für Söhne und Töchter gebildeter Stände.“ Er erschien für das Jahr 1826 bei Metzler und ist jezt der Gesammtausgabe seiner Schriften einverleibt. Die meisten Leser werden diese früheste Schrift Hauffs hier zum ersten Male kennen lernen, denn sie ist nicht sehr verbreitet und für den Augenblick durch seine spätern glänzenden Arbeiten verdunkelt worden. Jetzt, wo man Gelegenheit hat, die Leistungen seines Talents mit einem einzigen Blick zu überschauen, wird diese kleine Sammlung nach ihrem wahren Werthe gewürdigt werden, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß Hauffs eigentliches Dichtertalent in keiner spätern Production sich so rein und von Fremdartigem und Zufälligem so ungetrübt ausgesprochen hat; daß er nirgends der Poesie

mit denjenigen Mitteln, die ihm dazu verliehen waren, so auf die rechte Spur gekommen, wie in diesen Märchen, deren ursprünglicher Stoff zwar größtentheils nicht ihm selbst angehört, die jedoch mit so freiem Phantasiespiele behandelt und dabei doch so schön abgerundet sind, daß sie auch in dieser Beziehung unter seinen Werken obenan stehen.

Unmittelbar auf diesen ersten Märchenalmanach folgen die „**Mittheilungen aus den Memoiren des Satan**" (Stuttgart 1826), ein mehr fragmentarisches Werk, als jene künstlerisch abgeschlossenen Märchen, das jedoch ebenfalls reich an den schönsten Proben jener hellen Phantasie, jener glücklichen Auffassungs- und Darstellungsgabe ist, die sein Haupttalent ausmachte, und in dem sich überdies der Scherz, soweit das äußerlich Lächerliche seinen Gegenstand ausmacht, schon dichterischer zeigte. Die baroke Studentenwelt, von deren Anschauung der junge Mann eben erst herkam, gab ihm hier vielfache Gelegenheit, sein Talent zu üben; auch ließ sich hier die phantastische Idealität, mit welcher der Verfasser in den Märchen so glücklich gewesen war, noch ohne Gefahr für die Poesie mit der Realität verschmelzen. Weniger gelang dem noch allzu unerfahrnen Jünglinge in jener Schrift die Persiflage des übrigen geselligen Lebens, und einen sehr ungründlichen Angriff auf Goethe und seinen Faust nahm der junge Mann, dem es nichts kostete, Fehler, die er eingesehen, auch einzugestehen, später, so viel er konnte, sogar öffentlich zurück. Inzwischen ist eben diese Scene, durch das Burleske der äußern Darstellung, so eigenthümlich komisch, daß sie, obgleich der Verfasser selbst

sie gewissermaßen verdammt hat, dem Publikum, dessen Eigenthum sie einmal ist, doch nicht mehr entzogen werden durfte. Etwas anders ist es mit verschiedenen kleineren Ausbrüchen des jugendlichen Muthwillens in diesem Werke und den folgenden. Solche hat der verewigte Verfasser zum Theil selbst in zweiten Auflagen mit richtigem Gefühl und erstarktem sittlichem Takt zu unterdrücken angefangen, und ich habe, als Ordner seiner Werke, das Geschäft, das er selbst einmal in dieser Beziehung begonnen hatte, im Einverständnisse mit den vertrautesten Freunden des Verewigten in seinem Sinne fortgesetzt, und jene üppigen Ranken eines ursprünglich lautern und in seinem Kerne gesunden Geistes im Interesse des Verstorbenen eben so sehr als dem des Publikums mit aller Schonung des Wesentlichen auszuscheiden keinen Anstand genommen.

Jene Satansmemoiren verschafften dem Verfasser schnell einen ausgebreiteten Ruf, der Beifall setzte seine Feder in raschere Bewegung, das gesellige Leben, das sich vor seinen Blicken kürzlich in weiterer Ausdehnung eröffnet hatte, forderte ihn zu leichteren und bequemeren Darstellungen auf, die seiner Beobachtungsgabe und seinem seltenen Talente für den modernen Styl so leicht wurden. Was Wunder, daß er aus seiner idealen Märchen- und Possenwelt in die realere des Conversationslebens überging, und auf einen Stoff zu denken anfing, der aus diesem letztern unmittelbar gegriffen war?

Die Ausführung seines Entschlusses erlitt jedoch unter der Arbeit selbst, theils durch das eigene Gefühl der

Verfassers, theils durch den Fingerzeig einiger Freunde, eine bedeutende Modifikation, und was vielleicht ursprünglich ein Originalroman hatte werden wollen, wurde eine Karikatur der bekannten Manier von H. Clauren und erschien in dieser Gestalt unter dem Namen „**der Mann im Monde.**" Die Geschichte dieses Romans gehört nicht in unsere kurze Biographie. Daß die Form mit vieler Leichtigkeit gehandhabt, die Erfindung voll Mannigfaltigkeit, die Entwickelung der Fabel rasch, die gewöhnlichen, stehenden Charaktere des modernen Romans mit Keckheit und Grazie ausgeführt sind, wird auch der zugeben, der dieses Produkt für keine Satire auf H. Clauren halten kann. Auch wirkten diese unleugbaren Vorzüge auf das Publikum wie mit einem Zauberschlage und machten es sehr nachsichtig in seinen kritischen und ästhetischen Anforderungen an dieses merkwürdige Buch, welches eine verkehrte und verwerfliche Manier mehr durch Uebertreibung als durch Spott und Verhöhnung derselben bekämpfen zu wollen schien.

Wilhelm Hauff fühlte jedoch, was er sich gegenüber von denjenigen schuldig war, die ernstere Rechenschaft von dem Schriftsteller fordern; er griff den Gegner in seiner durch Gesinnung und Ausdruck nicht minder, als durch beißenden Witz und echten Humor ausgezeichneten „**Controverspredigt**" auf eine gründlichere und entschiedenere Weise an; es war beinahe, als wollte er die Zweideutigkeit des ersten Angriffs durch den Ernst des zweiten in Vergessenheit bringen. Doch greifen wir unsern Lesern mit keinem Urtheile vor. Sie finden beide Schriften in unserer Sammlung zusammengestellt.

Der Ruhm, den Hauff bei dem großen Publikum durch seinen „Mann im Monde“ besonders dadurch erhalten hatte, daß ihm die Schilderung des geselligen Lebens und der Erzählerton des Tages in so hohem Grade gelungen war, führte ihn immer mehr den Darstellungen der modernen Welt und dem eigentlichen Conversationston in der Novelle und dem Romane zu. So entstand der zweite Band seiner Satansmemoiren und eine Reihe von Erzählungen, in welchen mehr oder weniger, mit Verbannung des Phantastischen, das neueste Leben geschildert wird. Die jüngste dieser Arbeiten, „**das Bild des Kaisers**,“ ist übrigens eine Erzählung, in welcher so viel historische und poetische Wahrheit zugleich enthalten und die Darstellung so ganz von der eigenthümlichen Grazie des Verfassers beseelt ist, daß man sie gewiß unter die gelungensten Hervorbringungen seines dichtenden Geistes zählen darf.

Neben jener Richtung auf das rein Moderne verfolgte aber Wilhelm Hauff seit einiger Zeit auch eine andere Bahn, auf welche ihn ebenfalls der Zeitgeist leitete, in der er jedoch mit richtigem Gefühl ein Gegenmittel gegen die Verflüchtigung seines Talents durch die immer wiederholte Darstellung des konventionellen Lebens suchte; er betrat die längst von Walter Scott angebahnte und seitdem viel bewandelte Straße des historischen Romans.

Sein „**Lichtenstein**, romantische Sage aus der würtembergischen Geschichte“, ward in unglaublich kurzer Zeit entworfen und ausgeführt. Er fand die günstigste Aufnahme in ganz Deutschland, und verdiente sie auch. Daß der anmuthige Stoff keine Sage, sondern reine

Erfindung des Verfassers ist, die sich wie Epheu hinaufrankt an dem alten Felsenschlößchen Lichtenstein, das vielleicht nicht einmal ein eignes Geschlecht dieses Namens besessen hat, das kann in den Augen des poetischen Lesers kein Vorwurf seyn; die geschickte Benützung der Zeitbegebenheiten, und das großentheils wohlgetroffene Costüme, das uns Schwaben besonders anheimeln muß, bringen die aus den Scottischen Romanen so beliebte Täuschung hervor, die macht, daß man nicht mehr weiß, was Historie und was Dichtung an der Erzählung ist. Ueberhaupt aber hat dieser Roman bei allen Mängeln der Anlage und Charakterzeichnung und manchen Verstößen gegen die Zeit, die er darstellen will, doch so große Schönheiten im Einzelnen, es ist der Keim zu so vielem Guten darin, daß dieses Werk zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, und wir in einem zweiten Romane dieser Art gewiß schon etwas Vollkommenes erhalten haben würden, zumal da er in dieser zweiten Arbeit (über deren Entwurf er gestorben ist), wo er den Schauplatz seiner Mähren im Tyrol und dessen neuester Heldengeschichte aufschlagen wollte, sich immer mehr von dem verführerischen Jargon der höheren geselligen Welt zu entfernen und bei Volkscharakteren und kräftigen Naturen in die Lehre zu gehen entschlossen war.

Zu rühmen ist auch, daß Hauff immer wieder zu seinen Märchen zurückkehrte, und so mitten unter jenen vom Publikum so günstig aufgenommenen Darstellungen des geselligen Lebens sich zu den Gebilden einer freieren Phantasie zurücksehnte. Als Früchte dieser Sehnsucht sind die beiden spätern Jahrgänge der Märchenalmanachs zu betrachten.

Nach Vollendung seines Lichtensteins verließ Hauff seine bisherigen Verhältnisse. Der Ertrag seiner literarischen Arbeiten erlaubte ihm eine Reise ins Ausland.

Seine Liebenswürdigkeit erwarb ihm auf diesen Wanderungen allenthalben, besonders in Dresden, Berlin und den Hansestädten persönliche Freunde unter allen Klassen der Gesellschaft. Für die Poesie trugen seine Reisen, außer wenigem, was Fragment geblieben ist, und als solches von uns gegeben werden wird, nur eine zur vollen Reife gekommene Frucht, in den „Phantasien im Bremer Rathskeller," mit welchen er noch im Herbste 1827, wenige Wochen vor seinem Tode, „Freunden des Weins" ein Geschenk machte, und welche sich, was Erfindung und Darstellung betrifft, unstreitig dem besten anreihen, was aus seiner Feder geflossen ist.

In das Vaterland zurückgekehrt, übernahm Hauff die Redaction des Morgenblatts, und verheirathete sich im Februar des Jahres 1827 mit einer Cousine seines Namens, dem Gegenstande längst gehegter Jugendneigung. Seine Freunde erzählen heitere Geschichten von dem Bestreben des jungen Mannes, diese Liebe, die den Verhältnissen gemäß den allergeradesten Gang hätte nehmen müssen, ins Gebiet des Phantastischen und selbst der Intrigue hinüber zu ziehen, so sehr war ihm Romanenverwicklung auch im täglichen Leben Bedürfniß, und er suchte das Bäschen, zu dessen Herzen und Hand ihm der Weg offen stand, heimlich wie ein Spartaner zu erobern. Dieser Bund schien übrigens sein Lebensglück dauerhaft zu begründen, und noch in demselben Jahre schenkte ihm

seine Frau eine Tochter. Aber die Freude fand ihn schon durch Unpäßlichkeit gedrückt. Trotz dieser that er noch am Kranken- und Sterbebette eines durch einen Sturz verunglückten theuren Freundes angestrengte Dienste. Endlich beschlich ein tückisches Nervenfieber den Widerstrebenden, der gewaltsam zur gewohnten und ihm so lieben Arbeit zurückkehren wollte. Wenige Stunden, erzählt uns sein Bruder, bevor das Fieber seine Sinne in wilden Taumel riß, belebte die Freude zum lezten Male seine Züge bei der Kunde von der Seeschlacht bei Navarin; das Ereigniß, das so viele Dichter zu politisch-poetischen Erzeugnissen begeisterte, konnte er nicht mehr besingen, er konnte sich nur darüber freuen, er nahm die Freude hinüber in des Fiebers Wahnsinn, und es war rührend, zu hören, wie er, sich für den Schlachtboten nach Jenseits haltend, mehr als einmal rief: „Laßt mich, ich muß hin, ich muß es Müller sagen!“ denn kaum vor zwei Monaten hatte er in Stuttgart den Sänger der Griechenlieder persönlich kennen gelernt, und seit wenigen Wochen seinen jähen Tod betrauert.

Wilhelm Hauff entschlief sanft, indem er Gott „seinen unsterblichen Geist“ empfahl, am 18. Nov. 1827. Die Theilnahme an seinem frühen Tode war allgemein, und sie sprach sich in Stuttgart durch eine sehr zahlreiche Begleitung zum Grabe laut und rührend aus. Seine Mitarbeiter in der Poesie wetteiferten, ihn mit ihrem Nachrufe zu feiern. Carl Grüneisen, sein Vetter und Jugendfreund, hielt eine Rede in der Kirche, der Verfasser dieses Lebensabrisses sprach einige Strophen am Grabe und Ludwig Uhland griff einen edeln Akkord

auf ſeiner lange verſtummten Leier. * Die ſämmtlichen Freunde beſorgten durch den Bildhauer Wagner, einen ausgezeichneten Künſtler, Danneckers Schüler, die Büſte des Verewigten, die in jeder Hinſicht gelungen zu nennen iſt.

---

* Gedichte und Rede finden ſich auf den nächſtfolgenden Blättern.

Rede

nach Wilhelm Hauffs Beerdigung

(am 21sten November 1827)

gesprochen

von

Hofkaplan Grüneisen.

Wir haben ſie vollbracht, die letzte und ſchwerſte Pflicht, die wir dem Bruder und Freunde ſchuldig waren. Noch ſträubt ſich unſer Gefühl vor dem Gedanken, daß es wahr ſey, was wir geſehen; und die Liebe, die ſeines heitern Lebens Fülle anſchauend mitgenoß, kann ſich noch immer nicht in den bittern Glauben finden, daß wir ihn verloren, daß er draußen liegt bei ſeinen und unſern Todten.

Zwei Mütter weinen um ihren Sohn, Bruder und Schweſter um ihren Liebling; und, die vor wenigen Tagen erſt ihm den ſüßen Vaternamen geſchenkt, die Mutter ſeines Kindes blickt thränenlos zu dem Unerforſchlichen empor, der ſeinen Frieden in das erſchütterte Herz ihr ſenken wolle! Uns aber, ſeiner Jugend Genoſſen und Freunde, ſoll bei der Rückkehr von dem Grabe des Theuren, unter den Gedanken des Todes, unter den Gefühlen der Trennung das Bild ſeines Lebens zurückkehren. Die lieblichen Züge und klaren Farben ſeiner kurzen und deshalb nur um ſo geliebteren Erſcheinung ſollen in friſcher Kraft vor unſerm Geiſte ſich bewegen. Indem wir ſie feſthalten, wird ſich an dieſen Bildern unſer Glaube beleben und ſtärken, daß er uns nur entſchwunden, nicht verloren ſey; und in ſolcher Betrachtung wird uns die

Stunde seines Todes der freundliche Schlüssel werden, um die Bedeutung seines kurzen Lebens und schönen, reichen Wirkens zu errathen.

Wenn wir uns um den ersten Eindruck befragen, welchen bei jeder neuen Berührung der Heimgegangene auf uns hervorgebracht, welchen, ein Spiegel seines inneren Lebens, seine Schriften in jedem erzeugen müssen; ist es da nicht seine Heiterkeit, sein reger Lebensmuth, die Würze alles Daseyns und Genusses, die muntere Laune, die jeder Erscheinung, jedem Ereigniß die frohere Seite abgewann, und überall bei arglosen Herzen Anklang suchte und fand; der frische Sinn, womit er Natur und Leben erfaßte, Natur und Leben wiedergab? In diesem heitern Geiste aber ruhte ein sinnendes Gemüth, ohne welches er sich selbst und uns verflüchtigt worden wäre, aufmerksamen Auges auf die Gestalten seiner Umgebungen, wie auf die Regungen der eigenen Brust; ein sinnendes Gemüth, welches in Blumen und Menschenaugen, in Thaten und Worten den hohen Sinn, die zarten Keime, die redliche Absicht, wie den schlimmen Willen, die unreine Neigung, den versteckten Frevel las; welches mit der gewohnten Lebendigkeit in Blick und Rede das Edle, Reine, Göttliche zu preisen, zumal die heiligen Triebe seines Innern zu entfalten, aber auch mit schnellem treffendem Witz das Verkehrte zu tadeln, das Gemeine und Giftige mit ernster Rüge zu züchtigen verstand. Sein Witz floß aus einem edeln Herzen, sein Zorn sprühte von einer für das Wahre, Schöne und Rechte begeisterten Zunge. Nie hat sein Spott das Heilige dort oben berührt, nie des Herzens reine Gefühle, nie des Lebens zärtere

Verhältniſſe befleckt. Denn Wohlwollen und Güte bezeichnen jeden ſeiner Schritte. Wer unter uns iſt von ihm gegangen und hätte ſich dieſer Güte nicht erfreut? Wer iſt ſeinem Leben näher geſtanden und hat ſich von der Liebe nicht überzeugen müſſen, welche, von einem tugendhaften Vater auf den frühe Verwaiſeten übergegangen, unter der aufopfernden Pflege einer raſtlos ſorgenden Mutter genährt, auf alle Kreiſe ſeines Umgangs, auf alle Beziehungen ſeiner Thätigkeit ſich erſtreckte? Uns Allen und ſo Vielen nahe und ferne, denen er Freund geweſen im ſchönſten Sinne des Wortes, unvergeßlich wird uns bleiben das treue, brüderliche Herz, das mit offener Liebe den Genoſſen einſt erklärte, ſein innerſtes Geſetz, ſein ganzes Weſen fordere, daß es ſich anſchließe, wo es Frohſinn, Heiterkeit und Herzlichkeit finde; das die Tage der Jugend und vornehmlich des akademiſchen Lebens mit voller Hingebung an reine Geſelligkeit zubrachte; das ſeine Begeiſterung für die Wiſſenſchaft, ſeine Liebe zur Kunſt an die heiligen Bande der Freundſchaft knüpfte, und in der Freundſchaft nur dann Genüge fand, wenn es ſich ganz, ohne Rückhalt, mit allen den kleinſten und größten Wünſchen, welche ſich in ihm bewegten, ja ſelbſt mit all' den Mängeln, das es an ſich ſelbſt entdecken und belächeln zu müſſen glaubte, auffchloß. Ungeſchwächt wird des Gatten Bild vor der Seele des liebenden Weibes ſtehen, deren Liebe ſein reines Jünglingsherz entflammte, nach deren frühem Beſitz er ſo ſehnend rang, für die er einen ſo freundlichen Heerd erbaut, und deren Leben er mit Geſangesgaben ſo reich geſchmückt und geehrt hatte! An jedem künftigen Morgen wird unter Thränen ſeine

Mutter, durch deren Bruſt ſo manches Schwert ſchon gedrungen iſt, die zarte Anhänglichkeit und das kindliche Vertrauen ſegnen, womit ſie der Sohn immerdar, am glühendſten in ſeiner letzten Stunde, umſchlang.

Mit dieſem heitern Weſen, dieſem ſinnigen Geiſte, dieſer offenen, treuen Liebe trat er der Welt entgegen, und ſein Leben ward glücklich, weil er mit glücklichem Sinn es nahm und bildete. O Wonnezeit voll holder Träume! rief er jüngſt beim Rückblick auf das Morgenroth ſeiner Kindheit. * Eine Wonnezeit, ein Frühlingsmorgen war ſein ganzes Daſeyn auf der Erde. Innige Sorge der Mutter und der Geſchwiſter; reiche Liebe der Braut und Gattin; Beſitz wackerer Genoſſen, treuer Freunde; Achtung aller Umgebungen, und für die Schöpfungen ſeines Geiſtes ein Beifall, der ſeine beſcheidenen Wünſche weit übertraf und ſeine Kraft zu neuen Anſtrengungen reizte; ein Beifall, wie er ſelten einem der aufſtrebenden Jünger der Kunſt zu Theil geworden iſt; die Befreundung mit den ausgezeichnetſten Geiſtern Deutſchlands, die er zum Theil unter ihrem Dache aufgeſucht, zum Theil an ſeinem Heerde aufgenommen; der Eintritt in einen ſeinen Neigungen und ſeiner wiſſenſchaftlichen Richtung ſo ganz entſprechenden Wirkungskreis, und die ſchönſten Hoffnungen häuslichen Glücks und einer ehrenvollen Laufbahn unter ſeinen Zeitgenoſſen; dies Alles war ihm aufgeblüht; mitten aus dieſem Garten ſeiner Freuden und Genüſſe, von dieſer Wiege großer Ahnungen und Entwürfe hat ihn der Tod hinweg

* Phantaſien S. 34.

genommen. Die heitere Lebensflamme iſt erloſchen. Vor wenigen Wochen hat er an dem Grabe eines Freundes geweint; drauf den andern zur Ruhe getragen, nicht ahnend, daß er ſich ſelbſt ſein Bett beſtelle, daß zu dem Kranz der Ehre nun bald der Todtenkranz um die bleiche Stirne ſich winden werde.

Freunde! ſollte dieſes Leben voll Anmuth und Liebe todt, ſollte mit den lieben blauen Augen ſeines Antlitzes auch das Auge ſeines Geiſtes geſchloſſen ſeyn? Ihr habt es gehört, wie er, der Worte des Erlöſers eingedenk, in ſeines Vaters Hände ſeinen unſterblichen Geiſt befahl, wie ſeine Seele in den letzten Stunden ſeines Verweilens unter uns ſchon einer höheren Welt angehörte, und mit dem demüthigen Gefühle, daß er Menſch geweſen, vor das Gericht der ewigen Liebe ſich ſtellte! Ihr dürft den Glauben, der die Bruſt des Sterbenden über den Kampf der Trennung emporhob, nicht von Euch weiſen, wenn jemals Euer Geiſt dem ſeinigen ſich befreundet anſchloß. In ſeinem Tode müſſet Ihr mit heiligen Zügen die Wahrheit geſchrieben leſen, daß es keinen Tod gibt, und daß, wenn es einen Tod gäbe, Glaube und Liebe ihn überwinden!

Ja! wir müſſen dieſem Tode, der ſo überraſchend hereinbrach und unſere Gemüther erſchütterte, nicht nur ſeine drohende Außenſeite nehmen, ſondern auch die höhere Bedeutung deſſelben aufſuchen; wir müſſen, indem wir durch ihn das Leben des Entſchwundenen zu enträthſeln beginnen, in die Führungen des geheimnißvollen Geiſtes, der die Geſchicke des Daſeyns alle väterlich ordnet, mit chriſtlich weiſer Ergebung uns fügen lernen.

War es nicht, als ob der Theure die Kürze seines Bleibens unter uns voraus empfunden hätte, da er so schnell und so mit ganzer Seele die Freuden des Lebens hinnahm? als ob er mit einem vollen Zuge den Becher des harmlosen Genusses leeren wollte? als ob er auf der kleinen Strecke seiner Lebensbahn eine größere Liebe empfangen und schenken müßte, als andere nach mühsamer Reise durch die Welt sich deren rühmen dürfen? als ob es ihm Bedürfniß wäre, deßhalb so frühe die Geliebte heimzuführen, im Kreise der Freunde goldene Feierstunden hinzubringen, mit jener überall bewunderten Thätigkeit und Vielseitigkeit dem Zuge seiner Kunst zu folgen, mit jugendlichem Feuer den verderbten Geschmack der Zeit in die Schranken zu rufen, hier für das Panier wahrer Kunst und sittlicher Würde zu streiten und seinem Namen einen gewichtigen Klang auf deutschen Lippen zu geben? War es nicht, als ob er im Gefühl des nahen Scheidens in den Kreis weniger Stunden und Tage den Werth und das Glück eines ganzen, langen Menschenlebens zu fesseln suchte? Es ist ihm geworden; sein Leben ist der schönsten Gedichte eines, die er uns gesungen. Es ward ihm geschenkt mit allen seinen Bildern und Träumen, Genüssen und Wonnen von der ewigen Liebe! Es mußte, wenn es diese ungetrübte Klarheit vor unsern Blicken, diesen vollen Werth für ihn selbst behalten sollte, schnell vorübergehen, nach dem Gesetze der Natur, wornach die seltensten und schönsten Blumen die Erscheinung nur weniger Stunden sind. Es mußte bewahrt werden das Herz, das noch keine Wunde gefühlt, der heitere Muth, den noch kein Sturm gebrochen hatte. Wir danken dir,

heiliger Gott, für dieſes Leben unſers Freundes. Wir ahnen und preiſen deinen Rathſchluß bei ſeinem Tode. Droben im Vaterlande der Geiſter, über die Gegenſätze dieſes irdiſchen Lebens erhaben, dem höchſten und ewigen Berufe hingegeben, lebt er und ſieht lächelnd herab auf unſere Liebe, und du trockneſt durch ſtilles Andenken an ihn die Thränen derer, die ſeinem Herzen die nächſten ſind, und läſſeſt über der dunkeln Gegenwart die Wolken ſich zertheilen und gibſt deinen Frieden der Wittwe, die, den verwaiſeten Liebling an ihr banges Herz drückend, von dir allein, der du die Liebe biſt und alles Lebens Quelle, ihren Troſt erfleht!

Laßt uns denn hingehen mit einer ſtillen Trauer, mit einer Ergebung, ſeiner Liebe und unſeres Glaubens werth! Und ſo oft wir künftig des Freundes gedenken, ſo oft an ſeinem Hügel die Sehnſucht nach ſeinem theuren Anblick ſich heftiger in uns regt, laßt uns die Worte, die er ſelbſt * am Grabe ſeines Vaters uns vorſprach, nie vergeſſen:

Sey ruhig! Auch er ſchlummert nur ein Weilchen! Amen.

---

* Phantaſien S. 35.

Gedichte

zu

Wilhelm Hauffs Andenken.

I.

Im Namen der Freunde

gedichtet

und

am Grabe geſprochen

von

G. Schwab.

O heller Tage dunkles Ende, Tod!
Den Schleier wirfſt du über viel Geſtalten,
Die reich an Leben und von Jugend roth
Vor dieſem Auge, das du ſchloſſeſt, walten;
Ach! was die Welt im Keim von Bildern bot,
Das wußt' es ſchnell und glänzend zu entfalten,
Das wandelt noch vor unſern Blicken her,
Nur, der es ſchuf, der ſchauet es nicht mehr.

Aus Luſt und Laune mußt' Er bald heraus,
Und kurze Friſt ward ihm zum Ernſt gegeben;
Die Liebe führt ihn in des Freundes Haus,
Dem jäher Sturz zerſchmetterte das Leben,
Da ward vertraut Er mit des Grabes Graus
Und neue Bilder ſah Er um ſich ſchweben;
Den Blick verſenkt' er in den ſchwarzen Schlund:
„Laßt mich zum Freunde!“ ſprach ſein kranker Mund.

Und Weib und Kind und Ruhm — beſcheeret kaum —
Schon ſchwand's vor Ihm, und immer ward er ſtummer;
Vom Traum des Dichters ging's in Fiebertraum,
Vom bunten Fiebertraum in tiefen Schlummer,
Und ſo, im Schlummer, in den engen Raum
In den er ſinkt zu ſeiner Freunde Kummer;
Uns bleibt von ſeines Hauptes Jugendglanz,
Nichts als der frühe, grüne Lorbeerkranz.

Doch weinet ihr um den entflohnen Geiſt
In hoffnungsloſer Trauer nicht, ihr Lieben!
Uns iſt, was uns der Wahrheit Wort verheißt,
Mit Flammenſchrift in unſre Bruſt geſchrieben:
Die Kraft, die ſchöpferiſch den Schöpfer preist,
Die denkt und dichtet, ſie kann nicht verſtieben;
Sie ſchwindet nicht hinüber in das Nichts,
Sie ſchaffet droben in dem Reich des Lichts.

II.

Auf
Wilhelm Hauffs
frühes Hinscheiden.

Von

Ludwig Uhland.

Dem jungen, frischen, farbenhellen Leben,
Dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben,
Ihm lasset uns zum Todtenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig — den blüthenvollen!

Noch eben war von dieses Frühlings Scheine
Das Vaterland beglänzt. — Auf schroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob sich neu
Ein Wolkenschloß, ein zauberhaft Gebäu.
Doch in der Höhle, wo die stille Kraft
Des Erdgeist's — räthselhafte Formen schafft:
Am Fackellicht der Phantasie entfaltet,
Sahn wir zu Heldenbildern sie gestaltet;
Und jeder Hall, in Spalt und Kluft versteckt,
Ward zum beseelten Menschenwort erweckt.

Mit Heldenfahrten und mit Festestänzen,
Mit Satyrlarven und mit Blumenkränzen
Umkleidete das Alterthum den Sarg,
Der heiter die verglühte Asche barg:
So hat auch Er, dem unsre Thräne thaut,
Aus Lebensbildern sich den Sarg erbaut.

Die Asche ruht — der Geist entfleugt auf Bahnen
Des Lebens, dessen Fülle wir nur ahnen,
Wo auch die Kunst ihr himmlisch Ziel erreicht
Und vor dem Urbild jedes Bild erbleicht.

Wilhelm Hauffs Gedichte.

Inhalt.

	Seite
Der Schwester Traum. 1827	35
Mutterliebe. 1821	38
An die Freiheit. 1822	40
Zur Feier des 18. Junius 1822—24	42
Turnerlust. 1823	47
Burschenthum. 1823	49
Trinklied. 1824	51
Reiters Morgengesang. 1824	53
Soldatenmuth. 1824	54
Prinz Wilhelm. 1824	56
Soldatentreue. 1824	58
Soldatenliebe. 1824	59
Hans Huttens Ende	60
Entschuldigung	62
Jesuitenbeichte. 1826	65
Regel für Kranke	67
Schriftsteller	68
Lehre aus Erfahrung	69
Amor der Räuber. 1822	70
Logogryph. 1827	71
Räthsel. 1827	72
Charade. 1827	74
Stille Liebe. 1824	75
Trost. 1824	76
Sehnsucht. 1824	77
Ihr Auge. 1824	79
Serenade. 1824	80
Die Freundinnen an der Freundin Hochzeittage	81
An Emilie	83
Der Kranke. 1820	85
Grabgesang. 1826	87
Aus dem Stammbuch eines Freundes. 1824	88

Der Schwester Traum.

Sie ſchläft. — Es iſt die letzte Nacht des Jahres,
Und wenn die Morgenglocken wieder tönen,
Grüßt eine neue Zeit das holde Kind.

Man ſagt, in dieſer letzten Mitternacht
Entſteigen ihren Gräbern manche Schatten,
Die Seelen ſchweben von dem Himmel nieder,
Die Heimath und die Freunde zu beſuchen.
Auch ſie gedachte dieſer alten Sage,
Als ſie im ſtillen, einſamen Gemach
Die Ruhe ſuchte, und den ſchönen Augen
Entſtrömten Thränen. Doch nicht kind'ſche Angſt
Vor der geheimnißvollen Wiederkehr
Geſchied'ner Geiſter trübte ihre Blicke;
Nein, die Erinn'rung an geliebte Schatten,
Die Wehmuth um ſo manches theure Grab
Senkte ſich nieder in die ſtille Seele;
Sie hat für ſie gebetet und geweint.

Sie ſchlummert, und es nahen die Verlornen,
Die ſchönen Todten, ihrem ſtillen Lager,
Die Schweſtern ihrer Jugend ſtehen auf
Von einer Welt, wo keine Blüthe ſtirbt.

Erkennst Du sie? Du siehst sie nimmer wieder
Als blühende, als irdische Gestalten;
Nicht, wie sie Blumen pflückten, Kränze banden,
Nicht, wie sie um den trauten Winterheerd
Die schaurig schönen Märchen Dir erzählten,
Nicht, wie Du ihnen unter Lust und Scherz
Zum Maientag die schönen Haare flochtest —
Dies Alles blieb in ihrem frühen Grab.
Sie nahen Dir mit geisterhaftem Schimmer,
Umstrahlt von heil'gem, überird'schem Glanz.
Doch, sind die Blüthenkränze abgestreift,
Ist ihrer Jugend Schmuck im Sarg zerfallen,
Sie bringen doch die alte Liebe mit,
Und sanfter als in ihrer Erdenschöne,
Und weich und zärtlich wie der Lampe Licht,
Das Deine milden Züge still umschwebt,
Sind sie genaht, und deinem geist'gen Blick
Begegnen grüßend ihre lichten Augen,
Von Strahlen der Unsterblichkeit gefüllt.

Sie segnen Dich; von ihren heil'gen Lippen
Ertönt es wie der Aeolsharfe Ton,
Wenn lieblich flüsternd durch die feinen Saiten
Der Hauch des Abends weht: „Geliebte Schwester,
Wir denken Deiner, und wir sind Dir nah',
Und segnend schweben wir um Deine Tritte,
So oft dein Aug' im schönen Morgenroth,
Im heitern Blau des Mittags sich ergeht,
Trifft uns dein Blick; siehst du den Wölkchen nach,
Die in dem Meer der Abendröthe segeln,
Dort schiffen wir; und auf des Mondes Strahl,
Der mild und freundlich in dein Fenster fällt,
Entschweben wir von deinem stillen Lager
Mit deinen Thränen nach den sel'gen Höhn."

So flüſtern ſie und neigen ſich herab,
Die Stirn der theuern Schlafenden zu küſſen
Und dann beflügelt, eh' ſie ſchnell erwacht,
Eh' ihre Augen die Erſcheinung haſchen,
Im milden Strahl des Mondes aufzuſchweben
Nach ſel'gen Höhn. Ja dort, wo anders fände
Die Schweſterliebe ihre ew'ge Heimath?
So ſtürmiſch nicht, nicht ſo voll hoher Worte,
Wie Bruderliebe, doch nicht minder tief,
Gleicht ſie dem Bergſee, der in heil'ger Stille
Den Himmel und die friedlichen Geſtade
Getreuer wiederſpiegelt als der Bergſtrom,
Der Bild und Ufer in ſein Bett begräbt.

Ja, tief und ſelig iſt die Schweſterliebe,
Und zarter, rührender erſcheint ſie kaum,
Als wenn ſie über Gräbern noch ſich findet,
Und Todte leben in der Schweſter Traum.

Mutterliebe.

Mutterliebe!
Allerheiligſtes der Liebe!
Ach! die Erdenſprache iſt ſo arm,
O! vernähm' ich jener Engel Chöre,
Hört ich ihrer Töne heilig Klingen,
Worte der Begeiſt'rung wollt ich ſingen:
„Heilig, heilig iſt die Mutterliebe!“

Wie die Sonne geht ſie lieblich auf,
Blickt herab den Blick voll ſüßen Frieden,
Lächelt freundlich ihrer jungen Blüthen —
Und die Pflanze ſproßt zum Licht hinauf.
Rauhe Stürme ziehen durch die Flur,
Und die junge Pflanze bebet,
Doch die Sonne blickt durch die Natur,
Und die junge Pflanze lebet,
Neu erwärmt von ihrem Blick, und ſtrebet
Höher noch zu ihrer Sonne auf.

Mutterliebe! du, du biſt die Sonne!
O wie leuchteſt du der Blüthe doch ſo warm!
O wie heilig iſt die Mutterwonne,
Wenn das Kind umſchlingt der Treue Arm!
So am Abend, ſo am Morgen,
Nie ermattet ſie,
Wacht in Freuden, wacht in Sorgen
Spät und früh;
Sie begießt mit Mutterthränen
Ihrer Augen Luſt,
Wärmet ſie mit ſtillem Sehnen
An der treuen Bruſt.

Süße Hoffnung ſchwellt die Mutterbruſt,
Daß die Blüthe werd' zur Knoſpe keimen,
Früchte ſieht ſie in den ſüßen Träumen —
Heil'ge, reine Mutterliebe,
Daß ſich nie dein ſtiller Himmel trübe!

Mutterliebe!
Allerheiligſtes der Liebe!
Dir ertönten jener Engel Chöre;
Als der Herr zur Erde niederſtieg,
Wollt' er an der Mutterlieb' erwarmen
Und erwachte in der Mutter Armen.

Sinket nieder,
Schweſtern, Brüder,
Fleht zu dem, der Mutterlieb' gekannt,
Der ſie ſchuf, ſein reinſtes Seelenband,
Fleht mit uns, ihr Geiſter unſrer Lieben,
Tragt es aufwärts unſer kindlich Fleh'n,
Tragt's hinauf zu jenen Sternenhöh'n,
Werft euch nieder vor des Vaters Thron,
Fallet nieder vor der Mutter Sohn,
Daß auf uns er ſeine Gnade ſenke
Und den ſüßen Troſt uns immer ſchenke —
Das ſegensvolle Heiligthum der Liebe,
Der Mutterliebe!

An die Freiheit.

Was mir so leise einst die Brust durchbebte,
Als ich zuerst zum Jüngling war erwacht,
Was sich so hold in meine Träume webte,
Ein lieblich Bild aus mancher Frühlingsnacht;
Und was am Morgen klar noch in mir lebte,
Was dann, zur lichten Flamme angefacht,
Mit kühner Ahnung meine Seele füllte —
Es wären nur der Täuschung Luftgebilde?

Was ich geschaut im großen Buch der Zeiten,
Wenn ich der Völker Schicksal überlas,
Was ich erkannt, wenn ich die Sternenweiten
Der Schöpfung mit dem trunk'nen Auge maß,
Was ich gefühlt bei meines Volkes Leiden,
Wenn sinnend ich am stillen Hügel saß —
Ich fühle es an meines Herzens Glühen,
Es war kein Traumbild eitler Phantasien!

Du, stille Nacht, und du, o meine Laute!
Nur euch, ihr Trauten, hab' ich es gesagt;
Ertönt's noch einmal, was ich euch vertraute,
Erzählt's dem Abendhauch, was ich geklagt,
O sagt's ihm, was ich fühlte, was ich schaute,
Und was mein ahnend Herz zu hoffen wagt;
O Freiheit, Freiheit! dich hab ich gesungen,
Und meiner Ahnung Lied hat dir geklungen!

Die müde Sonne ist hinab gegangen,
Der Abendschein am Horizont zerrinnt,
Doch du, o Freiheit, spielst um meine Wangen,
Stiegst du hernieder mit dem Abendwind?

Nach dir, nach dir ringt heißer mein Verlangen,
Ich fühl's, du schwebst um mich so mild, so lind —
O weile hier, wirf ab die Adlerflügel!
Du schweigst? du meidest ewig Deutschlands Hügel?

Wohl lange ist's, seit du so gerne wohntest
Bei unsern Ahnen in dem düstern Hain;
Dünkt dir, wie gern du auf den Bergen thronest
Vom eis'gen Belt bis an den alten Rhein?
Mit Eichenkränzen deine Söhne lohntest?
Das schöne Land soll ganz vergessen seyn?
Noch denkst du sein; es wird dich wiedersehen,
Wird auch dein Geist dann längst mein Grab umwehen.

Zur Feier des 18. Junius.

I.

Seyd mir gegrüßt im grünen Lindenhain,
Seyd mir gegrüßt, ihr meine deutschen Brüder;
Auf! sammelt euch in festlich frohen Reih'n,
Stimmt fröhlich an des Sieges Jubellieder,
Daß heut der stolze Adler niedersank,
Daß sich mein Volk einlöste mit dem Schwerte
Sein Heldenthum, der Freiheit Ruhm, die deutsche Erde,
Trags zu den Wolken, donnernder Gesang!

Trübt auch die Wolke unsers Festes Glanz,
Sind auch zerschlagen schon des Siegs Altäre,
Die jüngst noch, in dem jungen Siegerkranz,
Der Deutsche weihte seines Volkes Ehre;
Mög' Argliſt auch und Trug mit finſt'rem Bann
Dem Siegervolke noch die Zunge binden,
Begeisterung, des Jünglings Dank soll's laut verkünden:
„Wer dort gekämpft, fiel nicht für einen Wahn!“

Denn auferstehen soll ein neu Geschlecht,
Wir fühlen Kraft in uns, uns dran zu wagen,
Zu kämpfen für die Wahrheit und das Recht,
Um deutsch zu seyn, wie in der Vorzeit Tagen!
Ein hoher Sinn stieg auf aus blut'gem Streit,
Es kehrt der bied're Geist der Väter wieder,
Und stolzer steh'n, in deutscher Kraft und frei, o Brüder,
Wir auf den Trümmern der vergang'nen Zeit.

Drum tretet muthig in die Kämpferbahn,
Noch gilt es ja, das Ziel uns zu erringen!
Für's liebe Vaterland hinan! hinan!
Doch nur von Innen kann das Werk gelingen,
Und nicht durch Völkerzwist, durch Waffenruhm,
Nein, unser Weg geht durch Minerva's Hallen;
Laßt uns vereint zum Ideal, zum Höchsten wallen,
Erschaffen uns ein echtes Bürgerthum!

Ja, so ersteht ein freies Vaterland,
O Bruderbund, dies hast du dir erkoren!
Hebt in die Lüfte auf die treue Hand,
Dem Vaterlande sey es fest geschworen!
O schöne Saat; der junge Stamm erblüht,
Und schützend ragt er auf wie Deutschlands Eichen,
Blüh', schöner Stamm, die Sonne kommt, die Schatten weichen,
Und fern dahin die dunkle Wolke zieht.

II.

1823.

Ferne in der fremden Erde
Ruhet ihr bei euerm Schwerte
In des Todes sichrer Hut:
Heil'ger Frieden
Lohnt euch Müden
Nach des Tages heißer Glut.

Frankreichs Adler saht ihr fallen,
Hörtet Siegesdonner schallen,
Als der Tod das Auge brach:
Heil euch Lieben,
Träumet drüben
Von der Freiheit goldnem Tag.

Selig preis' ich eure Looſe
In der Erde kühlem Schooße.
Ach, ihr ſaht der Freiheit Licht,
Saht ſie ſteigen
Ueber Leichen —
Doch ſie ſinken ſaht ihr nicht.

Fern von eurem Siegesthale
Denken wir beim Todesmahle
Innig eurer Siegerſchaar,
Und wir gießen,
Euch zu grüßen,
Thränen auf den Feſtaltar.

TAYLOR INSTITUTION UNIVERSITY OF OXFORD LIBRARY

III.

1824.

So nahſt du wieder, holde Siegesfeier,
Die unſre Bruſt mit ſüßen Träumen füllt,
Die mit der Freude dichtgewebtem Schleier
Das trübe Bild der Gegenwart verhüllt;
Du nahſt — und alle Herzen ſchlagen freier,
Geſang und Jubel tönet durchs Gefild,
Und meiner Brüder frohe Blicke ſagen:
„Es war mein Volk, das dieſe Schlacht geſchlagen!“

Es war mein Volk! und nicht die frohen Binden
Von Eichlaub ſollten ſchmücken das Gelag;
Wohl ſollten wir Zypreſſenkränze winden
Um mancher Hoffnung frühen Sarkophag;
Doch — den Gefallnen laßt uns Kränze winden,
Und einmal noch am frohen Siegestag,
Weil rings um uns des Sieges Früchte welken,
Laßt uns in der Erinnrung Träume ſchwelgen.

Drum grüß' ich dich, du Feld, wo sie gefallen,
Wo froh ihr Aug' im Siegesdonner brach!
Drum grüß' ich euch in euern Wolkenhallen,
Ihr Tapfern, die ihr tilgtet unsre Schmach!
Euch, tapfern Sängern, euch, ihr Helden allen,
Euch tönen unsre Liebesgrüße nach,
Und euch, die ihr dem Auge schnell entschwunden,
Der jungen Freiheit kurze Frühlingsstunden!

Und hätte man den Denkstein euch zerschlagen
Und eure Kränze in den Staub gedrückt;
Die Blumen haben in des Frühlings Tagen
Der Helden Grab mit neuem Grün geschmückt.
So keimt auch unsre Hoffnung unter Klagen;
Denn ob der Sturm sie Blatt für Blatt zerpflückt,
Neu sproßt sie aus dem Hügel eurer Leichen,
Und Gott wird wachen über ihren Zweigen.

IV.

1824.

Wo Eine Glut die Herzen bindet,
Wo Aug' dem Auge nur verkündet,
Was Sehnsucht in dem Herzen spricht;
Wo, wenn der Sturm die Form zerspaltet,
Die Gottheit in den Trümmern waltet,
Kennt man der Liebe Trennung nicht.

Heran, ihr Brüder! Nord und Süden,
Ob euch des Herrschers Wink geschieden,
Laßt uns Ein Volk von Brüdern seyn;
Schließt ja in Schönbunds weiten Auen
Von allen Strömen, allen Gauen
Ein Rasen unsre Brüder ein.

Wohl iſt der Siegsgeſang verklungen,
Ganz anders wird jetzt vorgeſungen,
Ganz andre Weiſen ſpielt man vor;
Doch tönt, von Wehmuth fortgetragen,
Ein Ton noch aus den beſſern Tagen
Und ſchlägt an manch empfänglich Ohr.

Hört ihr auf Frühlings leichten Schwingen
Den alten Ton herüber klingen
Von unſrer Brüder Schlachtgefild?
Der Einklang iſt's von tauſend Tönen,
Der mächtig in Germanias Söhnen
Zu der Begeiſt'rung Wogen ſchwillt.

Turner-Lust.

Was zieht dort unten das Thal entlang?
Eine Schaar im weißen Gewand; —
Wie muthig brauſet der volle Geſang!
Die Töne ſind mir bekannt.
Sie ſingen von Freiheit und Vaterland,
Ich kenne die Schaaren im weißen Gewand.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Die Turner ziehen aus.

Die Turner ziehen in's grünende Feld
Hinaus zur männlichen Luſt;
Daß Uebung kräftig die Glieder ſtählt,
Mit Muth ſie füllet die Bruſt.
Drum ſchreiten die Turner das Thal entlang,
Drum tönet ihr muthiger froher Geſang:
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Du fröhliche Turner-Luſt.

O ſieh, wie kühn ſich der Blick erhebt,
Wenn der Arm den Gegner erfaßt!
Und frei, wie der Aar durch die Lüfte ſchwebt,
Fliegt auf der Turner am Maſt;
Dort ſchaut er weit in die Thäler hinaus,
Dort ruft er's froh in die Lüfte hinaus:
Hurrah! Hurrah! Hurrah!
Du fröhliche Turner-Luſt!

Es iſt kein Graben zu tief, zu breit,
Hinüber mit flüchtigem Fuß!
Und trennt die Ufer der Strom ſo weit,
Hinein in den toſenden Fluß!

Er theilt mit dem Arm der Fluthen Gewalt,
Und aus den Wogen sein Ruf noch schallt:
Hurrah! hurrah! hurrah!
Du fröhliche Turner-Luft!

Er schwingt das Schwert in der starken Hand,
Zum Kampfe stählt er den Arm;
O dürft er's ziehen für's Vaterland!
Es wallt das Herz ihm so warm.
Und sollte sie kommen, die herrliche Zeit,
Sie fände den tapfern Turner bereit!
Hurrah! hurrah; hurrah!
Wie ging's dann muthig in Feind!

So wirbt der Turner um Kraft und Muth
Mit Frühroths freundlichem Strahl,
Bis spät sich senket der Sonne Gluth
Und Nacht sich bettet im Thal;
Und klingt der Abendglocken-Klang,
Dann ziehn wir nach Haus mit fröhlichem Sang:
Hurrah! hurrah! hurrah!
Du fröhliche Turner-Luft!

Das Burschenthum.

Wenn die Becher fröhlich kreisen,
Wenn in vollen Sangesweisen
Tönt so manches Helden Ruhm,
Ja, da muß man dich auch singen,
Muß auch dir die Becher schwingen,
Dir, du altes Burschenthum!

Fragt Ihr, wo die Freiheit wohne?
Auf Europa's weiter Zone
Habt Ihr nimmer sie gesehn;
Nur bei alter treuer Sitte,
In der Burschen froher Mitte
Mag ihr Tempel noch besteh'n.

Froh und frei, wie's unsre Alten
Einst zu ihrer Zeit gehalten,
Leben wir, so lang es gilt;
Freuen uns mit leerer Tasche,
Wenn uns nur aus voller Flasche
Klar der braune Nectar quillt.

Nicht in marmornen Trophäen
Kann die späte Nachwelt sehen,
Was wir Brüder hier gethan;
Doch zum Denkstein unsern Siegen
Häufen wir aus leeren Krügen
Hohe Pyramiden an.

Mit dem Humpen in der Linken
Wollen wir Dein Wohlseyn trinken,
Altes, frohes Burschenthum;
Mit dem Hieber in der Rechten
Wollen wir Dich kühn verfechten,
Freies, tapfres Burschenthum!

Trinklied.

Wer seines Leibes Alter zählet
Nach Nächten, die er froh durchwacht,
Wer, ob ihm auch der Thaler fehlet,
Sich um den Groschen lustig macht,
Der findet in uns seine Leute,
Der sey uns brüderlich gegrüßt,
Weil ihn, wie uns, der Gott der Freude
In seine sanften Arme schließt.

Wenn von dem Tanze sanft gewieget,
Von Flötentönen sanft berauscht,
Sein Liebchen sich im Arme schmieget,
Und Blick um Liebesblick sich tauscht;
Da haben wir im Flug genossen
Und schnell den Augenblick erhascht,
Und Herz an Herzen festgeschlossen
Der Lippen süßen Gruß genascht.

Den Wein kannst Du mit Gold bezahlen,
Doch ist sein Feuer bald verraucht,
Wenn nicht der Gott in seine Strahlen,
In seine Geisterglut Dich taucht;
Uns, die wir seine Hymnen singen,
Uns leuchtet seine Flamme vor,
Und auf der Töne freien Schwingen
Steigt unser Geist zum Geist empor.

Drum, die ihr frohe Freundesworte
Zum würdigen Gesang erhebt,
Euch grüß' ich, wogende Akkorde,
Daß ihr zu uns hernieder schwebt!

Sie rauchen auf — sie schweben nieder,
Im Vollton rauschet der Gesang,
Und lieblich hallt in unsre Lieder
Der vollen Gläser Feierklang.

So haben's immer wir gehalten
Und bleiben fürder auch dabei,
Und mag die Welt um uns veralten,
Wir bleiben ewig jung und neu.
Denn, wird einmal der Geist uns trübe,
Wir baden ihn im alten Wein,
Und ziehen mit Gesang und Liebe
In unsern Freudenhimmel ein.

Reiters Morgengesang.

Nach einem ſchwäbiſchen Volkslied.

Morgenroth,
Leuchteſt mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blaſen,
Dann muß ich mein Leben laſſen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,
War der Luſt ein End gemacht.
Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen,
Heute durch die Bruſt geſchoſſen,
Morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Geſtalt!
Thuſt du ſtolz mit deinen Wangen,
Die mit Milch und Purpur prangen?
Ach, die Roſen welken all!

Darum ſtill,
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, ſo will ich wacker ſtreiten,
Und ſollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

Soldatenmuth.

Soldatenmuth ſiegt überall,
Im Frieden und im Krieg,
Bei Flöten- und Kanonenſchall
Erkämpft er ſich den Sieg:
Sey's um ein Küßchen mit der Maid,
Sey's mit dem Feind um Blut,
Da iſt er ſchnell zum Kampf bereit,
Da ſiegt Soldatenmuth,
Hurrah!
Da ſiegt Soldatenmuth!

Wenn ſich der Tanz im Wirbel ſchwingt,
Und Aug' in Auge blickt,
Der Arm ſich um die Hüfte ſchlingt,
Und Hand in Hand ſich drückt,
Da iſt die Maid in kurzer Friſt
Dem ſchlanken Burſchen gut;
Wer lange fragt, hat nie geküßt,
Da ſiegt Soldatenmuth,
Hurrah!
Da ſiegt Soldatenmuth!

Und wenn am heißen Sommertag
Den Marſch die Hitze drückt,
Und wenn das raſche Roß erlag
Und müd zur Erd' ſich bückt,
Hat der Soldat ſich aufgerafft,
Er ſinget wohlgemuth,
Wirbt durch Geſang ſich neue Kraft;
So ſiegt Soldatenmuth,
Hurrah!
So ſiegt Soldatenmuth!

Und wenn im Thal die Banner weh'n,
Und Heer an Heer ſich ſchließt,
Und uns von den Batt'rienhöh'n
Kanonendonner grüßt:
Da reißt uns durch den Waffenplan
Des Kampfes wilde Glut,
Da mit dem Schwert, Mann gegen Mann,
Da ſiegt Soldatenmuth,
Hurrah!
Da ſiegt Soldatenmuth.

Und wenn mein Stündlein kommen ſollt',
So bin ich friſch zur Hand;
Ich ſterb ja nicht für eitles Gold,
Ich fall für's Vaterland.
Was ich geſollt, hab' ich gethan
Und hab's gelöst mit Blut:
So lebt, ſo ſtirbt für ſeine Fahn',
So ſiegt Soldatenmuth!
Hurrah!
So ſiegt Soldatenmuth!

Prinz Wilhelm.

Prinz Wilhelm, der edle Ritter,
Ritt hinaus ins Schlachtgewitter,
Ritt mit aus in blut'gen Strauß;
Denn als man die Trommel rührte
Und nach Frankreich abmarschirte,
Blieb der Kronprinz nicht zu Haus.

Durch des Rheines wilde Wogen
Ist er schnell hindurchgezogen,
Ziehet weiter ohne Ruh.
Auf die Feinde durch die Wälder,
Durch die eisbedeckten Felder,
Auf die Feinde eilt er zu.

Bei Brienne, im dunkeln Walde,
Unser Jägerhorn erschallte,
Unf're Trommeln wirbeln drein;
In den Feind durch Sumpf und Graben
Stürmt der Prinz mit seinen Schwaben,
Daß der Sieg muß unser seyn.

Und bei Monterau's blut'ger Brücken,
Als der Feind wollt schier erdrücken
Unf're kleine treue Schaar,
Hat Er gegen Sturmsgewalten
Ritterlich den Paß gehalten,
Bis sein Volk gerettet war.

An der Aube, am Marnestrande,
An der Seine weitem Lande
Kennt man Wilhelm und sein Schwert;
Epinal auf blut'gen Wegen,
Troyes' heißer Kugelregen
Haben seinen Stamm bewährt.

Ja, wo treue Schwaben ſtritten,
War auch in des Kampfes Mitten
Unſer Kronprinz ſtets dabei;
Ja, ſo ſtritt im Schlachtgewitter
Prinz Wilhelm, der edle Ritter,
Furchtlos, wie ſein Wort, und treu.

Schlaget ein, ihr Kameraden!
Wenn zum Krieg die Trommeln laden,
Strömen freudig wir herbei;
Denn als König zieht der Ritter
Nun voraus in's Schlachtgewitter,
Furchtlos, wie ſein Wort, und treu.

Soldatentreue.

Wohl dem, der geschworen
Zur Fahne den Eid,
Der sich zum Schmuck erkoren
Des Königs Waffenkleid!

Sey Treue verrathen,
Sey Ehre verbannt,
Doch geh'n mit dem Soldaten
Sie beide Hand in Hand.

Es grüßt ja zur Seite
Sein Säbel ihm zu
Und ruft ihm aus der Scheide:
„So treu wie Stahl seyst du!"

Die Büchse, sie winket
So freundlich und rein;
So rein, als wie sie blinket,
Soll seine Ehre seyn.

Das tönt ihm so süße,
Das schwellt ihm den Arm,
Das macht, wie Liebchens Küsse,
Soldatenherz so warm!

Drum auf! es ertönen
Trompeten voll Muth!
In Vaterlandes Söhnen
Wallt treues Heldenblut!

Die Welt mag zerreißen
Die Schwüre wie Spreu;
Ich weiß ein Wort wie Eisen,
Es heißt: Soldatentreu'.

Soldatenliebe.

Steh' ich in finſt'rer Mitternacht
So einſam auf der fernen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb?

Als ich zur Fahne fort gemüßt,
Hat ſie ſo herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geſchmückt
Und weinend mich ans Herz gedrückt!

Sie liebt mich noch, ſie iſt mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemuth;
Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es an's treue Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe mildem Schein
Gehſt du wohl in dein Kämmerlein
Und ſchickſt dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebſten in der Fern!

Doch, wenn du traurig biſt und weinſt,
Mich von Gefahr umrungen meinſt;
Sey ruhig, bin in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke ſchlägt, bald naht die Rund'
Und löst mich ab zu dieſer Stund';
Schlaf wohl im ſtillen Kämmerlein
Und denk in deinen Träumen mein.

Hans Huttens Ende.

Laut rufet Herr Ulrich, der Herzog, und sagt:
„Hans Hutten, reite mit auf die Jagd,
Im Schönbuch weiß ich ein Mutterschwein,
Wir schießen es für die Liebste mein.“

Und im Forst sich der Herzog zum Junker wandt':
„Hans Hutten, was flimmert an deiner Hand?“ —
„Herr Herzog, es ist halt ein Ringelein,
Ich hab es von meiner Herzliebsten fein.“ —

„Herr Hans, du bist ja ein stattlicher Mann,
Hast gar auch ein güldenes Kettlein an:“ —
„Das hat mir mein herziger Schatz geschenkt,
Zum Zeichen, daß sie noch meiner gedenkt.“

Und der Herzog blicket ihn schrecklich an:
„So? das hat alles dein Schatz gethan!
Der Trauring ist es von meinem Weib,
Das Kettlein hing ich ihr selbst um den Leib.“

O Hutten! gib deinem Rappen den Sporn,
Schon rollet des Herzogs Auge im Zorn!
Flieh, Hutten! es ist die höchste Zeit,
Schon reißt er das blinkende Schwert aus der Scheid!

„Dein Schwert 'raus, Buhler, mich dürstet sehr,
Zu sühnen mit Blut meines Bettes Ehr!“
Flugs, Junker, ein Stoßgebetlein sprich,
Wenn Ulrich haut, haut er fürchterlich.

Es krachen die Rippen, es bricht das Herz;
Ruhig wischet Ulrich das blutige Erz,
Ruhig nimmt er des ledigen Pferdes Zaum
Und hänget die Leich an den nächsten Baum.

Es steht eine Eiche im Schönbuchwald,
Gar breit in den Aesten und hochgestalt;
Zum Zeichen wird sie Jahrhunderte stahn,
Hier hing der Herzog den Junker dran.

Und wenn man den Herzog vom Lande jagt,
Sein Name bleibt ihm, sein Schwert; er sagt:
„Mein Nam', er verdorret ja nimmermehr,
Und gerächet hab' ich des Hauses Ehr."

Entschuldigung.

Kam einst ein englischer Kapitan
Zu Stambul in dem Hafen an;
Der wollte nach der langen Fahrt
Sich gütlich thun nach seiner Art
Und in Stambuls krummen Gassen
Vor den Leuten sich sehen lassen.
Hatte auch weit und breit gehört,
Wie die Türken so schöne Pferd,
Reiche Geschirr und Sättel haben;
Wollte auch wie ein Türke traben
Und bestellt auf Abends um Vier
Ein recht feurig arabisch Thier,
Ziehet sich an im höchsten Staat,
Rothem Rock, mit Gold auf der Naht,
Schwärzt den Bart um Wange und Maul
Und steigt Punkt vier Uhr auf den Gaul.
Drauf, als er reitet durch das Thor,
Kam es den Türken komisch vor,
Hatten noch keinen Reiter gesehn
Wie den englischen Kapitän;
Die Knie hatt' er hinaufgezogen
Und seinen Rücken krumm gebogen,
Die Brust mit den Tressen eingedrückt,
Auch den Kopf tief herabgebückt.
Saß zu Pferd wie ein armer Schneider.
Doch der Schiffskapitän ritt weiter,
Glaubte getrost, die Türken lachen
Aus lauter Bewundrung in ihrer Sprachen.
So ritt er bis zum großen Platz,
Da machte der Araber einen Satz

Und steigt; der englische Kapitän
Ergreift des Arabers lange Mähn',
Gibt ihm verzweiflungsvoll die Sporen
Und schreit ihm auf Englisch in die Ohren;
Das Roß den Reiter nicht verstand,
Setzt wieder und wirft ihn in den Sand.
Die Türken den Rothrock sehr beklagen,
Haben ihn auch zu Schiff getragen,
Und seinem Dragoman, einem Scioten,
Haben sie hoch und streng verboten,
Er dürf's nimmer wieder leiden,
Daß der Herr den Araber thät reiten.
Als sie verlassen den Kapitan,
Befiehlt er gleich dem Dragoman,
Ihm auf Englisch auszudeuten,
Was er gehört von diesen Leuten.
Der Grieche spricht: „Es ist nichts weiter,
Sie glauben, Ihr seyd ein schlechter Reiter,
Wollen, Ihr sollt in Stambuls Gassen
Nimmer zu Pferd Euch sehen lassen."
Deß hat sich der Kapitän gegrämt
Und vor den Türken sehr geschämt.
Spricht zum Dragoman: „Geh hinein
Und sage den Türken: Es kommt vom Wein;
Der Herr ist sonst ein guter Reiter;
Aber heut an der Tafel, leider,
Hat er sich ziemlich in Sekt betrunken,
Da ist er im Rausch vom Pferde gesunken."
Der Grieche ging zum Hafenthor
Und trug den Türken die Sache vor.
Doch diese hören ihn schaudernd an:
„Wir glaubten Gutes vom rothen Mann
Und dachten, er sitze schlecht zu Pferd,
Weil's ihn sein Vater nicht besser gelehrt;
Aber wie? von Wein betrunken,

Iſt er im Rauſche vom Pferd geſunken!
Pfui dem Giaur und ſeinem Glas,
Allah thue ihm dies und das!“
Da ſprach ein alter Muſelmann:
„Glaubt's nicht, Leute, höret mich an,
Nicht, weil der Frank zu viel getrunken,
Iſt er ſchmählich vom Roß geſunken.
Hab' gleich gedacht, es wird ſo geh'n,
Als ich ihn habe reiten ſeh'n,
Die Knie hoch hinaufgezogen,
Den Rücken krumm und ſchief gebogen,
Die Bruſt mit Treſſen eingedrückt,
Kopf und Nacken niedergebückt.
Denk ich, wenn ſein Rößlein ſcheut,
Ihn ſein Reiten gewiß gereut.
Aber nein, ich will euch ſagen,
Warum er wollte den Wein verklagen
Und ſtellte ſich lieber als Säufer gar
Denn als ein ſchlechter Reiter dar.
Das macht des Menſchen Eitelkeit,
Die ihn zu Trug und Lug verleit't.
Will mancher lieber ein Laſter haben,
Hätt' er nur andere glänzende Gaben;
Und Mancher lieber eine Sünd' geſteht,
Eh' er eine Lächerlichkeit verräth;
Ein Dritter will gar zur Hölle fahren,
Um ſich ein falſch Erröthen zu ſparen.
So auch der fränkiſche Kapitan,
Schämt ſich und lügt uns lieber an,
Will lieber Säufer ſich laſſen ſchelten,
Als für einen ſchlechten Reiter gelten.“

Jesuitenbeichte.

Nach dem Franzöſiſchen.

Ich liebte zwanzig Mädchen nach der Reihe,
Und jeder war mein ganzes Herz geweiht,
Und jede ſchwur mir heute ew'ge Treue
Und brach ſchon morgen ihren heil'gen Eid.
Da ſchwur und flucht' ich, keinem Weib zu trauen.
„Mein Sohn, wer flucht, der ſündiget. Allein
Die Schuld liegt diesmal wirklich an den Frauen:
Du ſollſt verſöhnet und entſchuldigt ſeyn.“

Weil ich Beſtechung haßte wie die Hölle,
Fand mein Miniſter mich zu ungeſchickt,
Und einem feilen Kerl gab er die Stelle,
Der ſich vor ſeinem Kammerdiener bückt;
Da wünſchte ich Herrn C.... zum Teufel.
„Mein Sohn! welch' rohe Leidenſchaft! Allein
Bei kaltem Blut bereuſt du ohne Zweifel;
Du ſollſt entſchuldigt und verſöhnet ſeyn.“

Mit ſchönen Worten, blendenden Verſprechen
Hat ein bekannter Herr mich arm gemacht,
Und um mich für die Tauſende zu rächen,
Um die mich der Verräther hat gebracht,
Schalt ich Herrn V... einen Beutelſchneider.
„Mein Sohn! das Wort war freilich grob. Allein
Die Welt nennt ihn mit dieſem Namen, leider!
Du ſollſt entſchuldigt und verſöhnet ſeyn.“

Das Sakrileg, ich will's geſtehen, nannte
Ich ein Geſetz für Sklaven nur gemacht;
Der Menſchheit Schmach und des Jahrhunderts Schande,
Und P..., ihn, der es ausgedacht,

Schalt ich den Mörder aller freien Seelen.
„Mein Sohn! das war ein derber Schimpf. Allein
Du irrteſt menſchlich, irren heißt nicht fehlen;
Du ſollſt entſchuldigt und verſöhnet ſeyn.“

Und als ich dieſe arme Welt bedachte
Und ſah, wie Alles ſchief und irrig geht,
Wie man die Tugend und das Recht verlachte
Und wie jetzt Trug und Laſter oben ſteht,
Da — hielt ich Gott für einen leeren Namen.
„Mein Sohn! du haſt dich ſchwer verfehlt. Allein
Gott iſt barmherzig gegen Sünder, Amen!
Du ſollſt entſchuldigt und verſöhnet ſeyn.“

Ich liebte Eintracht in Pallaſt und Hütten;
Doch als ich ſchleichend wiederkehren ſah
Die Zwietracht an der Hand der Jeſuiten,
Da ſchwur ich ew'gen Haß Sankt Loyola
Und ew'gen Haß und Rache ſeinen Söhnen!
„Mein Sohn! ich bin die Langmuth ſelbſt. Allein
Das heißt fürwahr das Heiligſte verhöhnen!
Vor Uns und Gott kannſt du nicht ſchuldlos ſeyn.“

Regel für Kranke.

Haſt du mit dem Apotheker Streit,
Es dem Arzt zu klagen vermeid';
Haſt du über den Arzt zu klagen,
Sollſt du's nicht dem Apotheker ſagen;
Denn ſind ſie auch Feinde immerdar,
So werden ſie Freund am neuen Jahr,
Verkünden: der hat dies geſagt,
Und mir hat er von dir geklagt.
Wirſt du nun krank in den erſten Wochen,
Die Arznei ſie zuſammenkochen:

Recipe: Was er uns gethan,
Rühren wir ihm jetzt doppelt an;
Zwanzig Drachmen von ſeinen Klagen
Mit assa foetida für den Magen.
Misceatur, detur, nebſt unſ'rem Groll,
Alle Stunden zwei Löffel voll.

Und ſtirbſt du nicht in der Blüthezeit
Ihrer neuen Herzinnigkeit,
Laſſen ſie dich ſo lange liegen,
Bis ſie ſelbſt wieder Händel kriegen.

* * *

Merke: Zweier Gegner Klagen
Mußt du nicht hin und wieder tragen;
Weißt nicht, ob, die geſchieden ſcheinen,
Sich nachmals gegen dich vereinen.

Schriftsteller.

Es iſt kein Autor ſo gering und klein,
Der nicht dächt' etwas recht's zu ſeyn;
Und wär' er noch ſo ein armer Wicht,
Geht er doch ſtolz und aufgericht't,
Daß man glaubt, der leere Hut
Noch zu dem Kleinen gehören thut.
Auch kein Autor auf den andern baut;
Denn ſey ein Paar noch ſo vertraut,
Darfſt heut' den Einen herunterſetzen,
Willſt du den Andern höher ſchätzen,
Und morgen, auf des Zweiten Köſten,
Läßt ſich der Erſte nennen den beſten.

Lehre aus Erfahrung.

Hat dir ein Autor Geld gelieh'n
Und kommt und will den Wechſel zieh'n,
Und kannſt doch nicht ſogleich bezahlen,
Ihm auch keinen andern Trug vormalen,
So ſprich getroſt: „Jetzt weiß ich ſchon,
's war, als die treffliche Recenſion,
Wie Euer letztes Werk gelungen,
Stund in den Literatur-Zeitungen;
Waret gelobt über'n Schellenkönig,
Und dennoch, däucht es mir, zu wenig.
Aber könntet Ihr nicht noch borgen
Einige Zeit?“ — „Seyd ohne Sorgen,“
Der Autor drauf ganz freundlich ſpricht,
„Nach meinem Geld verlangt mich nicht.
Bleibet mein Freund! 's hat kein' Gefahr,
Könnt mich bezahlen bis über's Jahr.“

Amor der Räuber.

Nach dem Italieniſchen.

Die Unſchuld ſaß in grüner Laube,
Sie hielt ein Täubchen in dem Schooß;
Und Amor kam: Gieb mir die Taube;
Ein Weilchen nur gieb deine Taube.
Die Unſchuld ließ ſie lächelnd los,
Doch hielt ſie Täubchen an dem Band,
Das ſich um Täubchens Flügel wand.

Doch kaum hat er die weiße Taube,
So ſchneidet er den Faden ab;
Und höhniſch lachend mit dem Raube
Entflieht der Räuber aus der Laube,
Und nimmer kehrt der loſe Knab'.
Und als ihr Täubchen nimmer kam,
Ward ſie dem Räuber ewig gram.

Logogryph.

Kennſt du das Wort, das Herzen mächtig bindet?
Kennſt du der Liebe trauliches Symbol?
Das feſte Band, das ſich um Freunde windet,
Des Fürſten Heil, des Vaterlandes Wohl?

An Stärke muß ihm Stahl und Eiſen weichen;
Doch hat es einen mächt'gen ſtillen Feind;
Streichſt du des hohen Wortes erſtes Zeichen,
Haſt du die finſtre Macht, die ich gemeint.

So lang die Welt ſteht, liegen dieſe beiden
Im Kampf um höchſtes Leid und höchſte Luſt;
Halt feſt am Ganzen; laß ſie nimmer ſtreiten
In deiner ſtillen und zufriednen Bruſt.

Räthsel.

1.

Es ist ein Wort, dreideutig dem Germanen;
Einst war das Erste furchtbar seinen Ahnen;
Der schwere Zeiger der Geschichte rückt,
Der Deutsche erbt das Scepter; ihr erblickt,
Wie dem erwählten deutschen Sohne
Im Zweiten die gewicht'ge Krone
Der Bischof auf die Stirne drückt.
Es kreist im hochgewölbten Saale
Das Dritte bei dem Krönungsmahle.

2.

Noch sitzt auf halbverfall'nem Throne,
Noch hält die längst bestritt'ne Krone
Die alte Königin der Welt.
Ob sie wohl je vom Throne fällt?
Vielleicht: doch liest du sie von hinten,
So wirst du einen König finden,
Der herrscht, seitdem die Welt besteht,
Deß Reich nur mit der Welt vergeht;
Sie schießt nicht ewig Donnerkeile,
Doch ewig treffen seine Pfeile.

3.

Einst hieß man mich die schönste aller Frauen,
Selbst Könige entzweite meine Macht.
Zehntausend Krieger aus Europas Gauen,
Von Asiens Landen schlugen manche Schlacht,

Und eher nicht war ihres Kampfes Ziel,
Als bis erſchlagen alle Heldenſöhne,
Und bis ein ſtolzes Königshaus zerfiel;
Und dennoch pries man die unſel'ge Schöne.

Und wieder tönte jüngſt mein alter Namen,
Doch bin ich häßlich und verlaſſen nun,
Von allen, die des Weges zu mir kamen,
Will keiner lang an meiner Seite ruh'n;
Nur Einer kam, der Erſte, dem nicht graut,
An meinem Heerd für immer ſtill zu liegen,
Der lange mir in's blaſſe Antlitz ſchaut
Und bitter lacht ob meinen düſtern Zügen.

„Ach, darum alſo," ſprach er, „läßt du feiern
Dein unheilvoll Gedächtniß bis auf heut,
Damit du reih'teſt zu den alten Freiern
Auch einen Heros aus der neuen Zeit?
Doch lockſt du mich mit keinem Erdentand,
Denn Zeus zerſchlug dein Ilium in Scherben;
Wohlan! auch meine Trojer deckt der Sand,
So laß mich denn in deinen Armen ſterben."

Charade.

Der erſten Sylb' entſtrömen Wein und Lieder,
Und was du einſam denkſt, macht ſie bekannt,
Oft gehn ſie mit dem Zwang auch Hand in Hand,
Schlägt ſelbſt in Feſſeln deine freien Glieder!
Doch gibt das zweite Paar die Hoffnung wieder,
Sein Feuerathem weht von Land zu Land,
Sprengt deines Kerkers feſtgethürmte Wand,
Wirft deine Häſcher, deine Feſſeln nieder,
Scheint Zwei mit Eins ſich nimmer zu vertragen,
So iſt das Ganze doch ein hohes Wort,
Woran man nur den Widerſpruch getadelt;
Doch hat ſein Widerſpruch manch' großen Geiſt geadelt!
Fürwahr! es ſtarb des Letzten letzter Hort,
Wär' es geſtorben jüngſt in unſern Tagen.

Stille Liebe.

O dürft' ich fragen, was aus ihrem Auge
Oft ſo entzückend mir entgegenſtrahlt,
Was, wenn ich ſchnell mich ihrer Seite nahe,
Die Wangen ihr mit hoher Röthe malt!
Ahnt ſie, was meine Lippen ihr verſchweigen,
Was meine Bruſt mit ſtiller Sehnſucht füllt?
Hofft' ich zu kühn? iſt es der Strahl der Liebe,
Der ſo entzückend ihrem Blick entquillt?

Warum hat doch ihr Händchen ſo gezittert,
Als ich ihr geſtern guten Abend bot,
Und als ich ihr recht tief in's Auge ſchaute,
Was machte ſie auf einmal doch ſo roth?
Sie hat die Roſe, die ich ihr gegeben,
So ſorgſam in's Gebetbuch eingelegt;
Warum wohl? da ſie ſonſt ſo gerne Roſen
Am Buſen und am Sommerhütchen trägt.

Warum ſchwieg ſie auf einmal heute ſtille
Und wußte nicht mehr, was ich ſie gefragt?
Hat ſie gemerkt, was ich ihr gerne ſagte?
Ich hab' ihr's doch mit keinem Wort geſagt.
O hätt' ich Muth! dürft ich Louiſen ſagen,
Was mich ſo ſtill, was mich ſo tief beglückt!
O dürft ich fragen, was aus ihrem Auge
Oft ſo entzückend mir entgegen blickt!

Trost.

Die Mißgunst lauscht auf allen Wegen
Daß sie der Liebe Glück verräth,
Doch treue, zarte Liebe geht
Auf tausend unbewachten Stegen;
Ein Druck der Hand, ein flücht'ger Blick
Sagt mir der Liebe süßes Glück.

Und zog ich auch in weite Ferne,
Es zog mit mir mein stilles Glück,
Denn schau ich nicht der Liebe Blick,
So blick ich auf zum Abendsterne;
Wie ihres Auges stille Gluth
Strahlt er ins Herz getrosten Muth.

Und wallen meine Tage trüber
Und bringt kein Trost von ihr zu mir,
Und bringt mein Sehnen nicht zu ihr,
Kein Wort von ihr zu mir herüber;
Mein stilles Glück ist nicht getrübt,
Ich weiß ja doch, daß sie mich liebt.

Drum klag ich nicht in weiter Ferne,
Weil Neid der Liebe Weg belauscht,
Wenn auch nicht Wort mit Wort sich tauscht,
Mir strahlt ein Trost im Abendsterne;
Aus seinen milden Strahlen quillt
Mir meiner Liebe trautes Bild.

Sehnsucht.

Die Sonne grüßt Tubinga's Höh'n,
Der Berge Morgennebel fallen,
Und leichte Frühlingslüfte weh'n,
Im Thal die Heerdenglocken ſchallen,
Des Neckars ſanfte Welle quillt
An der Geſtade Rebenhügel,
Es taucht die alte Burg ihr Bild
In ſeinen ſilberreinen Spiegel.
Wie wär' der Morgen doch ſo ſchön,
Könnt' ich mit Dir mich da ergeh'n!

Und reger wogt's am Ufer hin,
Wenn Mittag zu den Schatten ladet,
Wenn ſich durch friſches Blättergrün
Die Sonne in dem Strome badet;
Der Hirte zieht den Linden zu,
Der Winzer ſteigt vom Berge nieder,
Und in des kühlen Strandes Ruh
Erwachen ihre Kräfte wieder;
Am Neckarſtrand ruht' ich ſo gerne,
Wär' nicht Louiſe in der Ferne.

Der Abend ſenket ſeinen Strahl,
Die Heerden ziehen von den Weiden,
Und fernhin durch das holde Thal
Die Dörfer zu der Ruhe läuten;

Da kommen Mädchen Hand in Hand
Den Wieſenplan heraufgezogen;
Es wölbt für ſie am grünen Strand
Der Lindengang die hohen Bogen;
Doch jenen Linden fehlt das Eine,
Ich wandle ohne Sie — alleine!

Auf geht des Mondes Silberſtrahl,
Er malt den Berg mit falbem Glanze,
Er ruft die Geiſter in das Thal,
Er leuchtet ihrem Reigentanze;
Ihr Berge all' von Duft umhüllt,
Du Thal am Strome auf und nieder,
Du wärſt ſo hold, du wärſt ſo mild,
Dir weiht' ich meine frohſten Lieder —
Du wärſt ſo ſchön im Abendſcheine
Schlüg' Sie ihr Aug hin in das meine.

Ihr Auge.

Ich weiß wo einen Bronnen
Voll hellem Himmelsthau,
Es glänzt der Strahl der Sonnen
Aus seines Spiegels Blau;
Er ladet klar und helle
Zu süßer Wonne ein,
Es winkt aus seiner Quelle
Der Sonne milder Schein.

Mir war, als sollte drunten
In seiner klaren Fluth
Das arme Herz gesunden
Von seinem bangen Muth.
Ich tauchte freudig nieder,
In's klare Blau hinab,
Mein Herz, das kam nicht wieder,
Fand in dem Quell sein Grab.

Kennst du den süßen Bronnen
So klar und silberhell?
Kennst du den Strahl der Sonnen
Aus seinem blauen Quell?
Das ist des Liebchens Auge,
Ihr süßer Silberblick, —
Aus seiner Tiefe tauche
Ich nie zum Licht zurück.

Serenade.

Wenn vom Berg mit leiſem Tritte
Luna wandelt durch die Nacht,
Eil' ich zu des Liebchens Hütte,
Lauſche, ob die Holde wacht.
Seh' ich dort die Lampe glühen
In dem ſtillen Kämmerlein,
Möcht' ich, wie der Lampe milder Schein,
Spielend um die zarten Wangen ziehen.

Mit des Lichtes ſchönſten Strahlen
Zög' ich um mein liebes Kind,
Farben wollt ich um ſie malen,
Wie ſie nur am Himmel ſind;
Sänke Schlummer ihr auf's Auge,
Löſchte ſie des Lämpchens Schein,
Wär' ihr letzter, ſüßer Blick noch mein,
Und ich ſtürbe ſanft an ihrem Hauche.

Nimmer darf ich um ſie weben,
Wie der Lampe milder Schein,
Doch mein Lied darf zu ihr ſchweben,
Darf der Liebe Bote ſeyn.
Schwebt denn, Töne meiner Laute,
Zu des Liebchens Kämmerlein,
Wieget ſie in ſüße Träume ein,
Und dann flüſtert: „Denke mein, du Traute!“

Die Freundinnen an der Freundin Hochzeittage.

In deines Feſtes fröhliche Geſänge
Miſcht ſich ein trauter Ton aus alter Zeit,
Es lockt Dich aus dem jubelnden Gedränge
Zurück noch einmal zur Vergangenheit;
Die Freundſchaft iſt's, es ſind der Schweſtern Tritte,
Sie pochen ſchüchtern an der Pforte an,
Sie nahen Dir, ſie flüſtern ihre Bitte
Und fragen freundlich: Denkſt Du noch daran?

Denkſt Du daran, wie wir uns einſt gefunden
In unſ'rer Kindheit holder Blumenwelt?
Es waren unſ'res Lebens Morgenſtunden,
Vom Frühroth reiner Freuden ſchön erhellt;
Der Schule Mühen, alle frohe Spiele
Und aller Jubel von der Kindheit Bahn,
Sie ſteigen auf in freudigem Gewühle
Und fragen mit uns: Denkſt Du noch daran?

Denkſt Du daran, wie an der Kindheit Gränzen
Uns eine ſchön're Freudenwelt empfing?
Die uns ein Leben voll Geſang und Tänzen
Gefaßt in ſeinen wundervollen Ring?
Und wie auch ernſte deutungsvolle Tage
Des Lebens Ernſt und Züge zeigten an?
Es war der Jugend Frühlingstag; o ſage,
Die Schweſtern bitten: Denkſt Du noch daran?

Wohl trittſt Du jetzt in ernſter Frauen Kreiſe,
Die Myrthe ſchmückt zum letztenmal dein Haar,
Du tändelſt nicht mehr nach der Mädchen Weiſe,
Du nimmſt jetzt Abſchied von der Jungfraun Schaar:
Doch, blickſt Du künftig ernſt in unſern Reigen,
Schilt unſre Freuden dann nicht leeren Wahn;
Denn die Erinn'rung wird Dir Bilder zeigen
und lächelnd ſagen: Denkſt Du noch daran?

Du denkſt daran, und zum Gedächtnißmale,
Als eine reine, jungfräuliche Zier,
Nimm von den Schweſtern die kryſtall'ne Schaale,
Wir reichen ſie mit frommen Wünſchen Dir.
So werden wir in Deinem Herzen leben,
Denn ſiehſt Du einmal dieſe Schaale an,
Dann wird Dich die Erinnerung umſchweben
Und freundlich ſagſt Du: „Ja, ich denk daran.“

An Emilie.

Zum Garten ging ich früh hinaus,
Ob ich vielleicht ein Sträuschen finde?
Nach manchem Blümchen schaut' ich aus,
Ich wollt's für dich zum Angebinde;
Umsonst hatt' ich mich hinbemüht,
Vergebens war mein freudig Hoffen;
Das Veilchen war schon abgeblüht,
Von andern Blümchen keines offen.

Und trauernd späht' ich her und hin,
Da tönte zu mir leise, leise
Ein Flüstern aus der Zweige Grün,
Gesang nach seel'ger Geister Weise;
Und lieblich, wie des Morgens Licht
Des Thales Nebelhüllen scheidet,
Ein Röschen aus der Knospe bricht,
Das seine Blätter schnell verbreitet:

„Du suchst ein Blümchen!" spricht's zu mir!
„So nimm mich hin mit meinen Zweigen,
Bring mich zum Angebinde Ihr,
Ich bin der wahren Freude Zeichen.
Ob auch mein Glanz vergänglich sey,
Es treibt aus ihrem treuen Schooße
Die Erde meine Knospen neu,
Drum unvergänglich ist die Rose."

„Und wie mein Leben ewig quillt
Und Knosp' um Knospe sich erschließet,
Wenn mich die Sonne sanft und mild
Mit ihrem Feuerkuß begrüßet:
So deine Freundin ewig blüht,
Beseelt vom Geiste ihrer Lieben,
Denn ob der Rose Schmelz verglüht —
Der Rose Leben ist geblieben."

Der Kranke.

Zitternd auf der Berge Säume
Fällt der Sonne letzter Strahl,
Eingewiegt in düstre Träume
Blickt der Kranke in das Thal,
Sieht der Wolken schnelles Jagen
Durch das trübe Dämmerlicht —
Ach, des Busens stille Klagen
Tragen ihn zur Heimath nicht!
Und mit glänzendem Gefieder
Zog die Schwalbe durch die Luft,
Nach der Heimath zog sie wieder,
Wo ein milder Himmel ruft;
Und er hört ihr fröhlich Singen,
Sehnsucht füllt des Armen Blick,
Ach! er sah sie auf sich schwingen,
Und sein Kummer bleibt zurück.
Schöner Fluß mit blauem Spiegel,
Hörst du seine Klagen nicht?
Sag es seiner Heimath Hügel,
Daß des Kranken Busen bricht.
Aber kalt rauscht er vom Strande
Und entrollt in's stille Thal,
Schweiget in der Heimath Lande
Von des Kranken stiller Qual.
Und der Arme stützt die Hände
An das müde, trübe Haupt;
Eins ist noch, wohin sich wende
Der, dem aller Trost geraubt;

Schlägt das blaue Auge wieder
Muthig auf zum Horizont,
Immer stieg ja Trost hernieder
Dorther, wo die Liebe wohnt.
Und es netzt die blassen Wangen
Heil'ger Sehnsucht stiller Quell,
Und es schweigt das Erdverlangen,
Und das Auge wird ihm hell:
Nach der ew'gen Heimath Lande
Strebt sein Sehnen kühn hinauf;
Sehnsucht sprengt der Erde Bande,
Psyche schwingt zum Licht sich auf.

Grabgesang.

Vor des Friedhofs dunkler Pforte
Bleiben Leid und Schmerzen steh'n,
Dringen nicht zum heil'gen Orte,
Wo die sel'gen Geister geh'n,
Wo nach heißer Tage Gluth
Unser Freund im Frieden ruht.

Zu des Himmels Wolkenthoren
Schwang die Seele sich hinan,
Fern von Schmerzen, neugeboren,
Geht sie auf — die Sternenbahn;
Auch vor jenen heil'gen Höhn
Bleiben Leid und Schmerzen steh'n.

Sehnsucht gießet ihre Zähren
Auf den Hügel, wo er ruht;
Doch ein Hauch aus jenen Sphären
Füllt das Herz mit neuem Muth;
Nicht zur Gruft hinab — hinan,
Aufwärts ging des Freundes Bahn.

Drum auf des Gesanges Schwingen
Steigen wir zu ihm empor,
Unsre Trauertöne bringen
Aufwärts zu der Seel'gen Chor,
Tragen ihm in stille Ruh
Unsre letzten Grüße zu.

Aus dem Stammbuche eines Freundes.

Und wird Dir einſt die Nachricht zugeſandt,
Daß zu den Vätern ich verſammelt wäre,
So trink' und ſprich: „Ich hab' ihn auch gekannt!“
Mach hier ein Kreuz — und gib mir eine Zähre.

Skizzen.

I. Die Bücher und die Lesewelt.
II. Freie Stunden am Fenster.
III. Der ästhetische Klubb.
IV. Ein paar Reisestunden. Fragment.

Die Bücher und die Lesewelt.

1. Die Leihbibliothek.

Als ich noch in — n lebte, gehörte es zu meinen Vormittagsvergnügungen, in eine Leihbibliothek zu gehen, nicht, um Bücher auszuwählen, denn die Sammlung bestand aus vier bis fünftausend Bänden, die ich größtentheils zwei Jahre zuvor in einer langen Krankheit durchblättert hatte, sondern, um zu sehen, wie die Bücher ausgewählt werden. Ich trug mich damals mit dem sonderbaren Gedanken, ein Buch zu schreiben; ich hatte noch keinen bestimmten Gegenstand oder Zweck und war noch sehr unentschieden, nach welchem großen Meister ich mein erstes Stück verfertigen sollte; an den innern Werth des künftigen Buches dachte ich zwar mit unbehaglichem Gefühl, denn unter allen meinen Gedanken war ich bis jetzt auf keinen gestoßen, der sich, selbst mit Schwabacher Lettern gedruckt, schön ausgenommen hätte; doch schien mir das Größte und Nothwendigste für einen, der ein Buch machen will, daß er die Menschen studire, nicht, um Menschenkenntniß zu sammeln, die lernt man jetzt in Büchern, sondern, um den Leuten abzusehen, was

etwa am meisten Beifall finde, oft und gerne gelesen werde. **Vox populi, vox Dei**, dachte ich, gilt auch hier. So saß ich denn manchen Vormittag in der Bibliothek, um die Leser und ihre Neigungen zu studiren.

Der Bibliothekar war ein alter, kleiner Mann, der in den zehn Jahren, die ich in seiner Nähe lebte, beständig einen apfelgrünen Frack, eine gelbe Weste und blaue Beinkleider trug. Ich suchte ihm zu beweisen, daß er seinen Anzug nicht greller und abgeschmackter hätte wählen können; er lach aber, nachdem ich einiges Schlagende aus der Farbenlehre vorgebracht hatte, in Thränen aus und versicherte mich, er trage sich so und werde sich bis an sein Ende so tragen, denn von diesen Farben sey sein Hochzeitkleid gewesen, das er sich sechs Wochen vor der Hochzeit und leider zu früh habe verfertigen lassen; denn die Braut sey schnell am Nervenfieber gestorben. Der Bibliothekar hatte in seinem Fach eine vieljährige Erfahrung, und interessant war, was er zuweilen darüber äußerte. „Morgens," sagte er mir z. B., „Morgens werden am meisten Bücher ausgetauscht, das ist die Zeit der zweiten und dritten Theile. Es kommt nicht daher, wie ich anfänglich glaubte, daß zu dieser Zeit die Bedienten und Kammermädchen ihre Ausgänge in die Stadt machen, denn dann müßte sich dieses Verhältniß auch auf erste Theile erstrecken, nein, es kömmt vom Nachtlesen her."

„Vom Nachtlesen?" fragte ich verwundert.

„Davon, meine ich, daß die Leute interessante Bücher bei Nacht lesen. Ein großer Theil der Menschen, die jungen und ganz gesunden ausgenommen, kann nicht in

derselben Minute einschlafen, wo sie zu Bette gehen. Zum Opium mag man nicht greifen, weil man damit, einmal angefangen, fortfahren muß; da gibt es nun kein besseres Mittel, als zu lesen."

„Gut, ich verstehe," erwiederte ich; „aber Sie sagten ja selbst von interessanten Büchern; sind denn diese zum Einschläfern eingerichtet?"

„Nicht alle und nicht für Alle; natürlich muß man unterscheiden, für wen dies oder jenes interessant seyn kann. Sie kennen die Gräfin Winklitz? nun, die kann am längsten nicht einschlafen; mich dauert nur das Kammermädchen, die ihr jede Nacht oft bis zwei Uhr vorlesen muß. Nun gebe ich einmal aus Irrthum dem Mädchen Görres Deutschland und die Revolution mit — Sie wissen, für den Kenner gibt es nichts Interessanteres — acht Nächte haben sie daran gelesen, und doch hat es nur hundert und neunzig Seiten, und jedesmal ist die Gräfin um elf Uhr eingeschlafen. Das Mädchen wußte mir Dank für das „schläfrige Buch." Kommt, um Ihnen nur noch ein Beispiel zu geben, kommt zu meinem großen Erstaunen der alte Professor Wanzer, der über Mathematik liest, in meinen Laden. Er habe seit zwanzig Jahren nichts Belletristisches mehr gelesen als zuweilen die Traueranzeigen im Merkur, und nun wünsche er doch wieder eine Uebersicht über das zu bekommen, was einstweilen Gutes geschrieben worden. Ich fragte ihn, ob er von Walter Scott etwas gelesen? Er erinnert sich, von dem berühmten Mann gehört zu haben, und nimmt Ivanhoe mit, Ivanhoe, diese herrliche Geschichte! Den andern Tag kömmt er ganz verdrießlich, wirft mir ein paar

Groschen und den Scott auf den Tisch und sagt, die Rittergeschichten, die er in seiner Jugend gelesen, seyen bei weitem schöner gewesen; er sey schon über dem ersten Theil eingeschlafen; bitte Sie um's Himmelswillen, über Ivanhoe eingeschlafen!"

„Aber wie hängt dies mit Ihren Beobachtungen über die zweiten und dritten Theile zusammen?" unterbrach ich ihn.

„Nun, wir sprachen gerade von interessanten Büchern, und da kam ich auf die Gräfin und den Professor. Kommt aber ein interessantes Buch an den rechten Mann, so geht es, wie wenn ein Pferd flüchtig wird. Abends war man im Theater oder in Gesellschaft; man hat nachher gut zu Nacht gespeist und rüstet sich nun zu Bette zu gehen. Die Lampe auf dem Tische am Bette ist angezündet, das Mädchen oder der Bediente hat einen ersten Theil zurecht gelegt; alles ist in Ordnung, nur der Schlaf will noch nicht kommen. Man rückt die Lampe näher, man nimmt das Buch in die Rechte, stützt den linken Ellbogen in die Kissen und schlägt das Titelblatt auf. Sagt der Titel dem Leser zu, hat er sich über das erste, oder, wie ich's nenne, Geburtsschmerzenkapitel hinüber gewunden, so geht es rasch vorwärts, die Augen jagen über die Zeilen hin, die Blätter fliegen, und solch ein rechter Nachtleser reitet einen Theil ohne Mühe in zwei Stunden hinaus. Gewöhnlich ist der Schluß der ersten Theile eingerichtet, wie die Schlußscenen der ersten Akte in einem Drama. Der Zuschauer muß in peinlicher Spannung auf den nächsten Akt lauern. Unzufrieden, daß man nicht auch den zweiten Theil gleich zur Hand

hat, und dennoch angenehm unterhalten, schläft man ein; den nächsten Morgen aber fällt der erste Blick auf das gelesene Buch, man ist begierig, wie es dem Helden, der am Schluß des ersten Theils entweder gerade ertrunken ist, oder ein sonderbares Pochen an der Thüre hörte und so eben „herein!“ rief, weiter ergehen werde, und wenn ich um acht Uhr meinen Laden öffne, stehen die Johanne, Friederiche, Katharinen, Babetten schon in Schaaren vor der Thüre, weil gnädiges Fräulein, ehe sie eine englische Stunde hat, der Herr Rittmeister, ehe er mit der Schwadron spazieren reitet, die Frau Geheimeräthin, ehe sie Toilette macht, noch einige Kapitel im folgenden Theil des höchst interessanten Buches lesen möchten.“

2. Geschmack des Publikums.

„O daß ich auch einer der Glücklichen wäre!“ dachte ich, als jetzt die Leihbibliothek sich öffnete, und ein Gemisch von bordirten Bedientenhüten und hübschen Mädchengesichtern sich zeigte, „einer jener Glücklichen, deren zweiter Theil mit so großer Sehnsucht erwartet wird!“ Nicht ohne Neid blickte ich auf die Bände, die der kleine Bibliothekar mit der wichtigen Miene eines Bäckers zur Zeit einer Hungersnoth vertheilte. — Er hatte die dringendsten Kunden befriedigt, das Geld oder die Leseschulden eingeschrieben, und ich konnte jetzt eine wichtige Frage an ihn richten, die mir schon lange auf den Lippen schwebte, die Frage über den Geschmack des Publikums.

„Er ist so verschieden,“ antwortete er, „und ist oft so sonderbar als der Geschmack an Speisen. Der Eine

will süße, der Andere gesalzene; der Eine Seefische, Austern und italienische Früchte, der Andere nahrhafte Hausmannskost: in einem Punkte stimmen sie aber alle überein, sie wollen gut speisen."

„Das heißt?"

„Sie wollen unterhalten seyn; natürlich jeder auf seine Weise."

„Aber wer ist der Koch," rief ich aus, „der für diese verschiedene und verwöhnte Gaumen das Schmackhafte zubereitet? Wie kann man es Allen oder nur Vielen recht machen? denn darin liegt doch der Ruhm des Autors."

„Sie sind nicht so verwöhnt, als man glaubt," entgegnete er; „die Mode thut viel, und wenn nur die Schriftsteller fleißiger die Leihbibliotheken besuchten, mancher würde finden, was ihm noch abgeht, oder was er zu viel hat. Kann doch keiner ein guter Theaterdichter werden, der nicht mit der ganzen Stadt vor seinem eigenen Stücke sitzt, aufmerksam zuschaut und lauscht, was am meisten Effekt macht."

Der Mann sprach mir aus der Seele; er hatte ausgesprochen, was auch ich schon lange mir zugeflüstert hatte. „Die Leihbibliotheken studire, wer den Geist des Volks kennen lernen will," fuhr er mit Pathos fort. „Sehen Sie einmal, Bester, jene lange Reihe von Bänden an; die weißen Pergamentrücken sind so rein, als hätte man sie nie oder nur mit Handschuhen angefaßt. Wer ist wohl der Autor, der so vergessen und gleichsam in Ruhestand versetzt dort steht?"

Ich rieth auf eine Reisebeschreibung oder auf ein naturhistorisches Werk.

„Letzteren Artikel führen wir gar nicht“, antwortete er wegwerfend; „nein — es ist Jean Paul.“

„Wie!“ rief ich mit Schrecken, „ein Mann, der für die Unsterblichkeit geschrieben, sollte schon jetzt vergessen seyn? Hat er denn nicht Alles in sich vereinigt, was anzieht und unterhält, tiefen Ernst und Humor, Wehmuth und Satire, Empfindsamkeit und leichten Scherz?“

„Wer läugnet dies?“ erwiederte der kleine Mann; „alles hat er in sich vereint, um auch die verschiedensten Gaumen zu befriedigen; aber er hat jene Ingredienzen klein gehackt, wunderlich zusammengemischt und mit einer Sauce pikant gekocht; als es fertig war und das Publikum kostete, fand man es wohlschmeckend, delikat, aber es widerstand dem Magen, weil niemand seine Kraftbrühen, den sonderbaren dunkeln Styl, ertragen konnte. Dort stehen alle seine Gerichte unberührt, und nur einige Gourmands im Lesen nehmen hie und da ein Kampanerthal oder einen Titan nach Hause und schmecken allerlei Feines heraus, das ich und mein Publikum nicht verstehen. Sehen Sie in jener Ecke die lange Reihe mit den neuen grünen Schildchen? das ist Herder; auch dieser — doch hier kommt ein lebendiges Beispiel die Straße herauf; kennen Sie Fräulein Rosa von Milben?“

„Gewiß; ich sah sie zuweilen und fand in ihr eine Dame vom feinsten Geschmack und sehr belesen; zwar etwas empfindsam und idealisch, aber dabei von einer liebenswürdigen Unbefangenheit.“

„Des Fräuleins Kammermädchen wird sogleich eintreten, und da haben sie die beste Gelegenheit, den feinen empfindsamen Geschmack jener Dame kennen zu lernen.“

„Ich wollte errathen, von welcher Art ihre Lektüre ist," erwiederte ich, „etwa Rosaliens Nachlaß oder Jakobs Frauenspiegel, Tiedge's Urania oder Agathokles von Karoline Pichler."

„Stellen sie sich nur ruhig an jene Seite, wir werden sogleich sehen."

Ich that, wie er mir sagte; ich nahm ein Buch aus dem Schrank und stellte mich, scheinbar mit Lesen beschäftigt, in eine Ecke. Das Mädchen trat in das Gewölbe, richtete eine freundliche Empfehlung vom gnädigen Fräulein aus, und sie lasse fragen, ob man denn Nro. 1629 noch immer nicht haben könne?

„Nicht zu Hause," antwortete er nach einem flüchtigen Blick auf die Bücherschränke; „hier ist eine andere Nummer für Ihr Fräulein. Sie soll sich gut unterhalten." Das Mädchen ging. „Schnell einen Katalog!" rief ich, als sich die Thüre hinter ihr geschlossen hatte; „lassen Sie mich sehen, was 1629 ist!" Mit ironischem Lächeln reichte mir der Alte den Katalog, ich blätterte eilig, fand, und mein Herz erstarrte vor Verwunderung, denn Nro. 1629 war — „Leben und Meinungen Erasmus Schleichers von Cramer!" „Wie! dieses, um wenig zu sagen, gemeine Buch darf Fräulein Rosa, die liebenswürdige Einfalt, lesen?" sprach ich unmuthig; „und wenn keine Gouvernante, keine Mutter ihre Lektüre ordnet, darf sie sich selbst etwas der Art erlauben? Doch es ist ein Irrthum, die Zahlen sind falsch aufgeschrieben!"

„Wertheſter Herr," erwiederte der Bibliothekar, „Sie trauen den Menschen zu viel Gutes zu. Hier ist ein Zettelchen, das ich heimlich aus dem Körbchen des

Kammermädchens nahm, Erasmus Schleicher ist es und kein anderer; noscitur ex socio — an deinem Kameraden kennt man dich; hier stehen die übrigen Nummern, nach welchen das Herz des Fräuleins verlangt, vergleichen sie!"

Zürnend nahm ich das Blättchen, auf welchem zierlich die Worte: „für Fräulein von Milben," und eine lange Reihe von Zahlen geschrieben waren. Ich fing mit der ersten Nummer an und fand Leute, welchen freilich die Nachbarschaft des alten Erasmus keine Schande brachte. 1585 der deutsche Alcibiades, 2139 der Geist Erichs von Sickingen und seine Erlösung, 2995 Historien ohne Titel, 1544 der Blutschatz von H. Clauren, 1531—40 Scherz und Ernst von H. Clauren. Nein, weiter mochte ich diese Herzensgeheimnisse nicht entziffern. „Welche Heuchlerin ist dieses Mädchen!" rief ich, „das ist ihre Lektüre, und ich glaubte, sie werde nur die Stunden der Andacht lesen!"

„Da müßten Sie wahrhaftig einen guten Theil unserer jungen Damen Heuchlerinnen nennen, denn Clauren und Cramer und dergleichen sind ihre angenehmste Lektüre, und daß sie nicht darüber sprechen, ist noch keine Heuchelei."

„Aber mein Gott, warum lesen denn wohlgezogene Leute so schlechte Bücher, von welchen sie ohne Erröthen nicht sprechen dürfen? Wahrhaftig, der Umgang mit schlechten Büchern ist oft gefährlicher, als der Umgang mit schlechten Menschen."

„Warum?" entgegnete der Büchermann lachend, „warum? das ist nun einmal der Geschmack der Zeit."

Ein Bedienter unterbrach uns. „Die Frau Gräfin von Langsdorf läßt sich ein Buch ausbitten;“ sprach er.

„Was für eine Nummer?“

„Das hat sie nicht gesagt. Aber ich glaube, sie will eine Geistergeschichte.“

„Geistergeschichte?“ fragte der kleine Bibliothekar umhersuchend, „darf es auch eine Rittergeschichte seyn? Die Geister sind alle ausgeliehen.“

„Ja, nur etwas recht Schauerliches, das hat sie gerne,“ erwiederte der Diener; „so wie das letzthin, die schwarzen Ruinen oder das unterirdische Gefängniß, das hat uns sehr gut gefallen.“

„Liest er denn auch mit?“ sagte der kleine Mann mit Staunen.

„Nachher, wenn die Frau Gräfin einen Band durch hat, lesen wir es auch im Bedientenzimmer.“

„Gut; will er lieber das Geisterschloß, die Auferstehung im Todtengewölbe, oder das feurige Racheschwert von Hildebrandt?“

„Da thut mir die Wahl weh,“ erwiederte er; „was müssen das für schöne Bücher seyn! Nu — ich will diesmal das feurige Racheschwert nehmen, behalten Sie mir das Geisterschloß für das nächste Mal auf.“

Kaum hatte sich der Diener der Gräfin, die gerne Schauergeschichten las, entfernt, so trat gemessenen Schrittes ein Soldat ein.

„Für den Herrn Lieutenant Flunket beim fünfzehnten Regiment den blinden Thorwart vom alten Schott.“

„Freund, hat Er auch recht gehört?“ fragte der Leihbibliothekar; „den blinden Thorwart vom alten Schott? Ich kenne keinen Autor dieses Namens.“

„Es soll auch kein Auditor seyn,“ entgegnete der Soldat vom fünfzehnten, „sondern ein Buch; der Herr Lieutenant sind auf der Wache und wollen lesen.“

„Wohl! aber vom alten Schott? Es steht weder ein alter noch ein junger im Katalog.“

„Es ist, glaub' ich, derselbe, der so viel gedruckt hat, und den sich alle Korporals und Wachtmeister um zwei gute Groschen gekauft haben.“

„Walter Scott!“ rief der Kleine mit Lachen; „und das Buch wird Quintin Durward heißen.

„Ach ja, so wird es heißen!“ sprach der Soldat; „aber ich darf den Herrn Lieutenant nichts zweimal fragen, sonst hätte ich wohl den Namen gemerkt, und er hat sich das undeutliche Sprechen vom Kommandiren angewöhnt.“ Er empfing seinen blinden Thorwart und ging. Aber der Himmel hatte ihn in diesem Augenblick in die Leihbibliothek gesandt, und seine Worte hatten einen Lichtstrahl in meine Seele geworfen. „So ist es denn wahr,“ sprach ich, „daß die Werke dieses Britten beinahe so verbreitet sind, als die Bibel, daß Alt und Jung und selbst die niedrigsten Stände von ihm bezaubert sind?“

„Gewiß; man kann rechnen, daß allein in Deutschland sechzigtausend Exemplare verbreitet sind, und er wird täglich noch berühmter. In Scheerau hat man jetzt eine eigene Uebersetzungsfabrik angelegt, wo täglich fünfzehn Bogen übersetzt und sogleich gedruckt werden.“

„Wie ist das möglich?“

„Es scheint beinahe so unmöglich, als daß Walter Scott diese Reihe von Bänden in so kurzer Zeit sollte geschrieben haben, aber es ist so, denn erst vor kurzer Zeit hat er sich öffentlich als Autor bekannt; die Fabrik habe ich aber selbst gesehen."

„Wird vielleicht durch Vertheilung der Arbeit Zeit gewonnen?" fragte ich.

„Einmal dies," entgegnete er, „und sodann wird Alles mechanisch betrieben; der Professor Lur ist sogar gegenwärtig beschäftigt, eine Dampfmaschine zu erfinden, die Französisch, Englisch und Deutsch versteht, dann braucht man gar keine Menschen mehr. Die Fabrik ist aber folgendermaßen beschaffen: Hinten im Hof ist die Papiermühle, welche unendliches Papier macht, das schon getrocknet wie ein Lavastrom in das Erdgeschoß des Hauptgebäudes herüberrollt; dort wird es durch einen Mechanismus in Bogen zerschnitten und in die Druckerei bis unter die Pressen geschoben. Fünfzehn Pressen sind im Gang, wovon jede täglich zwanzigtausend Abdrücke macht. Neben an ist der Trockenplatz und die Buchbinderwerkstätte. Man hat berechnet, daß der Papierbrei, welcher Morgens fünf Uhr noch flüssig ist, den andern Morgen um elf Uhr, also innerhalb dreißig Stunden, ein elegantes Büchlein wird. Im ersten Stock ist die Uebersetzungsanstalt. Man kömmt zuerst in zwei Säle; in jedem derselben arbeiten fünfzehn Menschen. Jedem wird Morgens acht Uhr ein halber Bogen von W. Scott vorgelegt, welchen er bis Mittag drei Uhr übersetzt haben muß. Das nennt man dort: „aus dem Groben arbeiten." Fünfzehn Bogen werden auf diese Art jeden Morgen übersetzt; um drei Uhr

bekommen diese Leute ein gutes Mittagsbrod. Um vier Uhr wird jedem wieder ein halber Bogen gedruckte Uebersetzung vorgelegt, die durchgesehen und korrigirt werden muß."

„Aber was geschieht denn mit den übersetzten Bogen vom Vormittag?"

„Wir werden es sogleich sehen. An die zwei Säle stoßen vier kleine Zimmer. In jedem sitzt ein Stylist und sein Sekretär; Stylisten nennt man dort nämlich diejenigen, welche die Uebersetzungen der Dreißig durchgehen und aus dem Groben ins Feine arbeiten; sie haben das Amt, den Styl zu verbessern. Ein solcher Stylist verdient täglich zwei Thaler, muß aber seinen Sekretär davon bezahlen. Je sieben bis acht Grobarbeiter sind einem Stylisten zugetheilt; sobald sie eine Seite geschrieben haben, wird sie dem Stylisten geschickt. Er hat das englische Exemplar in der Hand, läßt sich vom Sekretär das Uebersetzte vorlesen und verbessert hier oder dort die Perioden. In einem fünften Zimmer sind zwei poetische Arbeiter, welche die Motto's über den Kapiteln und die im Text vorkommenden Gedichte in deutsche Verse übersetzen."

Ich staunte über diesen wunderbaren Mechanismus und bedauerte nur, daß die dreißig Arbeiter und vier Stylisten nothwendig ihr Brod verlieren müssen, wenn der Professor Lux die Uebersetzungsmaschine erfindet.

„Gott weiß, wie es dann gehen wird," antwortete der kleine Mann; „schon jezt kostet das Bändchen in der Scheerauer Fabrik nur einen Groschen; in Zukunft wird man zwei Bändchen um einen Silbergroschen geben und alle vier Tage wird eins erscheinen."

4. Besuch im Buchladen.

Mein Entschluß stand fest; einen historischen Roman á la Walter Scott mußt du schreiben, sagte ich zu mir; denn nach allem, was man gegenwärtig vom Geschmack des Publikums hört, kann nur diese und keine andere Form Glück machen. Freilich kamen mir bei diesem Gedanken noch allerlei Zweifel: ich mußte die Werke dieses großen Mannes nicht nur lesen, sondern auch studiren, um sie zu meinem Zweck zu benützen. Ein dritter und der mächtigste Zweifel war, ob ich einen Verleger bekommen würde. Ich beschloß daher, ehe ich mich an das Werk selbst machte, die Wege kennen zu lernen, die man bei solchen Geschäften zu gehen hat. Den Buchhändler Salzer und Sohn kannte ich von der Harmonie her; ich steckte zwei Thaler zu mir, um ein Buch bei ihm zu kaufen und so seine nähere Bekanntschaft zu machen.

„Ein schönes Buch für zwei Thaler?" fragte er; „was soll es seyn? Gedichte?"

„Erzählungen oder ein Roman, Herr Salzer."

„Um diesen Preis werden Sie nichts schönes finden," erwiederte er lachend; „doch hier ist der Katalog."

„Wie? nichts schönes um zwei Thaler? und doch kostet ein Roman von Walter Scott nur zwanzig Groschen!"

„Wenn Sie Uebersetzungen haben wollen," sagte er; „ich dachte, Sie wollten Originale."

„Aber mein Gott," entgegnete ich, wenn ein guter Roman aus einer andern Sprache nur zwanzig Groschen kostet, warum hält man denn die deutschen Bücher so theuer?"

„Meinen Sie," erwiederte er unmuthig, „wir werden auch noch die Originale um einen Spottpreis wegwerfen? Dieſe Ueberſetzungen, dieſe wohlfeilen Preiſe werden uns ohnedies bald genug ruiniren. Was iſt denn jetzt ſchon unſer ſchöner Buchhandel geworden? Nichts als ein Verkaufen im Abſtreich! Alles ſoll wohlfeil ſeyn, und ſo wird alles ſchlecht und in den Staub gezogen. In jeder Ecke des Landes ſitzt einer, der mit wohlfeiler Schnittwaare handelt, und wir andern, die uns noch dem Verderben entgegenſtemmen, gehen darüber zu Grunde."

„Aber wie kann denn dieſe Veränderung des Handels ſo großen Einfluß auf Originale oder auf die Buchhandlung üben?"

„Wie?" fuhr er eifrig fort, „wie? es iſt ſo klar als die Sonne, das Publikum wird dadurch verdorben und verwöhnt! Ich ſtreite Scott und den beiden Amerikanern ihr Verdienſt nicht ab; ſie ſind im Gegentheil leider zu gut. Aber jedes Nähtermädchen kann ſich für ein paar Thaler eine Bibliothek klaſſiſcher Romane anſchaffen. Unnatürlich ſchnell hat ſich die Sucht nach dieſer Art von Dichtungen verbreitet, und hunderttauſend Menſchen haben jetzt durch dieſe Groſchenbibliotheken einen Maßſtab erhalten, nach welchem ſie eigenſinnig unſere deutſchen Produkte meſſen."

„Um ſo beſſer für die Welt; wird denn nicht dadurch die Intelligenz und der gute Geſchmack verbreitet, und das Schlechte verdrängt?"

„Intelligenz und Geſchmack, das Bändchen um neun Kreuzer rheiniſch!" rief er aus; „o ich kenne dieſe

ſchönen Worte! Guter Geſchmack! als ob nur die Leute über dem Kanal guten Geſchmack hätten; Intelligenz! meinen Sie denn, die Menſchen denken dadurch vernünftiger, daß ſie jetzt alle ſelbſt recenſiren und ſagen: Es iſt doch nicht ſo ſchön als Walter Scott und Cooper, und nicht ſo tief und witzig als Washington Irving? Und welcher Segen für unſere Literatur und den Buchhandel wird aus dieſem Samen hervorgehen, den man ſo reichlich ausſtreut? Verkehrtheit der Begriffe und einige ſchlechte Nachahmungen (wie ich mich ſchämte bei dieſen Worten!) und überdies unſer Ruin. Die Schriftſteller verlangen immer ſtärkere Honorare; wofür man ſonſt ein Louisd'or zahlte, will man jetzt fünf, und im umgekehrten Verhältniß werden die Bücher weniger geſucht als jemals. Ueberdies hat auch dieſe Herren Walter Scott's Fruchtbarkeit angeſteckt. Sie ſind jetzt ſparſam mit Gedanken und verſchwenderiſch mit Worten. Gedanken, Scenen, Gemälde, die man ſonſt in den engen Rahmen eines Bändchens fügte, werden auseinandergezogen in zehn, zwölf Bände, damit man mehr Geld verdiene, und was früher vier, fünf hübſche Verſe gegeben hätte, wächſt jetzt in holperiger Proſa zu eben ſo vielen Seiten an."

„Alſo geht die gereimte Poeſie nicht mehr?"

„Wer will ſie kaufen? Privatleute? die ſehen vornehm herab und nennen alles Verſelei; Gelehrte? die bekommen es vom Autor, damit ſie ihn deſto gnädiger recenſiren möchten; Leihbibliotheken? die führen nur Romane, weil ſie ihr Publikum kennen. Und dieſe Leihbibliotheken ſind noch unſer Unglück. Jedes Städtchen hat ein paar ſolche Anſtalten. Das Publikum denkt, warum

ſollen wir für ein Buch ſo viel Geld wegwerfen, wenn wir es in der Leihbibliothek leſen können? Man kauft ſich Groſchenüberſetzungen oder wohlfeile Taſchenausgaben, um doch eine Bibliothek zu haben, und der Buchhändler, der ein Buch verlegen will, kann alſo höchſtens noch auf fünfhundert Leihbibliotheken rechnen. Und wenn heute wieder ein Goethe oder Schiller geboren würde, man könnte keine fünfhundert Exemplare abſetzen; das Publikum hat Glauben, Vertrauen und Luſt an unſerer Literatur verloren."

„Und von alle dem ſollten Scott und die Taſchenausgaben die Schuld tragen?"

„Ja! und dieſe unſelige Zerſplitterung durch alle Zweige iſt auch mit ſchuld! Die Schriftſteller zerſplittern ihr Talent in Almanache und Zeitſchriften, weil ſie dort gut bezahlt werden; das Publikum zerſplittert ſein Geld für dieſe Luxuswaaren, weil ſie Mode geworden ſind; wir ſelbſt überbieten uns; jeder will einen Almanach, eine Zeitſchrift haben; und dieſe Taſchenkrebſe ſind es, die unſere Krebſe erzeugen."

„Aber Herr Salzer," ſagte ich zu dem Unmuthigen, „warum ſchwimmen Sie gegen den Strom? warum veranſtalten Sie nicht ſelbſt Taſchenausgaben? warum unternehmen Sie keine Zeitſchrift? Oder ſchämen Sie ſich vielleicht, ſelbſt mitzumachen?"

„Schämen würde ich mich eigentlich nicht," erwiederte er nach einigem Nachdenken. „Was ein Anderer thut, kann Salzer und Sohn auch thun. Aber ehrlich geſtanden, ich fürchte mit einer Zeitſchrift zu ſpät zu kommen; und wer ſoll ſie ſchreiben? Etwas Neues muß

heutzutage auffallend, pikant seyn, wenn es Glück machen soll; so habe ich mich schon lange umsonst auf einen ausgezeichneten Titel besonnen, denn der Titel muß jetzt Alles thun. Hätte ich nur hier einige tüchtige Männer vom Fache, eine kritische oder belletristische Zeitschrift sollte bald dastehen; denn ich bin ein unternehmender Geist so gut als einer."

5. Der unternehmende Geist.

„Man hat jetzt Morgen=, Mittag=, Abend= und Mitternachtblätter, man hat alle Götter= und Musentitel erschöpft, man sieht sich genöthigt, zu den sonderbarsten Namen Zuflucht zu nehmen, will man Aufsehen machen; denn nur der neue Klang ist es, der das Alte, längst Gewöhnte übertönt, und jeder Vernünftige sieht ein, daß eine neue Zeitschrift nicht an und für sich selbst besser ist als die alten. Erzählungen, Gedichte, Kritiken finden sich hier wie dort, und gute Mitarbeiter werden nicht zugleich mit dem Namen des Blattes erfunden."

„Aber, Herr Salzer," erwiederte ich, „warum verlassen denn die Menschen oft die längst bekannten Zeitschriften, um auf ein paar Probeblätter hin eine neue anzuschaffen?"

„Das liegt ganz in unserer Zeit; Veränderung macht Vergnügen und neue Besen kehren gut," antwortete er; „so ist einmal das Publikum, wetterwendisch und weiß nicht warum. Kleider machen Leute, und eine hübsche Vignette, ein auffallender Titel thut in der Lesewelt so viel, als eine neue Mode in einer Assemblee. Wer diesen Charakter der Menschen recht zu nützen

verſteht, kann in jetziger Zeit noch etwas machen; hätte ich nur einen Titel!“

„Da unſere Zeitſchriften gegenwärtig ſo vielſeitig ſeyn müſſen,“ ſprach ich, „was denken Sie zu dem Titel: Literariſches Hühnerfutter?“

„Wäre nicht ſo übel; man könnte in der Vignette das Publikum als ein Hühnervolk darſtellen, welchem von der Muſe kleingeſchnittenes Futter vorgeſtreut wird; aber es geht doch nicht! in dem Futter könnte eine Beleidigung liegen, weil es ſchiene, als wollte man das Publikum mit dem Abfall von dem großen Mittagstiſch der Literatur füttern; geht nicht!“

„Oder etwa — die Abendglocke.“

„Abendglocke? Wahrhaftig! ei, das ließe ſich hören! Es liegt ſo etwas Sanftes, Beruhigendes in dem Wort. Will mir doch den Gedanken bemerken; aber ein kritiſches Beiblatt müßte dazu; ich habe ſchon gedacht, ob man es nicht „der Deſtillateur“ nennen könnte.“

„Es liegt etwas Wahres in Ihrer Idee,“ entgegnete ich; „die Bücher werden allerdings neuerer Zeit durch einen chemiſchen Proceß recenſirt oder abgezogen; man deſtillirt ſo lange, bis ſich das X Geiſt, das man ſuchte, verflüchtigt, oder bis der gelehrte Chemiker der Welt anzeigen kann, aus welchen verſchiedenen Beſtandtheilen das Gebräue beſtand, das er zerſetzte; aber das Blatt röche doch zu ſehr nach einer Materialhandlung oder nach gebrannten Waſſern; was halten aber Sie von einem kritiſchen Schornſteinfeger?“

Der Buchhändler ſah mich eine Zeit lang ſchweigend an und umarmte mich dann voll Rührung. „Ein Fund,

ein trefflicher Fund!“ rief er; „was liegt nicht Alles in dieſem einzigen Wort! Die deutſche Literatur ſtellt das Kamin vor, unſere Recenſenten die Schornſteinfeger, ſie kratzen den literariſchen Ruß ab, damit das Haus nicht in Brand gerathe. Ein Oppoſitionsblatt ſoll es werden, Aufſehen muß es machen, das iſt jetzt die Hauptſache; der kritiſche Schornſteinfeger! Und die Kunſtkritiken geben wir unter dem vielverſprechenden Titel: der artiſtiſche Nachtwächter!“ Haſtig ſchrieb er ſich den Namen auf und fuhr dann fort: „Herr! Sie hat mein Schutzengel in meinen Laden geführt; wenn ich ſo hinter meinem Arbeitstiſch ſitze, bin ich wie vernagelt; aber ſchon oft habe ich bemerkt, wenn ich mich ausſpreche, kommen mir die Gedanken wie ein Strom. So, als Sie vorhin von Walter Scott und ſeinem Einfluß ſprachen, ging mir mit einem Mal eine herrliche Idee in der Seele auf. Ich will einen deutſchen Walter Scott machen.“

„Wie? wollten Sie etwa auch einen Roman ſchreiben?“

„Ich? o nein, ich habe beſſeres zu thun; und einen? nein zwanzig! Wenn ich nur meine Gedanken ſchon geordnet hätte. Ich will mir nämlich einen großen Unbekannten verſchaffen, dieſer ſoll aber niemand anders ſeyn, als eine Geſellſchaft von Romanſchreibern; verſtehen Sie mich?“

„Noch iſt mir nicht ganz klar, wie Sie — “

„Mit Geld kann man alles machen; ich nehme mir etwa ſechs oder acht tüchtige Männer, die im Roman ſchon etwas geleiſtet haben, lade ſie hieher ein und ſchlage

ihnen vor: sie sollen zusammen Walter Scott vorstellen. Sie wählen die historischen Stoffe und Charaktere aus, berathen sich, welche Nebenfiguren anzubringen wären, und dann — "

„O jetzt verstehe ich Ihren herrlichen Plan; dann errichten Sie eine Fabrik, etwa wie jene in Scheerau. Sie lassen sich Kupferstiche von allen romantischen Gegenden Deutschlands kommen; die Kostüme alter Zeiten kann man von Berlin verschreiben; Sagen und Lieder finden sich in des Knaben Wunderhorn und andern Sammlungen. Sie setzen ein paar Dutzend junger Leute in ihr Haus; die Sechseinigkeit, der neue Unbekannte, gibt die Umrisse der Romane, hie und da zeichnet und korrigirt er an einem großartigen Charakter; die vierundzwanzig oder dreißig anderen aber schreiben Gespräche, zeichnen Städte, Gegenden, Gebäude nach der Natur — "

„Und," fiel er mir freudig in's Wort, „weil der Eine mehr Talent für Gegendmalerei, der Andere mehr für Kostüme, der Dritte für Gespräche, ein Vierter, Fünfter für's Komische, Andere wieder mehr für das Tragische — "

„Richtig! so werden die jungen Künstler in Gegendmaler, Kostümschneider, Gesprächführer, Komiker und Tragiker eingetheilt, und jeder Roman läuft durch Aller Hände wie die Bilder bei Campe in Nürnberg, wo der Eine den Himmel, der Andere die Erde, jener Dächer, dieser Soldaten zeichnet, wo der Erste das Grün, der Zweite das Blau, der Dritte Roth, der Vierte Gelb malen muß nach der Reihe."

„Und Einheit, Gleichförmigkeit wird dadurch erreicht, gerade wie in Walter Scott, wo alle Figuren offenbare Familienähnlichkeit haben; und eine Taschenausgabe veranstalten wir davon, so wohlfeil als nur möglich; auf vierzigtausend können wir rechnen.“

„Und der Titel soll heißen: Die Geschichte Deutschlands von Hermann dem Cherusker bis 1830 in hundert historischen Romanen!“

Herr Salzer vergoß einige Thränen der Rührung. Nachdem er sich wieder erholt hatte, drückte er mir die Hand. „Nun, bin ich nicht ein so unternehmender Geist als irgend einer?“ sprach er; „was wird dies Aufsehen machen! Aber Sie, Werthgeschätzter, waren mir behülflich, diesen Riesengedanken zu gebären; suchen Sie sich das schönste Buch in meinem Laden aus, und zum Dank sollen Sie — einer der Vierundzwanzig seyn!“

6. Schluß.

So war ich denn durch mein günstiges Geschick in Kurzem dahin gelangt, wohin ich mich so lange gesehnt hatte. Jetzt hatte ich nicht mehr nöthig, die Leute und ihren Geschmack in einer Leihbibliothek zu studiren, hatte nicht mehr nöthig, ängstlich nach Plan und Anordnung eines Werkes oder gar nach vortrefflichen Gedanken umherzusuchen, ich war ein Glied, ein Finger des neuen Unbekannten geworden, durfte schreiben nach Lust und mein Geschriebenes gedruckt lesen. Es ist bekannt, welch großen Erfolg das Unternehmen des Herrn Salzer hatte, und schon längst ist es kein Geheimniß mehr für die Welt, aus welchen Bestandtheilen eigentlich der große Unbekannte

bestand. Es konnte uns nur schmeicheln, daß man anfänglich auf berühmte und vorzügliche Schriftsteller rieth, wie z. B. auf den Professor Lur, der indessen seine Uebersetzungsmaschine erfand, den Dichter F. Kempler und andere Treffliche, ja, daß man einen Augenblick sogar Willibald Alexis, trotz seiner bekannten Abneigung gegen die deutsche Geschichte, im Verdacht hatte. Längst haben sich jene sehr verdienstvollen Herren genannt, die das Direktorium gebildet haben, und mir bleibt nur noch übrig, Einiges von dem Antheil zu erzählen, welchen ich selbst an dem Unternehmen hatte.

Weil ich einige Theile Deutschlands genau kannte, erhielt ich zuerst eine Stelle unter den Gegendmalern. Leider schrieb ich aber in dem Roman das Concilium in Konstanz: „Leicht und schwebend trug sie der Kahn an den rebenbepflanzten Hügeln hin von Basel nach Konstanz;" diese Stelle wurde von den sechs Direktoren übersehen, gedruckt, und die Recensenten und das ganze Publikum wunderten sich höchlich, daß man damals den Rheinfall hinauf gefahren sey, und zur Strafe wurde ich in die Klasse der Gesprächführer versetzt. Gespräche in Wirthshäusern, auf Straßen und Märkten, Händel und Wortstreit wurden mir zugetheilt. In dieser Eigenschaft blieb ich, bis einer der sentimental und heroisch Sprechenden einen großen Fehler machte. Er sagte nämlich: „Die Wolken zogen bald vor, bald hinter dem Mond;" vergebens berief er sich auf die Autorität eines Herrn S....., aus dessen historischem Roman er diese herrliche Stelle entlehnt habe; man erklärte die Worte für widersinnig, weil die Wolken nicht hinter

dem Mond vorbeiziehen, und setzte ihn ab; seine Stelle fiel mir zu. In diesem Fache leistete ich mehr als in den beiden andern. So ist z. B. der größte Theil des Romans: der Dom zu Aachen oder die Paladine Karls des Großen von meiner Hand. Auch in Barbarossa oder die Hohenstaufen habe ich etwa zehn Kapitel geschrieben. Meine letzte Arbeit vor Auflösung des Unternehmens war das achte, neunte und fünfzehnte Kapitel in der Schlacht von Kunersdorf.

Man hat viel über und gegen dieses großartige Unternehmen, das ich, wiewohl zufällig, in's Leben rief, geschrieben und gesprochen. Wenn man bedenkt, daß in der kurzen Zeit von zwei Jahren fünfundsiebenzig Bände oder fünfundzwanzig Romane aus der Fabrik des deutschen Unbekannten hervorgingen, so muß man zum mindesten den Fleiß und die Ausdauer der Theilnehmer bewundern. Man hat vorgeworfen, daß einige geschichtliche Charaktere gänzlich verzeichnet seyen, daß sogar bedeutende Anachronismen vorkommen; aber wie kraftlos erscheint ein solcher Vorwurf gegen die übrigen Vorzüge des Unternehmens! Sind nicht alle Gegenden so treu geschildert, daß man sieht, man habe nicht die Natur, sondern wirkliche Gemälde abgezeichnet? Haben wir nicht bei den Kleidungen unserer Helden und Damen die Kostüme des pünktlichsten und genauesten Theaters von Europa als Vorlegeblätter vor uns gehabt? Hat nicht Herr Salzer mit schwerem Gelde allerlei alterthümliches Hausgeräth aus Burgen und Rüstkammern gekauft, damit wir desto richtiger zeichneten?

Das iſt hiſtoriſche Wahrheit und Treue, und das iſt es auch, was das Publikum verlangt; das Uebrige, genaue Beachtung der geſchichtlichen Charaktere oder Zeiten, iſt nur Nebenſache; Kleider, Schuhe, Stühle, Häuſer u. ſ. w. wird man in allen fünfundſiebenzig Bänden niemals unwahr finden. Daß nach zwei Jahren ſchon dieſe Art von Darſtellungen aus der Mode kam, war nicht unſere Schuld; aber leider ſcheiterte das ſchöne Unternehmen an der Veränderlichkeit des Publikums. Aus der Mode entſtand das Ganze, und mit dem günſtigen Wind dieſer Mode ſegelten wir auf dem Strom der Geſchichte, und unſer Wahlſpruch war: „Verletzet eher die Wahrheit der Geſchichte, verzeichnet lieber einen hiſtoriſchen Charakter, nur ſündiget nie gegen die Mode der Zeit und den herrſchenden Geſchmack des Publikums.“

Freie Stunden am Fenster.

Laetus sorte tua vives sapienter.
Horat.

1.

Mein Onkel war gestorben; er hinterließ ein hübsches Vermögen, das meinen heimlichen Kummer wieder stillen konnte; aber er hatte es einer Wittwe vermacht, die er noch in seinen alten Tagen gern gesehen. Ich erklärte, der Wille des Seligen sey mir zu heilig, als daß ich ihn umstoßen möchte, d. h. die Advokaten hatten mir gesagt, daß ich den Prozeß in allen Instanzen verlieren würde; aber die ganze Stadt pries meinen Edelmuth. Sie hatte gut loben, die ganze Stadt; Loben kostet nichts, aber um so viele Hoffnungen betrogen, um das ganze Vermögen des Onkels ärmer zu seyn, das war hart! Ich habe in meiner Jugend im Kinderfreund gerne ein Stück gelesen, es hieß: „Edelmuth in Niedrigkeit;" nachher hat mich oft ein anderes: „Armuth und Edelsinn," bis zu Thränen gerührt. — War es vielleicht die Ahnung, daß ich einst diese Rolle selbst spielen müsse, was mir Thränen auspreßte? Meinen einzigen Trost, meine süße Hoffnung, die Tante in Leipzig, rührte vor vier Wochen der Schlag.

Ich, ihr nächster Leibeserbe, machte bei dieser Nachricht bedeutende Einkäufe in schwarzem Tuch, zog einen ganz neuen Menschen an, und meine Bekannten wußten sich diesen Aufwand nicht zu erklären. Die Tante hat ihre Thaler einem ganz fremden Menschen vermacht. Ich dachte anfänglich, aus Haß gegen mich, weil ich einmal geäußert: die Zeitung für gebildete und noble Menschen sey schlechtes Zeug, sie aber hatte Alles trefflich und genial gefunden; aber nein, es verhielt sich anders. Die Tante, ich erfuhr es erst vor einigen Tagen, die selige Tante war Schriftstellerin gewesen. Unter dem Namen Idonia Strahlen hatte sie in die Zeitung für noble ꝛc. Erzählungen, Aphorismen aus ihrem Leben, Romanzen und dergleichen geliefert. Ja, sie hatte sogar Romane für Leihbibliotheken geschrieben; wer kennt nicht „Lisbetha's letzte Seufzer" in Duodez; „die Mohrenschlacht oder die grausamen Herzen, eine spanische Geschichte;" wem ist nicht „meine erste Liebe oder der blutige Säbel" bekannt? Ich hatte sie oft auf die Seite geworfen, wenn sie mir nebst anderer dergleichen Waare in die Hände fielen; konnte ich denken, daß sie mich um mein Erbe bringen würden? Idonia las alle ihre Produkte einem Magister vor, der sie quoad stylum korrigirte, reinlich abschrieb, an die Zeitung für noble ꝛc. oder an die Verleger verschickte und, wenn sie erschienen waren, in sechs oder acht Journalen günstig recensirte. Es konnte nicht fehlen — die selige Tante hinterließ ihm ihren Mammon.

Das neue Kleid war gekauft und konnte nicht mehr ungekauft gemacht werden; ich verkaufte mein Piano

um jenes zu bezahlen. Es war gut, daß nicht noch etwas schwereres zu vergüten war. Als mir nämlich die Kunde von dem Tod der seligen Idonia kam, als ich mich im neuen Kleide vor dem Spiegel musterte, fand ich, daß ich gut genug zu einem Ehemanne aussehe. Wenn ich nicht irrte, so mochte dies auch des Oberhofmeisters Trinette finden. Ich hatte Aussichten, gemächlich mit einer Frau leben zu können; ich las aufrichtige Liebe in ihren schönen, braunen Augen; ich wollte endlich einen Schritt vorwärts thun, da kam die Leipziger Post, der Magister hatte das Erbe und ich — blieb stehen, ich ging rückwärts. Jetzt erst war ich arm, denn ich hatte keine Hoffnung mehr. Ich dachte ernstlich über meine Stellung in der Welt nach und fand, daß ein armer Teufel eine um so traurigere Rolle spiele, je weiter er oben steht. Moreau's Rückzug wird für das glänzendste gehalten, was dieser große General gethan hat. An mir war es jetzt, eine ähnliche Operation zu machen; ich mußte mich ohne Schande aus den Salons zurückziehen, mein Rückzug mußte einem Siege gleichen, wenn ich mir das Erröthen ersparen wollte. Man kann sich denken, daß ich am schwersten daran kam, jene treffliche Stellung zu verlassen, die ich gegen die Bastion Trinette eingenommen hatte. Meine Vorposten waren schon so weit vorgeschoben, daß sie täglich mit dem Feinde plänkelten, ich war daran, die Laufgräben zu eröffnen, es war mathematisch gewiß, daß ich siegen mußte; wer hat eine solche Stellung nicht mit einer Thräne im Auge aufgegeben?

Aber mein Rückzug war meisterhaft; es fand sich eine Gelegenheit, gegen Trinette den Eifersüchtigen zu

ſpielen; ich erſchien einige Abende bei den fröhlichſten Soupers, bei den glänzendſten Bällen düſter und in mich gekehrt, es fiel auf, und jetzt hatte ich gewonnen. „Er iſt melancholiſch,“ ſagte die ganze Stadt; ich war melancholiſch, denn ich hatte ja nichts mehr, um die Freude zu bezahlen, die Melancholie kann man aber umſonſt haben. Ich gab meine vier Zimmer in der Hauptſtraße auf und bezog ein kleines Stübchen in einem entlegenen Theile der Stadt; „nein, wie er melancholiſch iſt!“ ſagten die Leute. Ich ſpeiste ſonſt im erſten Gaſthof; jetzt ließ ich mir die Speiſen aus einer Garküche bringen; „er iſt ein Narr,“ war das Urtheil der Welt, und Jeder, der mich ſah, fragte mich theilnehmend, wie es mir gehe? Die Ehre war gerettet; ich wollte lieber für einen Narren, für melancholiſch — als für einen armen Teufel gelten.

Es wohnt ſich übrigens ganz gut in dem kleinen Stübchen. Die einzigen Meubles, die mir gehören, ſind ein großer Fauteuil, ich konnte es nicht über's Herz bringen, ihn zu verkaufen, denn meine gute Mutter war darin verſchieden; das andere war ein Schreibtiſch, der beinahe ein Drittheil des Stübchens einnahm — mein Vater hatte daran gearbeitet. Anfangs vermißte ich mein Piano ſehr ungern. Es gab in meinem Tag ſo manche freie Stunden, die ich mir mit Muſik verkürzt hatte. Aber bald entdeckte ich ein Meuble, das mir noch größern Genuß verſchaffte als das Klavier; es war mein Fenſter. Mein Stübchen lag im zweiten Stock; ich konnte, wenn ich mein Opernglas zu Hülfe nahm, ganz bequem in die Etagen meiner Nachbarn ſchauen; ich lernte beobachten, und ſtundenlang ſaß ich an meinem Fenſter. Ich komme

mir oft vor, wie der Ritter Toggenburg. Es ist zwar kein Nonnenkloster, dem gegenüber ich mein Hauswesen aufgeschlagen habe; aber doch schaue ich vielleicht nicht mit geringerer Andacht nach dem schönen, zweistöckigen Haus und lausche, bis ein Fenster klingt, und ich auch Worte vernehme. Auch bleibe ich so nach und nach ein Junggeselle wie der melancholische Ritter, doch soll mich Gott bewahren, daß ich darüber das bischen Geist aufgebe wie der Toggenburger, und es wäre mir höchst fatal, wenn man von mir sagte:

Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach den Fenstern noch das bleiche
Stille Antlitz sah.

2.

„Christel!“ sagte ich am Morgen, nachdem ich mich eingerichtet hatte, zu der alten Aufwärterin, die mir den Kaffee brachte, „Christel, wer wohnt da gegenüber in dem breiten Hause?“

„Parterre wohnt der Schuhmacher Rupfer, mitten die gnädige Frau, und oben der Doktor und der Lieutenant.“

„Nicht so schnell, Christel, nicht so schnell, da weiß ich so viel als vorher; wem gehört das Haus?“

„Dem Schuhmacher, daß mir's Gott verzeih',“ antwortete sie, „ist es nicht eine Sünde, daß ein Schuhmacher einen solchen Palast hat? Das kommt aber Alles von der Russenzeit. Da hat ihm sein Vetter, der Kriegsrathskanzlist, eine Schuhlieferung verschafft, und weil die Russen bekanntlich große Füße haben, so — “

„So war auch der Abfall groß, natürlich; aber wie sind die Leute? Der Meister scheint früh auf zu seyn, ich sah schon um fünf Uhr Licht; auch einige Mädchen glaubte ich zu bemerken.“

„Der Alte um fünf Uhr auf?“ rief Christel mit wegwerfender Miene: „ja, dem thut's Noth; der lebt wie ein großer Herr seit der Russenzeit und steht vor acht Uhr nicht auf. Sie werden schon merken, wann er aufsteht. Geht ein rechtes Geschrei los in der Werkstatt, hören Sie einen Mann schimpfen und die Mädchen heulen, so ist der Alte aufgestanden; das ist alle Tage, die Gott gibt, sein Morgenlied.“

„Wer arbeitet denn aber so frühe am Tag in der Werkstatt? Sind die Mädchen so fleißig?“

„Wie man will;“ erwiederte sie, „es ist eigentlich der Pariser, der Geselle des Schuhmachers, und Brenners Karlchen, der Lehrjunge; diese arbeiten vom frühesten Morgen; aber auch Mamsell Caroline, die größere mit den schwarzen Augen, ist mit der Thorglocke auf. Früher hätte man sie nicht mit zehn Pferden aus dem Bette gebracht; aber seit der Pariser im Haus ist, steht man alle Morgen schon um fünf Uhr auf; das macht, sie lebt mit ihm in einem unchristlichen Verhältniß.“

„Und im ersten Stock wohnt die gnädige Frau? Wie heißt sie denn? Hat sie Familie?“

„Es ist die Frau Oberforstmeisterin von Trichter. Der Mann ist gestorben, sie hat zwei Fräulein und einen ungerathenen Sohn. Sie thun auch zu vornehm; es soll nicht immer richtig seyn mit dem Geld, und die Titel und vornehme Bekanntschaften kann man nicht wechseln lassen.“

„So, die wohnt hier?“ Ich hatte in den Zirkeln, die ich vor meinem Rückzug besuchte, von einer solchen Frau von Trichter gehört; doch erinnerte ich mich nicht mehr gewiß, was von ihr gesprochen wurde. „Und oben?“ fuhr ich fort, indem ich auf die Fenster zeigte, die in gleicher Höhe mit den meinigen waren; „Oben?“

„Nun, da wohnt der Doktor und der kleine Lieutenant.“

„Was ist das für ein Doktor? ein Mediciner?“

„Nein, es ist kein Menschendoktor; aber so viel ich weiß, soll er ein gelehrter Herr seyn, der Doktor Salbe, und Bücher schreiben. Ich habe ihm früher auch den Kaffé gebracht, aber er macht ihn jetzt selbst, der Hungerleider, in der Maschine mit Spiritus. Wenn er sich nur die Finger recht verbrennte, mit dem Weingeist! was hat er nöthig mit der Maschine Kaffé zu machen? Aber freilich, jetzt soll Alles mit Maschinen gehen und mit Dampf. Sie gönnen einer armen Frau nicht einen Groschen mehr, den sie ehrlich erworben.“

„Und der Lieutenant,“ unterbrach ich ihre Philippica gegen den Maschinenkaffé des Doktors, „wie sagst Du, daß er heiße?“

„Man nennt ihn in der ganzen Nachbarschaft nur den kleinen Lieutenant. Er ist ein freundlicher Herr, aber reich muß er auch nicht seyn, denn er reitet um sechs Groschen spazieren und hat zwar große Sporen, aber kein Pferd.“

Christel hatte unter diesen Belehrungen mein Stübchen aufgeräumt und ging.

Die Lampe der Schuster war verlöscht, ein schönes Mädchen trat aus dem Hause und machte die eisernen Stangen der Fensterladen los; die Laden öffneten sich von innen, ein hübscher, junger Mann sah heraus, um die Stange herein zu nehmen; das schöne Kind reichte sie hin, zog sie zurück, wenn er helfen wollte, sie neckte ihn, daß er nicht schneller sey als sie. Das wird der Pariser seyn, dachte ich, und das Mädchen mit den schwarzen, feurigen Augen, mit dem blühenden Roth auf den Wangen ist wohl niemand anders als Mamsell Caroline, des Meisters Tochter. Diese Sonne zog mich an. Sie schienen sich verglichen zu haben, der junge Mann empfing die Stange, man ging an den zweiten Laden. Hier erneuerte sich das Schauspiel; der Pariser drohte ihr, er zeigte mit dem Finger auf seinen Mund und dann auf sie, es war deutlich, er drohte ihr mit einem Kuß und sie — lachte und gab die Stange nicht. Welch' unchristliches Verhältniß! Man ging endlich an das dritte Fenster; der Laden ging auf, der Pariser erschien mit einer Eisenstange bewaffnet und machte Ausfälle gegen seine Schöne; sie parirte, aber malheureusement, mochte der Pariser denken, seine Stange gleitete ab und zerschlug klirrend eine Scheibe. Man senkte bestürzt die Waffen, die feindlichen Parteien vereinigten sich, um das Unglück zu betrachten; eine kleine Figur wurde auf der Bank hinter dem Pariser sichtbar, es war wohl Brenner Karlchen, der Lehrjunge, der so jammervoll die Hände über dem Kopf zusammenschlug; der böse Meister, der seit der Russenzeit erst um acht Uhr aufsteht und dessen Morgenlied Geschrei und Zanken ist, fiel mir

ein — gewiß, ihn fürchteten sie, vor ihm zitterten sie. Der Pariser zog ein Stückchen Geld aus der Tasche, er drehte es hin und her, es war sehr klein, — er fuhr wieder in die Tasche, er brachte nichts mehr hervor; wer will es ihm verargen? es war ja gestern Sonntag, und ich wollte wetten, er war mit Carolinchen auf dem Tanzboden und hat ihr fürstlich aufgewartet. Er sah sein Stückchen Geld an und erröthete. Das schöne Kind drängte seine Hand mit dem Geld zurück; sie zog ein Beutelchen aus dem Busen und zählte ab, was etwa zu einer neuen Scheibe reichen konnte; der Pariser widersetzte sich, aber er schien der süßen Gewalt ihrer Blicke nachzugeben; sie gab dem jammernden Burschen das Geld, man hob das Fenster aus, und bald sah ich ihn aus dem Hause und um die nächste Ecke traben. Mögen die Götter seine Schritte lenken, daß er nicht fällt und die übrigen zwei Scheiben mit zerbricht! Aber diese Unterbrechung hatte die Freude der beiden Leutchen gestört; Caroline ging ins Haus, der Geselle an die Arbeit, und ich sah nur noch, wie das Mädchen hie und da ängstlich zum Fenster herausschaute, als wolle sie Brenner Karlchen mit dem Fenster erspähen; wenn der Vater kam, ehe er zurück war, wenn er den Schaden bemerkte, den sie beide angerichtet — ich glaubte in ihren Mienen diese Angst zu lesen. Doch war ich überzeugt, wenn dieser unglückliche Fall eintreten sollte, so nahm sie die Schuld auf sich; hätte der Alte nicht auf so manches schließen können, wenn er den Kampf mit den Eisenstäbchen erfuhr? Es schlug acht Uhr, unwillkürlich fing ich selbst an unruhig zu werden; ich glaubte im Geist den Lieferanten der

Russenzeit in weiten Pantoffeln herbeischlurfen zu hören; ein böser Husten wird ihn schon zuvor anzeigen, wie wird er toben, wie wird er fluchen, wenn er —

Da kommt Brenner Karlchen um die Ecke gefahren; er hat das Fenster unter dem Arm; jede Spur von Angst ist aus Carolinchens Zügen verschwunden; sie nimmt dem Burschen das Fenster schon von der Straße ab, sie hängt es ein, triumphirend schaut sie durch die neue Scheibe; der Pariser ergreift ihre Hand und zieht sie vom Fenster; wird er noch Zeit gefunden haben, seine fürchterliche Drohung zu vollziehen und sie für die Neckerei an ihren frischen Lippen bestrafen?

3.

Die Jalousien des zweiten Stockes mir gegenüber öffneten sich, ich erschrack; ein ungeheurer Knebelbart schaute zum Fenster heraus. „Das ist sicher der kleine Lieutenant," sagte ich zu mir, „das muß ein fürchterlicher Kriegsmann seyn!" Ich wagte es wieder aufzublicken und nach ihm hinüber zu schielen; wo hatte ich nur meine Augen gehabt, daß ich vor seinem Anblick so erschrack? Der Bart war allerdings bedeutend und gehörte in die Klasse der grimmigen, aber hinter diesem Wall von Haaren lag ein kleines, freundliches Gesichtchen, ein Näschen, das schalkhaft zwischen dem Grimmigen hervorguckte, ein paar wackere Aeuglein, die auch nicht im geringsten zum Erschrecken eingerichtet waren. Der Kriegsmann hatte mit der Brust nicht sehr weit über den Fenstersims emporgeragt, als er die Jalousien öffnete; jetzt hatt' er sich wohl einen Stuhl ans Fenster gerückt,

denn er erschien auf einmal groß und schaute mit dem halben Leib auf die Straße herab, doch nach Verhältniß seiner Arme und seines Kopfes zu urtheilen, mußte er ein kleiner, untersetzter Mann seyn; ich erinnerte mich, daß ihn Christel den kleinen Lieutenant genannt hatte. Nichts desto weniger brachte er eine ungeheure Pfeife hervor, die bis in den ersten Stock hinabreichte. Sie mochte ein bedeutendes Gewicht haben, denn der kleine Lieutenant hielt sie mit beiden Fäusten, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Als der Kriegsmann einige Zeit seinen Morgenbetrachtungen nachgehängt haben mochte, fing er an mit der langen Pfeife an den Jalousien zu seiner Linken zu pochen. Sie thaten sich auf, ein mageres, bleiches Gesicht, eine lange, hagere Figur, in einen geblümten Schlafrock gehüllt, schaute hervor; es war der Doktor Salbe.

Die Straße, in der ich wohne, ist ziemlich schmal; ich konnte, wenn ich das Fenster öffnete, das Gespräch meiner Nachbarn hören; ich öffnete daher mein Fenster, ließ die Gardinen herab, um nicht von ihnen bemerkt zu werden, und lauschte.

„Wo habt Ihr Euch gestern Nacht herumgetrieben, Doktor?“ sprach der Lieutenant mit schalkhaften Blicken, indem sich der Bart zu einem angenehmen Lächeln bis an die Ohren verzog. „Warum kamt Ihr nicht in den goldenen Hahn? Ich wollte wetten, Ihr waret in einem Singthee.“

Der Doktor nickte und zündete still lächelnd eine Cigarre an der Pfeife des Soldaten an. „Ich war im

Singthee," antwortete er mit hohler Stimme; „Lieutenant! da war es wieder herrlich! Im goldenen Hahn geht es mir Sonntags gar zu roh her. Eure Kameraden rauchen so schlechten Taback, und das Schreien und Schwadroniren von den Gefechten setzt meinen Nerven zu. Aber bei dem Professor Nanze war es gestern wieder göttlich!"

„War die Fremde auch dort?" fragte der kleine Krieger, und deutete auf den ersten Stock seiner Wohnung. „Waren auch die beiden Fräulein da?"

„Die Mutter, die Töchter und die Fremde; und wissen Sie wohl, wer sie ist? sie wird Cousine titulirt, und die Oberforstmeisterin thut sehr freundlich mit ihr. Und denken Sie, ich wurde ihr vorgestellt als Nachbar vom oberen Stock; sie war holdselig und hat auch mein Trauerspiel gelesen und meine Erzählungen in der Zeitung für noble Leute."

Auch ein Genosse der seligen Tante Idonia, dachte ich, und machte ihm hinter den Vorhängen eine Faust, denn er schien mit dem Leipziger Magister im Bunde gegen mich zu seyn. Indem hörte man einen wahrhaft hölliſchen Lärm in der Wohnung des Schusters. Eine tiefe Baßstimme fluchte und tobte, wie die rauhen Töne des Violons; dazwischen hörte man Carolinen und ihre Schwester in hohen, klingenden Tönen wie Hoboe und Clarinette, und Brenner Karlchen, der wohl Schläge bekam, fistulirte mit gräulichen Violinpassaden dazwischen. Es war kein Zweifel, der Russenschuster war erwacht und hielt seinen feierlichen Einzug in sein Reich.

„Hören Sie doch, wie der Alte wieder rumort,“ sagte der Doktor Salbe; „mich dauern nur die Mädchen, er probirt ſicher an Carolinchen ein paar neue Knieriemen. Apropos, wie ſtehen Sie mit Carolinchen, Lieutenant?“

„Gar nicht;“ antwortete er mürriſch und blies große Wolken vor ſich hin. „Die hochmüthige, ſchnippiſche Perſon! ich weiß nicht, was ſie jetzt wieder im Kopfe hat, ſie dankt kaum, wenn ich ſie grüße. Es iſt mir auch ganz einerlei,“ fuhr er ärgerlich fort; „meine Gedanken ſtehen jetzt auf die Fremde, auf die Couſine; der will ich die Cour machen! Höllenſchwernöthchen, Doktor! das ſollt Ihr mal ſehen.“

„Hoho!“ fiel ihm ſein Nachbar mit hohlem Lachen ins Wort, „wenn Sie erſt wüßten, was ich weiß, Wertheſter!“

„Donner! hat ſie von mir geſprochen? Salbe! Ihr foltert mich; hat ſie von mir geſprochen?“

„Nein! aber ſie ſagte mir viel Schönes über mein Flötenſpiel, das ſie vorgeſtern Nacht in den Schlaf gewiegt habe.“

Ich glaubte, der Lieutenant werde bei dieſen Worten zum Fenſter hinausſtürzen; er hüpfte auf ſeinem Stühlchen hin und her and rückte weiter über die Brüſtung heraus, um dem Doktor nähor zu ſeyn. „Und Ihr habt dem lieben Kind doch geſagt, daß ich es bin, der muſicirt?“

„Ja wohl; ich ſagte ihr, daß ich nur Guitarre ſchlage und etwas weniges dazu ſinge; der Flötiſt aber ſey mein Nachbar, der Lieutenant Münſterthurm. Ich will Ihnen auch gar nicht im Wege ſtehen; ich habe an

meinem neugriechiſchen Roman ſo entſetzlich zu arbeiten, daß ich vor den nächſten vierzehn Tagen an keine Liebe denken kann; aber den goldenen Hahn ſollten Sie ſich abgewöhnen; Sie ſollten in gebildete Zirkel ſich einlaſſen, dort können ſie die Couſine treffen."

„Gott ſtraf' mich, Ihr habt nicht Unrecht!" unterbrach ihn der liebende Soldat. „In den goldenen Hahn kommt ſie doch nicht, alſo muß ich ſie andern Orts aufſuchen. Aber Ihr kennt ja meine Antipathie gegen das Theetrinken; ich riskire, daß ich auf der Stelle krank werde, wenn ich dieſes laue Waſſer zu mir nehme. Was haltet Ihr davon, Doktor, wenn ich Punſcheſſenz mit mir nehme in einem Gläschen, und, während ich nach der tollen Sitte mit der Taſſe auf- und abſpaziere, heimlich einige Tröpflein in den Thee gieße? dann kann er mir nichts ſchaden."

„Wahrhaftig, das könnten Sie thun; kaufen Sie Eſſenz, ich will Sie einführen in Nanze's göttlichen Singthee."

„Am Donnerstag bekomme ich meinen neuen Uniformsfrack," antwortete er vergnügt; „dann gehen wir mit einander in den Singthee."

4.

Ein Beſuch, der mir gerade jetzt ſehr ungelegen kam, unterbrach meine Beobachtungen. Es war einer jener freundlichen Alltagsmenſchen, die, wenn ſie mit uns Billard geſpielt haben, auf der Promenade einige hundert Schritte mit uns gingen, in der Loge zufällig neben uns einen Platz fanden, ſich unaufgefordert zu

unſern Freunden zählen. Er hatte ſicher nicht geruht, bis er mein geringes Stübchen aufgefunden, er kam, wie er verſicherte, nur aus Theilnahme, und doch war es die unverſchämteſte Neugierde, die ihn hergetrieben hatte; er und ſein Hund beguckten und berochen jeden Winkel meines Zimmers; ich ſah ihm an, wie er Notizen ſammelte, um Abends einige Damen über mich und meinen Spleen zu unterhalten.

„Sie ſind doch ein glücklicher Menſch,“ ſagte er, „waren Sie in Geſellſchaft, ſo vergaßen die Damen, daß es gegen allen guten Ton ſey, länger als fünf Minuten über einen Gegenſtand zu ſprechen. Man lauſchte begierig auf ihre Worte, weil Sie ein halber Gelehrter ſind.“

„Sie können ſich doch wahrlich nicht beklagen,“ erwiederte ich; „wie glänzend haben Sie vor drei Wochen die Damen unterhalten, als Sie den Brief aus Paris bekommen hatten.“

„Es war der einzige glückliche Abend meines Lebens,“ ſprach er mit ſüßer Wehmuth; „mein Modekorreſpondent hatte den vernünftigen Einfall, mir einige Anekdoten aus den Salons, einiges Neue über Damenputz und über die Stellung einer modernen Pariſerin beim Theeeingießen, und wie ſie in Gegenwart ihres jungen Ehemanns die Schlafhaube aufſetze, zu ſchreiben. Ich brachte es bei Graf C. vor; man fand mich köſtlich; man fand mich liebenswürdig und amüſant. Es war aber auf Ehre der einzige Abend. Aber Sie! wie glücklich ſind Sie.“

„In was ſoll nur mein Glück beſtehen?“ fragte ich ärgerlich über ſeine Ausrufungen.

„Haben Sie nicht immer das verdammte Spiel, der Chevalier de Papillot, von vorn bis hinten ohne Anstoß behalten können? und ich! wenn ich am herrlichsten frisirt und gebrannt war, so wurde das dumme „Chevalier de Papillot a un papillot“ gespielt, meine Frisur ging zum Teufel, denn ich konnte den französischen Sermon nicht behalten und bekam den ganzen Kopf voll Papilloten. Aber Sie! hatten Sie den ganzen Abend nichts gethan, als an einer Thür gestanden und finster in die Zimmer geblickt, so gab es doch Leute, die Sie sehr interessant fanden. Jetzt verlassen Sie sogar die Welt, werden melancholisch; ich wollte wetten, wenn ich es geworden wäre, man hätte gelacht, und Sie werden bemitleidet, zurückgesehnt; es gibt sogar junge Damen, die ganz offen den Fächer vor das linke Auge halten, wenn von Ihnen gesprochen wird.“

„Den Fächer vor das linke Auge halten? wozu denn, was soll es denn bedeuten?“

„Sie wissen nicht einmal dieses Zeichen der trauernden Liebe! das ist das Neueste, was man hier in der Liebessprache kennt, das heißt à la Joco trauern.“

„A la Joco trauern!“ rief ich; „wer trauert denn mit der Windfuchtel vor dem linken Auge um mich?“

„Gehen Sie, das wissen Sie nur zu gut; Oberhofmeisters Trinettchen ist ganz melancholisch geworden. Auf Ehre, ich sah sie zweimal à la Joco trauern. Ist das nicht rührend?“

„Was werden Sie heute mit Ihrem Tag anfangen?“ fragte ich, um mir das Erröthen über die trauernde

Joco zu erſparen. „Wo werden Sie ſpeiſen? werden Sie ins Theater gehen?“

„Speiſen,“ ſagte er wehmüthig lächelnd, „ſpeiſen! ich lebe gegenwärtig wie ein Klausner. Denken Sie ſich mein Unglück!“

Ich war begierig; ſollte ihn etwa auch eine Tante enterbt haben, war er vielleicht auf halben Sold geſetzt wie ich? Er ſchien bekümmert, geheimnißvoll.

„Denken Sie ſich mein Unglück! ſchon ſeit einiger Zeit bemerkte ich, daß mir meine Röcke und Weſten nicht mehr recht paſſen wollen. Ich nahm daher das vormalige Maß meiner Taille, (mein Schneider in Frankfurt und ich haben jeder ein Exemplar und zwar aus Drath geflochten, daß es ſich nicht verzieht;) ich nehme es, lege es um, und o Schrecken! ich bin ſeit einem Vierteljahr um zwei Daumen breit ſtärker geworden! Ich war außer mir, ich wüthete, ich war nahe daran, Hand an mich ſelbſt zu legen. Ich entdeckte mich dem jungen Baron F.; Sie kennen ſeinen herrlichen Wuchs, er tröſtete mich, er gab mir Mittel.“

„Nun, in was beſtehen dieſe?“

„Zuerſt mußte ich Rhabarbertinktur nehmen, daß ich beinahe todt war. Dann durfte ich acht Tage lang nichts genießen, als eine Taſſe voll Gerſtenſchleim, einige Auſtern und ein Glas Madera. Alle Morgen nach acht Uhr muß ich ein Glas Kräuteressig trinken und darauf ſpazieren gehen. Es iſt heute der fünfte Tag; es iſt wahr, es hilft, ich bin ſchon um einen Daumen eingegangen, aber meine Kräfte ſchwinden, ich bin ſo ſchwach, daß ich heute Abend nicht werde tanzen können.

Es ist nur gut, daß es jetzt Mode ist, daß wir jungen Herren nicht tanzen; aber das ewige Stehen mit dem Hut in der Hand werde ich auch nicht aushalten; ich werde mich setzen müssen gegen allen guten Ton und feine Lebensart."

„Ich bedaure Sie," sagte ich, als er mit zitternder Hand von mir Abschied nahm. „Wären denn fünf Tage nicht auch genug?"

„Acht Tage müssen es seyn;" antwortete er seufzend, „aber dieser Leidenskelch wird auch an mir vorübergehen; was thut man nicht um den Ruhm, eine Taille à la Joco zu haben."

„Armer Joco!" sprach ich bei mir, als er weggegangen war. „Armseliger Affe! Du schämst Dich Deiner menschlichen Gestalt und wendest alle Mittel an, ein Pavian oder eine Wespe zu werden! Jene große Werkstätte der Thorheit ergötzte sich an einem Menschen in Affengestalt; sie trugen sich wie der herrliche Affe, es gab nichts, was nicht den Namen dieses Affen trug; es nimmt mich Wunder, daß sie ihren König nicht à la Joco krönten. Aber die Narrheit bleibt nicht in jenen Mauern, sie verbreitet sich über die Provinzen, sie passirt ungehindert die Douanen des Rheins, und man schämt sich in Deutschland nicht, auf eine andere Art ein Thor zu seyn, wie es vor sechs Monaten in Paris Sitte war. Wer ist ein größerer Affe und der Thierheit näher, jener Ur-Joco oder die unzähligen Affenherren, Affenfräulein und Affenmamsellen, die an dem Affen einen Affen gefressen haben, ihm nachäfften und mit Freude sammt und sonders Jocos wurden?"

„Erbärmlicher Affe! der Du mich um eine schöne Stunde betrogst! warum verbieten es die gesellschaftlichen Sitten, daß ich Dich freundschaftlichst aus der Thüre warf?

„Wie vergnügt, wie zufrieden wäre ich mit mir selbst gewesen! wie gut hätte ich mich an meinem Fenster unterhalten können! Und dieser hohle Mensch, in dessen Kopf kein Gedanke war, als der an das Souper heute Abend, dessen Blick in die Zukunft nicht weiter reichte, als bis zum nächsten Ball; dessen Erinnerungen nur in Austern und Tanzmusik bestanden, dessen Herz kein wärmeres Gefühl kannte als Neid, wenn er nicht die feinste Taille hatte, oder die Freude, das neueste Tuch oder die eleganteste Hutfaçon zu haben; dieser Mensch durfte sich meinen Freund nennen, durfte mein stilles Asyl durch sein Geplauder entweihen? Sind nicht diese Menschen die ärgsten Heiden? Es steht im Evangelium: „Ihr sollt nicht sagen, was werden wir essen, was werden wir trinken, wie uns kleiden, denn nach diesem Allem fragen die Heiden.“ Und diese Leute möchten verzweifeln, weil sie nicht wissen, ob sie heute in jenem Hotel oder bei diesem Italiener speisen werden; sie sind in Gefahr krank zu werden, weil sie in Zweifel sind, ob sie sich schwarz oder blau ankleiden sollen?“

5.

Ich war unter diesen Gedanken wieder an mein Fenster getreten. Der Tag war nun auch im ersten Stock gegenüber angebrochen. Ich konnte, weil das Haus auf der Mittagsseite lag, bis in die Mitte dieser

schönen Zimmer schauen; ich nahm mein Opernglas zur Hand und musterte die Fenster. Es waren drei junge und eine alte Dame, die ich sah; von den Mädchen waren zwei noch im Negligé; die eine las im Fenster, schaute übrigens oft über das Buch hinweg auf die Straße; sie schien nicht mehr sehr jung, ihre Züge hatten schon etwas Scharfes angenommen, an ihrem Nasenwinkel glaubte ich jenes unbeschreibliche mokante Etwas zu bemerken, das einer meiner Freunde den Altjungfernzug nennt.

Die zweite im Negligé schien jünger und hübscher; sie saß am Klavier und präparirte sich wohl auf ihre Lektion oder gar auf einen Singthee. Mama saß an ihrer Seite und schien ihr Spiel zu bewundern. An einem andern Fenster saß ein Kind von sechszehn bis siebzehn Jahren. Es mußte die Fremde, die Cousine seyn; denn wäre dieser schöne Kopf, wären diese Augen, deren Glanz ich aus so weiter Ferne bewunderte, schon länger in der Stadt gewesen, ich hätte gewiß von einer schönen Tochter der Oberforstmeisterin gehört. Sie nähte emsig an einem Kleide, aber dennoch konnte sie sich nicht enthalten, zuweilen die Vorübergehenden zu mustern, mit den niedlichen Fingern zu deuten, wenn ihr etwas auffiel, und die Lesende im Negligé zu befragen. Es mußte die Fremde seyn. Ich hatte dazu mehrere Gründe. Die beiden andern Fräulein hatten gleiche Hauben, gleiche Bänder, gleiche Ueberröcke; sie waren die Schwestern. Die Eine las, die Andere musicirte, das schöne Kind aber arbeitete; was war natürlicher, als daß es die Fremde war, die arbeitete? Sie hatte ihre Garderobe vom Land mitgebracht.

Wenn ſie auch dort nach der Mode geweſen ſeyn mochte, ſo war ſie doch hier ſchon um einige Monate zurück. Der Leib am Kleidchen durfte vielleicht nur etwas weiter ausgeſchnitten, die Garnitur nur etwas höher geſetzt werden, ſo war man noch paſſabel nach der Mode. Auch das, daß ſie ſo frühe ſchon in vollem Anzug war, beſtärkte meine Vermuthung.

Ich hatte einige Zeit mit dieſen Betrachtungen hingebracht, als ich Madame plötzlich aufſtehen ſah; ſie winkte der Couſine, ſie deutete ans Fenſter; das ſchöne Mädchen öffnete und ſah heraus, ſie heftete ihre Blicke auf die Hausthüre. Ich war begierig, wer erſcheinen werde, denn offenbar erwartete ſie jemand, der aus dem Hauſe treten ſollte; war es der Ruſſenſchuſter? hatte der Pariſer ihre Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen? oder ging vielleicht jemand aus dem obern Stock an ihrem Zimmer vorbei? etwa der Doktor, oder Münſterthurm, der kleine Lieutenant? Er war es, der Kleine! Aber welchen ſonderbaren Anblick gewährte er! gleichſam zum Hohn hatte ihm die Natur einen großen Namen gegeben; wer dachte ſich nicht, wenn er vom Lieutenant Münſterthurm hörte, einen Kerl, der dem Kölner oder Straßburger Münſter Ehre machte? Aber er war ein Duodez-Münſterchen. Er hatte eine tiefe, rauhe Stimme; wenn man die Augen zumachte und ihn fluchen und donnerwettern hörte, glaubte man wenigſtens einen rieſenhaften Küraſſier vor ſich zu haben. **Parturiunt montes, nascetur ridiculos mus**; es iſt der kleine Münſterthurm. Er kündigte ſich zuerſt durch das ſchreckliche Klirren eines nachſchleppenden Säbels an; dann kam ein ungeheurer Hut mit wehendem

Federbusch aus der Thüre, unter ihm wandelte der Lieutenant. Dieser Soldat schien seine verkürzten Formen dadurch entschädigen zu wollen, daß er Alles, was er sich selbst beilegen konnte, im größten Maßstabe hatte; seinen ungeheuern Bart, die lange Pfeife, die er mit zwei Händen balancirte, hatte ich früher schon bewundert. Der Hut sammt Federbusch maß drei Schuh in der Höhe, also zwei Drittheile von dem Lieutenant; sein Schwert war eine furchtbare Waffe und reichte ihm, wenn es aufrecht neben ihm stand, hoch über die Brust. Er führte die längste Reitgerte, die ich gesehen; lange Sporen rasselten an seinen Füßchen; er ging wohl aus, um einen Morgenritt für sechs Groschen zu machen. Er machte Front vor der Hausthüre, ich sah, daß er unter seinem Hut hinauf schielte in den ersten Stock; er bemerkte die Fremde, eine angenehme Freude blitzte, mir sichtbar, aus seinen Augen; er that, als hätte er sie nicht erblickt.

Er hieb mit der Reitpeitsche auf seinen Stiefel und rief mit tiefer, dröhnender Stimme: „Johann!“

Ein großer Kerl in abgetragenen Soldatenkleidern fuhr aus dem Haus, stellte sich in militärische Position, die Hand an der Mütze, und antwortete: „Herr Lieutenant!“

„Schlingel!“ fuhr der Kleine fort, „hab' ich Dir nicht gesagt, Du sollest meine Flöte jeden Abend einsalben mit Mandelöl? Ha! daß Dich das Donnerwetter, sie hat gestern Nacht gequickt wie ein Dudelsack. Schmier' ein, sag' ich Dir, salbe das fürtreffliche Instrument, daß es weich töne, oder Dich soll der T . . . holen und ich lasse

Dich ſechs Stunden auf die Latten legen, daß Du kein Glied rühren kannſt.“

„Ganz wohl, Herr Lieutenant! aber . . .“

„Was aber, wenn ich befehle, gibt es kein Aber; was willſt Du denn?“

„Ich hätte ſchon geſtern eingeſchmiert und geſalbt, Herr Lieutenant, aber der Grunsky, bei dem ich das ſüße Mandelöl kaufen ſoll, ſagt, er borge — mit Reſpekt zu vermelden, dem Herrn Lieutenant keinen Groſchen mehr.“

„Was? mir das?“ ſchrie Münſterthurm mit entſetzlicher Stimme, daß meine Fenſter zitterten und die ſchöne Fremde erbleichte. „Ich ermorde ihn, ich renne ihn mit dem Säbel durch und durch, ich zerhacke alle Gläſer, Pomeranzen und Citronen in ſeinem Laden in Kochſtücke; der Kukuk ſoll ihn holen, ihn und ſein ſüß Mandelöl!“ Der tapfere Soldat wackelte zu dieſen Worten mit dem Federbuſch, klirrte mit dem Säbel, ſtampfte mit den Sporen, focht mit der Reitpeitſche in der Luft und blinzelte hinauf ans Fenſter, welche Wirkung ſeine Berſerkerwuth hervorbringe. „Doch, es iſt unter meiner Würde, mich über ſolche Canaille zu alteriren;“ fuhr er ruhiger fort, „ich werde ihn verklagen, ſo thu' ich. — Johann!“

„Was befehlen der Herr Lieutenant?“

„Geh in die Apotheke in der Königsſtraße, dort wo es zur Kirche hinunter geht; laß Dir für zwei Groſchen ſüß Mandelöl geben; laß es aufſchreiben — die Welt kennt meinen Namen.“

So ſprach der Lieutenant Münſterthurm. Er nahm ſeinen Säbel unter den Arm, rückte den großen Hut

schiefer auf's Ohr und schritt mit mächtigem Gange die Straße hinab.

Die Fremde aber schlug das Fenster zu, setzte sich an ihren Platz und lachte.

6.

Ich habe jetzt seit mehreren Tagen die Liebenden parterre betrachtet; immer klarer wird es mir, daß ein sehr reines Verhältniß zwischen Carolinchen und dem Pariser besteht. Wenn etwas Unchristliches in dieser Liebe wäre, so müßte es in der Art, wie sie zusammen scherzen, sich zeigen; der Pariser könnte nicht so zart seine Gluth verrathen; er würde, wenn er schon höhere Rechte sich zugeeignet hätte, nicht, wie ich wohl bemerkt habe, um ein Küßchen so lange betteln und sogar schmollen, wenn er es nicht bekommt. Carolinchen könnte nicht mit jenem heitern, ungetrübten Muth Scherze selbst beginnen, könnte ihn nicht aus ihren klaren Augen so treuherzig anblicken, wenn sie sich etwas Unchristliches bewußt wäre. Es ist etwas Heiliges, Holdes um die Unbefangenheit der ersten Liebe, sollte sie sich bei einem Schustergesellen und seines Meisters Tochter, oder in dem Boudoir einer jungen Fürstin zeigen; es ist der herrliche Schmelz, den die Unschuld aushaucht; keine Kunst ersetzt ihn wieder, wenn du ihn abstreifst. Oder kann der Maler dem Schmetterling die Flügel wieder malen, wenn eine rauhe Hand ihn betastet und den Blüthenstaub verwischt hat, womit die Natur seinen bunten Mantel überkleidete? Ist nicht die sanfte Röthe auf den Wangen eines schönen Kindes ein solcher Blüthenstaub? Wird

die Schuldbewußte erröthen, wenn der Geliebte um ein Küßchen bittet? wird ſie die Augen niederſchlagen? Die Kunſt einer Kokette geht weit; ſie kann durch großes Studium vielleicht lernen, wie und wo man die Augen niederſchlagen müſſe; aber jenen holden jungfräulichen Schmelz, jenes rouge fin der Natur kann ſie bei Laugier père et fils, rue bourg l'abbé à Paris nicht kaufen.

Ich traute daher lieber meinen Augen und meinem guten Opernglas, als der böſen Zunge der alten Chriſtel, meiner Aufwärterin, die mir das Verhältniß der beiden Leutchen als ein unchriſtliches ſchilderte. Ich hatte ein paar Pantoffeln nöthig; was war natürlicher, als daß ich meinen Nachbar, den Ruſſenſchuſter mit dieſem Auftrag beehrte? Ich hatte dabei noch eine Nebenabſicht. Der alte Ruſſe, dachte ich, iſt wohl zu bequem und vornehm, als daß er ſich zu mir bemüht; Brenner Karlchen, den Lehrjungen, kann er auch nicht wohl ſchicken, um mein Maß zu nehmen, folglich werde ich den Pariſer bei mir ſehen. Die alte Chriſtel wollte mir zwar das Vorhaben mit Gewalt ausreden; ſie behauptete, daß ich bei dem reichen Nachbar das Doppelte werde zahlen müſſen, aber es half nichts, ſie mußte hinüber. Sie kam bald wieder und berichtete, man werde kommen; ſie lächelte dazu vor ſich hin, als wüßte ſie noch etwas, das ſie ſich unbefragt nicht zu ſagen getraue. Ich konnte ihr ſchon den Gefallen thun zu fragen, denn ſie ſchwatzte gerne.

„Als ich hinüber kam," ſagte ſie, „und ausrichtete, daß Sie ein paar Pantoffeln wünſchten, da — nein, ich kann es nicht ſagen — "

„So ſprich doch, Alte! was ſagten ſie denn?“

„Carolinchen ſah recht mitleidig aus und ſagte: ach, zu dem bleichen Herrn im zweiten Stock drüben? was fehlt ihm denn? er iſt immer zu Haus und ſieht ſo trübſelig durch's Fenſter, und der Pariſer ſagte: ja, und wenn er ausgeht, ſo ſieht er ſo ernſt und traurig aus, was fehlt ihm denn?“

„Nun? und was ſagteſt Du, Alte? Was gabſt Du zur Antwort?“

„Na, ich weiß es ja ſelbſt nicht; ich ſagte, es müſſe Ihnen Jemand geſtorben ſeyn, Sie gehen meiſt in ſchwarzen Kleidern, und da meinten ſie — hi! hi! da ſagte Carolinchen: ach, gewiß iſt ihm ſein Schatz geſtorben, dem armen Herrn, oder es geht ihm gar wie dem armen, jungen Werther, der auch ſo viel gelitten hat.“

„Die guten Seelen!“ dachte ich, „weil ſie lieben, ſo kennen ſie kein anderes Leid, als die Trauer der Liebe! Wie unendlich proſaiſcher iſt doch mein Kummer! Freilich iſt mir ein Schatz geſtorben; der Leipziger Magiſter hat ihn gewonnen. Die alte Tante iſt es, der meine Melancholie gilt, der ſeligen Idonia, der Mitarbeiterin an der Zeitung für noble und gebildete Leute. Wie proſaiſch, wie ſo ganz miſerabel und unpoetiſch! Meine Farbe ſpielt etwas ins Blaſſe, was iſt natürlicher, als daß ich Kummer habe? Ich bin viel zu Hauſe, ich muß über meinen Kummer brüten, ich ſehe melancholiſch aus, ich könnte ſchwer verdauen, ich könnte einen Roman unter falſchem Namen geſchrieben haben und deßwegen auf Geldbuße angeklagt ſeyn. Aber dies alles iſt uns heut

zu Tage zu prosaisch — er ist melancholisch, er muß Liebeskummer haben, ganz erschreckliche Seelenleiden; sogar die Schustermamsell, die liebende, weiß gleich, wo einen der Schuh drücken könnte. In welcher Schule mag sie das gelernt haben? Ja! Sie hält mich für größer, als ich bin; sie vergleicht mich sogar mit dem jungen, liebenden Werther, dem unvergeßlichen; und ich — muß erröthen, jene enorme Höhe von tragischem Pathos noch nicht erreicht zu haben!"

Mit diesen Betrachtungen beschäftigt, sah ich den Pariser aus dem Hause treten. Er sah gar nicht übel aus, und ich konnte es Carolinchen nicht verdenken, daß sie gerne mit ihm scherzte. Er war nett und elegant gekleidet, denn zu solchen Besuchen wurde der Sonntagsstaat angelegt. Er ist ein hübscher, gedrungener, untersetzter Bursche, lebhaft, gewandt, es kann ihm nicht fehlen, er muß bei den Mädchen Glück machen. Schon der Name, der Pariser, weckt tausenderlei günstige Meinungen zum Voraus. Der muß die Welt gesehen haben, denkt man, und fühlt sich nicht wenig geehrt, von ihm zu einem Walzer oder Dreher aufgezogen zu werden. Ich konnte mir denken, daß er seine Sitten perfectionirt haben werde. In der Hauptstadt der Welt, wo die Schuster in Glaswagen bei ihren Kunden vorfahren und ihre eigenen geheimen Sekretäre haben, welche sogleich die Maße der Kundfüße zu Protokoll nehmen, wo die Meister Künstler sind, ein Atelier statt der Werkstatt haben, mehrere Kurse über Anatomie anhören, um sich in ihren Bemühungen um den Fuß zu vervollkommnen, wo die Gesellen nicht auf einfüßigen Schemeln, sondern in prachtvollen Fauteuils

Schuhe flicken und die Lehrjungen oder Garçons den Drath mit parfümirtem Pech wichsen, in einer solchen Stadt hatte er den deutschen Handwerksburschen, diesen aus Flegelei, Courtoisie und Sinnlichkeit zusammengesetzten Kraftmenschen ausziehen und in den Pariser fahren müssen.

Er kam, ich hatte mich nicht getäuscht. Wie artig wußte er sich zu verbeugen, den Hut abzulegen und ein paar Fünffingerstriche durch sein Haar zu thun! Wie unbefangen näherte er sich; mit welcher Grazie setzte er mir den Stiefelzieher zurecht! Er schien mich mit mitleidigen Blicken zu betrachten, der arme Siegwart mochte ihm einfallen, oder gar die Leiden des jungen Werthers, denn er erkundigte sich dolce nach meiner Gesundheit.

„Sie haben eine angenehme Werkstatt da drüben," sagte ich zu ihm, indem er mit einem rosenfarbenen Seidenband meinen Fuß maß und sich Notizen in eine saffianene Brieftasche aufzeichnete; „ich meinte, Ihre Werkstatt muß hell und freundlich seyn?"

„Unser Arbeitszimmer meinen Sie? O ja, es ist hübsch und freundlich, und man hat doch auch eine Aussicht auf die Straße."

„Nun und die Einsicht ist gewiß auch nicht übel; läßt Ihnen Mamsell Caroline so viel Zeit, auf die Straße zu sehen?"

Stumm vor Staunen lag er vor mir auf den Knien; er hielt in einer malerischen Stellung das rosenfarbene Maß in der Hand, die Brieftasche war ihm entfallen. „I der Tausend!" preßte er heraus, „wie meinen Sie denn das, werthgeschätzter Herr...?"

„Nun, ich habe letzthin eine kleine Attake mit den eisernen Ladenstangen gesehen, wo eine Fensterscheibe zerschlagen wurde, da dachte ich — "

„Ei! so hat Brenner Karlchen doch recht gehabt," rief er, „er hat gesagt, Sie haben herausgesehen; ja, ich hatte einen kleinen Spaß mit des Meisters Tochter."

„Und wenn ich recht gesehen, ist sie Ihnen gut, die Mamsell?"

Der gute Pariser wurde über und über roth, und ein Strahl der Freude schien aus seinen ehrlichen Augen zu dringen. „Was hilft es mir auch, wenn mir das Mädchen gut ist?" sagte er nach einigen Augenblicken leise, „ich kriege sie doch nicht!"

„Und Warum nicht," fragte ich verwundert; „ein geschickter Arbeiter, der sogar in Paris gelernt hat, diesen sollte der Meister verschmähen?"

„Es ist wahr," sagte der junge Schuster nicht ohne Selbstgefühl, „ich habe in Deutschland und Frankreich gelernt; ich habe in Paris, Amsterdam, Berlin und Frankfurt in den berühmtesten Ateliers gearbeitet, aber was hilft's? der Meister ist reich und vornehm, er wird nächstens Stadtrath werden, er sucht seine Tochter in vornehme Familien zu verheirathen. Ein Bierbrauer, ein Schweinmetzger, ein Rothgerber, alles vornehme und angesehene Herren, die wenigstens ihre zwanzig- bis dreißigtausend Thaler schwer sind, haben um Carolinchens Hand angehalten, und der Alte ist nur noch im Zweifel, wem er sie geben soll."

Der arme Bursche dauerte mich, er hatte Thränen in den Augen, während er mir das erzählte. „Und Carolinchen?" fragte ich.

„Ach! das iſt gerade mein Jammer; ſie hat mich lieb, wir haben es vergangenen Sonntag auf dem Tanzboden einander geſtanden. Wenn ich wollte, ſie liefe mit mir davon, denn ſie mag keinen andern als mich; aber ich weiß wohl, in den Romanbüchern werden oft junge Frauenzimmer entführt, die es nachher recht gut bekommen; aber was kann ich ihr anbieten? Bis ich Meiſter werde zu Haus, geht mein kleines Vermögen vollends darauf, und ich ſoll ſie in ein Haus voll Kummer und Sorgen führen? Nein! ſie wird mich vielleicht doch auch vergeſſen können. Sie ſoll heirathen, wie es der Vater will; ſie wird dann eine vornehme, wohlhabende Frau, und wenn ſie erſt ein paar liebe Büblein hat, denkt ſie nimmer an unſere Liebſchaft und an den armen Pariſer.“

„Aber Sie? können Sie ſo ruhig entſagen? Wird es Ihnen nicht recht ſchwer werden, von Carolinchen zu ſcheiden?“

„Ich mag nicht daran denken,“ antwortete er, „es würde mir jede Stunde verbittern; wenn einmal geſchieden ſeyn muß, ſo ſoll es ſchnell gehen. Wohl wird es mich ſchmerzen, wenn ich wieder ſo allein in die weite Welt hinaus muß, denn hier kann ich nicht bleiben; aber ich denke dann, es wandert mancher arme Teufel durchs Reich, den es im Herzen noch weit ſchwerer drückt als ſein Bündel auf dem Rücken; ſo gehts halt in der Welt!“

Er ging mit einer Thräne im Auge von mir.

„Alſo auch hier die unglückſelige Macht der Verhältniſſe!“ dachte ich; „auch hier der Eigenſinn der Väter, auch hier das eifrige Streben nach Geld und Ehre! Man ſpricht von dem Unglück hochgeborner junger Damen,

daß sie nicht dem Zug des Herzens, sondern dem Gebot der Verhältnisse folgen müssen. Man bedauert Prinzessinnen, daß für sie wahrscheinlicher Weise das Glück stiller, beglückter Liebe verloren sey; man beklagt junge Gräfinnen und Fräulein von altem Adel, daß ihrem Auge kein Mann gefallen dürfe, der nicht sechzehn Ahnen gehabt, daß ihre Seele legitimer Weise kein Bild erfüllen dürfe, das nicht stiftsfähig wäre. Hat die Tochter des Russenschusters ein glücklicheres Loos? Es werben reiche Grafen, besternte Diplomaten um die Hand einer jungen Dame, der Arme, Unberühmte muß zurücktreten; hier kommen ganz außerordentlich vornehme und angesehene Leute und wollen Carolinchen zur Frau, wer sind sie? Bierbrauer, Schweinemetzger, Rothgerber; sollte nicht der Pariser eben so gut, sogar noch passender für sie seyn? Mit nichten! jene haben Geld und Ansehen in der Stadt, sie sind außerordentlich vornehm; Carolinchen muß sie heirathen. Aber welche Nöthigung ist bei alle diesen Fällen? Der Vater des Fräuleins wird die Achsel zucken und sagen: die Verhältnisse. Verflucht sey, wer dieses Wort erfand, um einen Begriff zu bezeichnen, der auf Vernunft und Recht keinen Anspruch machen kann!"

Ich war ergrimmt über diese Unnatur des Schusters, und in meinem Grimm mußte ich die Resignation des Pariser bewundern. Wäre dieser Fall in den höchsten oder in den Mittelständen vorgefallen, der Amoroso hätte sich entweder erstens mit seinem durch die Verhältnisse begünstigten Nebenbuhler schießen wollen, oder zweitens, er hätte gewüthet, seiner Geliebten das Leben verbittert,

ihr geflucht, gedroht sich zu erschießen und erst auf ihr inständiges Bitten sich das Leben geschenkt, oder drittens, er wäre ins Wasser gesprungen, oder viertens, er wäre tiefsinnig geworden, und dieses letzte ist das Allgemeinere. Nicht so der Pariser; er sieht sein Unglück voraus; er könnte zur Noth einen dummen Streich machen, aber das Glück und die Ehre der Geliebten ist ihm theurer — er liebt und vergißt sein Unglück, bis es da ist, und dann schnallt er den Ranzen und wandert traurig durch das Reich. Man wird sagen, er hat nicht jenes tiefe Gefühl, nicht jene feinere Bildung, die zur wahren Liebe und zum tieferen Schmerz der Liebe gehört; kann man glauben, daß ein Schustergeselle so innig lieben könne als ein Dragonerlieutenant, oder ein Legationsrath, oder gar als ein junger Doktor? Kleinliche Thorheit, die du auch hier wieder die Gefühle nach den Ständen abmessen willst! Die Aeußerungen dieses armen Burschen sind erhabener als die Rotomontaden hochgeborner Liebhaber, sie zeugen von tieferer Empfindung als eure erlernten und erlesenen Sentiments, und seine Resignation ist edler als euer Toben und Wüthen gegen das Schicksal. Er will sich nicht schießen mit seinen Nebenbuhlern wie der Legationsrath; er will sich nicht in seinen eigenen Sonetten ersäufen, wie der Doktor; er schließt die Geliebte zum letzten Mal in die Arme, wirft sein Ränzel auf den Rücken, nimmt den Wanderstab und geht. Sein Unglück fühlt er tief, wenn er zum letzten Mal die Thürme der Stadt, die er verläßt, aus der Ferne ragen sieht; aber er denkt, es wandert noch mancher arme Teufel durchs Reich, den es im Herzen noch weit schwerer

drückt, als sein Bündel auf dem Rücken. Er trocknet eine Thräne ab und geht. Aber der Dragoner und der Legationsrath und der Doktor? Wenn jener nicht geblieben ist, wenn sich dieser nicht erschoß, wenn der Doktor nicht ertrunken — so gehen sie auch und geben sich zufrieden. Aber freilich, es gehört dazu, daß sie vorher etwas weniges gestöhnt und gejammert hatten. So wollen es die Verhältnisse!

7.

Vor einigen Tagen traf ich am dritten Ort meinen Nachbar, Dr. Salbe. Er erkannte mich als Nachbar, freute sich, mich zu sehen, und lud mich ein, ihn hie und da zu besuchen. Ich versäumte es nicht. Dr. Salbe ist ein unterrichteter Mann, und ich bin gerne in seiner Gesellschaft. Anfangs war es mir schwer, seiner Einladung in den goldenen Hahn zum zweiten Mal zu folgen; diese qualmende Bierstube wollte mir, da ich an diese Tabakshöhlen nicht gewöhnt war, nicht zusagen; aber ich gewöhnte mich daran, und so mancher Kernwitz, der in dieser Gesellschaft fiel, die gewaltige, tönende Sprache der Lieutenants, die aus allen Wissenschaften zusammengeholten Ausdrücke der jungen Doktoren entschädigten mich für das Aeußere. So war es auch in Dr. Salbe's Haus. Eine Unordnung, beinahe Unreinlichkeit ohne Gleichen. Wenn er mir ein neues Gedicht vorlesen wollte, blickte er mit Falkenaugen im Zimmer umher und fuhr dann oft plötzlich unter den Tisch, denn dorthin hatte sich der Wisch verloren. Einmal erzählte er mir von einem Sonett, an welchem er drei Tage

gedreht habe. Es sey ganz unübertrefflich und die Ausgänge tönen wie lauter Italienisch und Spanisch unter einander. Er suchte in allen Ecken, auf allen Tischen, in allen Fächern; es fand sich nicht. Endlich führte ihm der Zufall ein zusammengedrehtes, halbverbranntes Papier in die Hand. Er sah es an, er erblaßte, er schlug sich vor die Stirne. „O ihr Götter!“ rief er aus, „mit meinem herrlichsten Sonett hat der verdammte Lieutenant Münsterthürmchen seine Pfeife angezündet! Wie hättest du geglänzt, klangvolles Gedicht, in der Zeitung für noble und gebildete Leute! Jetzt muß ich dich aus meinem miserabeln Gedächtniß compensiren. Du bist ein Torso, und ich soll dir neue Füße einsetzen!“

Trotz dieser schrecklichen Unordnung gefiel es mir wohl bei Salbe. Er hatte eine gewisse gelehrte Atmosphäre, die jeden schlechten, trivalen Gedanken zu ersticken schien; man konnte sich ganz behaglich in seiner Nähe fühlen, denn er hatte eine ungemeine Literatur im Kopf, und belehrte im Gespräch auf angenehme Weise. Wir sprachen eines Nachmittags, den ich bei ihm zubrachte, von Literatur und ihrem Einfluß auf die Menschen. Ich sagte: „die Franzosen haben das vor uns voraus, daß alle ihre Geschichtswerke, ihre Romane, ihre Gedichte, selbst ihre philosophischen Bücher so geschrieben sind, daß sie jeder lesen kann. Die Werke ihrer größten Geister sind unzählige Mal als Stereotypen gedruckt; ich habe oft auf meinen Reisen gesehen, daß ein geringer Handwerker, ein Soldat, selbst ein Bauer, seinen Voltaire, seinen Rosseau las; dadurch wird die Intelligenz unbegreiflich gesteigert, daher kommt auch,

daß jene Redner in der Kammer so ungeheuer wirken; nicht durch den verschwebenden Schall von der Tribüne, der Einzelnkampf richtet dort wenig aus, wo man in Massen kämpft, sondern durch die Verbreitung dieser Reden durch die öffentlichen Blätter. Der geringere Bürger, der Landmann liest begierig diese Reden; seine Lektüre hat ihn vorbereitet, das Wahre von dem Falschen zu sondern, und ich versichere Sie, ich habe diese Leute mit einer Wahrheit, mit einer Tiefe über die Schönheiten einer Rede, über die Wendungen eines Satzes sprechen hören, die mich in Verwunderung setzte und die ich vergebens selbst in unsern Mittelständen, bei dem Kaufmann, dem Künstler, dem Schreiber suchen würde."

„Sie machen damit unserm Vaterland und seinen Schriftstellern ein schlechtes Kompliment," antwortete Dr. Salbe. „Es ist wahr, die eigentlichen Gelehrten bei uns bilden sich eine eigene Sprache; sie konnten sich aus dem frühern lateinischen Jargon nicht gleich in das ehrliche Deutsch finden. Daher kommt es, daß man bei uns außer platt, schwäbisch und hochdeutsch, auch noch Kantisch, Schellingisch, Hegelisch ꝛc. spricht und schreibt; man muß zu diesen Sprachen eigene Wörterbücher haben, um sie zu verstehen, und es ist kein Wunder, daß man Kant ins Deutsche übersetzt hat.

„Aber sagen Sie mir um Gottes willen, wozu denn diese Sprachverwirrung? Wie können denn unsere Philosophen auf die Intelligenz des Volkes wirken? Und dazu sind sie ja doch auf der Welt."

„Im Gegentheil," erwiederte Salbe, „da haben Sie eine völlig unrichtige Ansicht. Es mag dies vielleicht

bei den französischen Philosophen der Fall seyn. Aber bei uns sind die Philosophen nur für den Katheder geschaffen; sie haben nur das kleine Publikum, das vor ihnen in den Bänken sitzt, über Sonne, Mond und Sterne und die Erbsünde aufzuklären; sonst haben sie lediglich nichts mit dem Publikum zu thun. Kennen Sie denn nicht den Artikel im Regensburger Reichstagsabschied?"

„Wie? Ein Artikel über die Philosophen? Kein Wort habe ich davon gehört."

„Man wußte wohl, daß die populäre Philosophie der Franzosen für das Volk durchaus schädlich sey, weil die Menschen dadurch Aufklärung, eine Art von illegitimer Vernunft bekommen; daher hat man sehr weise damals das Gesetz erlassen und heimlich auf allen Universitäten und Gelehrtenanstalten verbreitet: Alldieweilen die durch die in das für sich schon intelligente Leben so leicht eingreifende Philosophie angesteckten Menschen allzuleicht rebellische sogenannte Ideen bekommen, so sollen die für die auf den zu der Vorbereitung junger Leute errichteten Instituten bestehenden Lehrstühle angestellten Philosophen dahin gehalten seyn, daß wenn sie Bücher schreiben, so in dies Fach einschlagen, diese also abgefaßt seyen, das andere zu dieser Wissenschaft nicht bestimmte Leute solche gar nicht capiren können."

„Das stand im Regensburger Reichstagsabschied?"

„Ja wohl, und daher dämmten die Philosophen ihre Bücher mit allerlei wunderlichen Redensarten ein, so daß, wenn ein ungelehrter Bürger in ein solches Opus hineinschaute, ihm die Worte vor den Augen herumtanzten,

ihm die überschwänglichen Gedanken wie ein Mühlrad im Kopf herumgingen und er in Gefahr war, darüber ein Narr zu werden. Es war dies auch ganz gut; Sie wissen, die Deutschen sind eine Nation, die gar zu schnell Feuer fängt wie nasser Zunder, daher war dies Mittel ganz gut. Denken Sie nur an jene Zeit! wo eine Regierung dies Interdikt aufhob und ein Gelehrter Reden an die deutsche Nation in natürlicher Sprache hielt, was entstand daraus für ein Spektakel! Man hat daher das Interdikt aufs neue geschärft, ja die Philosophen müssen jetzt sogar mystisch sprechen; selbst wenn einer z. B. über Deutschland und die Revolution schreiben wollte, müßte er seiner Rede kurzen Sinn in diese Wortspezereien einbalsamiren."

„Ha! jetzt erst ist mir das große Geheimniß unserer Literatur klar und deutlich! Also daher kommt es, daß wir so weit zurückbleiben; da bleibt also für das Volk nichts übrig, als Genofeva und Eulenspiegel?"

„Das möchte ich doch nicht behaupten," sagte Salbe; „unsere mittlern und untern Stände lesen sehr viel, nur natürlich nichts, was auf den gesunden Menschenverstand Anspruch machen könnte. Sie haben ihren Spieß, ihren Cramer, ihren Lafontaine, in neuerer Zeit hauptsächlich ihren Clauren. Alles liest, aber unschädliches Zeug, das ihren Verstand ganz gelinde afficirt. Gespenstergeschichten, Mordthaten, Räuberhistorien, Heirathsaffairen mit vielem Geld ꝛc."

„O Gott! weiter nichts! so kommen also unsere größten Geister, ein Schiller, ein Goethe, ein Tieck nicht unter das Publikum?"

„Behüte! Schiller kennen sie zur Noth vom Theater her, aber er ist meist zu hoch für sie, eigentlich zu gut. Von Goethe, Tieck, Jean Paul weiß man nichts. Sie haben für die Ewigkeit geschrieben, aber nicht für unser Volk.“

Der ästhetische Klubb.

Conticuere omnes, intentique ora tenebant.

„Wertheſter!“ ſprach mein Freund zu mir, als wir die Treppen meines Hauſes herabſtiegen; „Sie würden ſich ſehr irren, wenn Sie glaubten, es gebe nur in höhern Ständen äſthetiſche Geſellſchaften. Jene herrlichen Thees, wo feingebildete Menſchen ſich über die neueſten Erzeugniſſe der Literatur beſprechen, finden ſich, nur unter anderer Form, auch unter den gemeineren Leuten. Wie jene mit dem Theewaſſer eine neue Novelle oder einen Sonettenkranz einſchlürfen, ſo haben dieſe ihre eigenen Schriftſteller, welche ſie beim Biere mit derberem Stoffe bewirthen.“

„Und zu einem ſolchen äſthetiſchen Biere werden ſie mich führen, Doktor?“

„Gewiß! der Meiſter des Hauſes, wohin wir wandern, geht alle Nachmittage in die Schenke; ſeit nun der neue Geſell im Hauſe iſt, wird jeden Nachmittag äſthetiſcher Klubb gehalten. Er iſt ein ſchöner Geiſt und beſorgt mit großer Auswahl die Lektüre. Die beiden Töchter des Meiſters und einige Freundinnen aus der Nachbarſchaft bilden den Damenzirkel; ſie ſtricken oder nähen, trinken

dünnen Kaffe dazu, den die Mädchen unter sich bezahlen, und eine von ihnen hat das Amt des Vorlesers; denn der neue Geſell arbeitet ſtreng an ſeinen Schuhen fort; ſein Geſchäft beſchränkt ſich darauf, den Zirkel auf die Schönheiten des Geleſenen aufmerkſam zu machen. Er und der Leipziger trinken Bier. Ich war ſchon einigemal in dieſen Klubbs; natürlich hüte ich mich wohl, in die Schönheiten ihrer Literatur einen Zweifel zu ſetzen. Ich ſtaune und bewundere mit ihnen; und ſo bin ich wohl gelitten in dieſem Kreiſe und darf es wagen, Sie einzuführen."

Wir ſtanden vor der Thüre und horchten; aber das war kein fröhlicher Leſeklubb! ich ſah den Doktor ängſtlich an, denn deutlich hörte man ein vielſtimmiges Schluchzen und Weinen; es wurde mit jammernder Stimme etwas geleſen; wir ſtrengten unſere Ohren an, aber vernahmen nur Geſtöhn und tiefes Herzſeufzen.

„Ha! ſie leſen etwas Tragiſches!" rief mein Freund; „das iſt köſtlich; nur zu! wir wollen ihr Pathos beobachten." Er machte raſch die Thüre auf; welch' ſonderbarer Anblick! auf einer Erhöhung ſaß der Leipziger und heulte laut; es wollte ihm beinahe das Herz abdrücken, und ſein Lieblingsdichter hatte für dieſen Zuſtand geſorgt. Neben ihm ſaß der neue Geſell; ſein Schmerz war nicht minder tief, aber er beherrſchte ihn mit männlicher Feſtigkeit; doch auch ihm hing eine Perle in den Wimpern. Auf der Seite ſaßen fünf oder ſechs hübſche Mädchen, unter denen ich Carolinchen ſogleich erkannte; ſie ſchienen einem geliebten Todten ein letztes Opfer zu bringen, denn ſie wiſchten mit den Schürzen ihre ſchönen weinenden

Augen und in ihren Mienen war ein so wahrer Ausdruck von Kummer und namenlosem Jammer, daß ich über die Tiefe ihrer Empfindungen staunte.

Sie nickten uns zu, wir nahmen schweigend Platz. „Thu' nur nicht so erschrecklich, Leipziger!" sagte der neue Gesell mit dumpfer gebrochener Stimme; „sie wird ja bald vollends ausgerungen haben, die arme Seele; machen Sie nur gefälligst weiter, Jungfer Köhlerin." Diese wischte ihre Thränen ab, die wie ein Wasserfall herabrollten und las mit zitternder Stimme weiter.

Sie hatte geendet und legte schnell das Buch nieder; die Mädchen weinten noch etwas weniges in der Stille fort; der Leipziger aber vertrank seinen Schmerz in einem mächtigen Zuge Bieres.

„Wir sind heute leider zu spät gekommen, um noch etwas von Ihrer Lektüre profitiren zu können. Was haben Sie heute gelesen?"

„Rochus Pumpernickels Tod;" antwortete der neue Gesell. „O, Herr Doktor, das ist eine so grausam rührende Geschichte, als im ganzen Evangelium keine steht!"

„So? A. v. S. macht auch rührende Geschichten?" fragte jener weiter; „ich habe bisher geglaubt, er sey immer nur fröhlich und heiter und lasse seine Leutchen heirathen, nebst schöner Mitgift von ein paar Millönchen?"

„Ja, wir haben es anfangs auch geglaubt," entgegnete Carolinchen; „es ging so hübsch und fröhlich an."

„Das ist gerade das Schöne, daß man glaubt, es komme Alles so freudig wie immer, und dann kommt es auf einmal hageldick mit dem Unglück. Das ist um so

rührender, daß einem die Thränen unwillkürlich laufen; ach und wie wahr ist es! nicht alle Liebenden können ja glücklich werden! dies beweist der Siegwart und Werthers junge Leiden, die ich in Mannheim gelesen habe, und viele andere rührende Historien. Und sieht man es nicht alle Tage?" setzte er gerührt hinzu, indem er nach Carolinchen blickte, „wie viele zärtliche Liebschaften hat schon das grausige Schicksal getrennt!"

Carolinchen weinte still; der Leipziger aber schlug mit dem Hammer auf den Absatz eines Stiefels, daß es Funken gab. „Den Kerl, den Alten soll der Teufel holen; er ist an allem schuld, der heimtückische Sakermenter; hier möcht' ich ihn haben, zwischen meinen Knien, ich wollte ihn hämmern wie Sohlenleder!"

„Ja, der ist an allem schuld," klagten die Mädchen.

„Sie lieben also diesen Schriftsteller?" fragte ich; „Sie scheinen ihn allen andern vorzuziehen?"

„Gewiß!" sagte der neue Gesell. „Sehen Sie, es mag wohl sonst noch Dichter geben; aber sie sind nur für die vornehmen Leute, sie sind uns zu hoch; da ist nun A. v. S. gerade recht für uns, so gemein wie er schreibt keiner. Ihn verstehen wir; wenn er etwas sagt, so weiß man auch, was er will. Ich kann Sie versichern, es ist mir oft, wenn ich ihn lese, als säße ich im Bierhaus, und mein Kamerad, der Straubinger oder der Hamburger, erzählte mir eine schöne Geschichte."

Ich sah mich nach meinem Freund um, er saß ganz ernsthaft da und rief alle Augenblicke aus: „es ist zum Erstaunen!"

„Und Kernmädchen hat er,“ fuhr der große Kritiker fort, so schön und köstlich, daß einem ordentlich der Mund wässert. Nicht wahr, Ihr Jungfern?“

Die Mädchen errötheten, doch was sie sich lächelnd in die Ohren flüsterten, mochte den Satz des Leipzigers nicht umstoßen.

„Vox populi, vox Dei!“ sagte ich; „denken viele Leute so wie Sie?“

„Ich bin weit herumgekommen,“ erwiederte er mit Feuer, „aber überall fand ich die gleiche Liebe für diesen Mann! Alle Handwerksburschen von Bildung lassen sich für ihn todtschlagen.“

Der Doktor stand auf, er mochte glauben, ich habe jetzt genug gehört, um seine Behauptung bestätigt zu finden. Wir nahmen Abschied von diesem ästhetischen Klubb und gingen. Unter der Hausthür nahm er meine Hand. „Und was meinen Sie?“ sagte er, indem Spott und Hohn um seinen Mund, aus seinen Augen blitzte: „glauben Sie jetzt, daß auch in Deutschland ein Schriftsteller allgemein werden könne? Was wollen Sie mit ihren Franzosen, die ihren Voltaire hinter dem Pfluge lesen und von den Reden eines Foy in den ärmlichsten Hütten begeistert sind? kann nicht auch bei uns ein großer Geist durchdringen und ein Mann des Volkes und allgemein werden?“

„Ja,“ erwiederte ich und drückte ihm die Hand, „er kann es, wenn er es versteht, gemein zu seyn.“

Ein paar Reiseſtunden.

Bruchſtück.

Vorwort an Madame J. Floret,

Eigenthümerin des Hôtel de Flandre, rue Notre Dame des Victoires à Paris.

Sehr verehrte Frau!

Sie gehören unter die wenigen Menſchen, die mir auf mein ehrliches Geſicht hin und ohne andern Schein als etwas Scheinheiligkeit getraut haben, und ich würde ihre trefflichen Eigenſchaften, ein gutes Herz, nachſichtige Augen, ein offenes Ohr und einen für rue Notre Dame des Victoires hinlänglichen Verſtand öffentlich gemacht haben, auch wenn ich es Ihnen nicht verſprochen hätte.

Als ich, verſehen mit allem, was ein muthiges junges Herz unterſtützt, in ihr Haus trat, da dachte ich freilich nicht, es einſt ſo plötzlich verlaſſen zu müſſen; doch wäre auch jene Begebenheit ſchon damals vor meiner ahnungsloſen Seele geſtanden, an eine ſo romantiſche, ſamaritaniſche, beinahe unglaubliche Zuverſicht einer Eigenthümerin eines Hôtel garni hätte ich nie geglaubt.

Ich vergesse jenen Abend nie, als ich vor Schrecken, Unwillen und Angst beinahe leblos bei ihnen eintrat, nach meiner Rechnung fragte und ihnen gestand, daß ich abreisen müßte. Ich hatte von allem gemünzten Gold, das auf der Erde umherrollt, nach zwei Zwanzigfrankenstücke, von dem ungemünzten in Barren, Gefäßen und Geschmeiden einen Ring, und alles übrige schätzbare bestand in einigen Kleidern, welche rechtlicherweise noch nicht mir gehörten.

Ihr Scharfblick, verehrte Frau, oder nenne ich es lieber barmherzigen Instinkt? kurz jene unbegreifliche Ahnung sagte ihnen in einem Augenblicke Alles; Sie schlugen das wohlbekannte Buch von grünem Saffian auf, Sie lispelten freundlich: vierhundert und fünfzig Franken, und ich wiederholte mit bebender Zunge: vierhundert und fünfzig! Und als ich ihnen dann meinen Kummer auseinander zu setzen wagte, wie gütig waren Sie da, wie mütterlich besorgt fragten Sie nach den kleinsten Umständen!

Genug! Sie haben mir aus einer Verlegenheit geholfen, die, so klein sie dem Namen nach seyn mochte, für mich in jenem Drang der Umstände niederdrückend, schmerzlich war. Es war in meinen Augen, obgleich ich gewiß war, schon im folgenden Monat meine Schuld tilgen zu können, nichts anderes als ein Geschenk; denn konnten Sie wissen, daß ich ehrlich genug seyn werde, die Summe heimzuzahlen? Und mit welcher Urbanität wußten Sie es zu bieten! wie fein wußten Sie der peinlichen Nothwendigkeit, eine Wohlthat annehmen zu müssen, alles Drückende zu benehmen! Es ist heute ein Jahr

seit jenem Abend verflossen, aber noch heute steht jedes Ihrer Worte deutlich und wie gedruckt vor meiner Seele. „Es haben schon viele deutsche Doktoren bei mir gewohnt," sprachen Sie, bald auf Ihr Buch, bald auf mich blickend, „meistens **au cinquième und quatrième**, Sie sind der erste gewesen **au second**; alle haben geraucht wie Sie, alle haben schlecht französisch gesprochen, alle verlangten anfangs ein Kopfkissen von Federn statt meiner trefflichen Rollen von Roßhaar, keiner von ihnen konnte mit dem Kaminfeuer zurecht kommen, fast alle schrieben den ganzen Vormittag, oft bis vier Uhr, und Gott weiß, was sie geschrieben; aber alle waren redliche, ehrsame Leute, und mir, ich gestehe es (ihre runden Köpfe und blonden Haare abgerechnet) lieber als meine jungen Landsleute, die über einen unpolirten Nagel an der Wand eine Stunde sprechen können und doch nicht mehr werth sind, als daß man sie daran aufhänge. Ich habe gehört," fuhren Sie fort, „daß alle diese jungen Herren, wenn sie nach Deutschland zurückkehren, unsere schöne Hauptstadt in Büchern beschreiben und weitläufig erzählen, was sie daselbst gehört und nicht gehört, gesehen und nicht gesehen haben. Mein Vetter, Doktor D —, Sie müssen ihn oft bei mir gesehen haben, und die Leute behaupten, er sehe mir ähnlich, obgleich sein Teint dunkler ist als der meinige, nun dieser Vetter ist Mitarbeiter am Globe, und es ist nicht die schlechteste Zeitung, die in Paris gelesen wird. Die Deutschen, Madame, sagte er mir oft, sind in der Gesellschaft nicht zu gebrauchen, aber die Feder ist ihre Zunge; sie sind treffliche Leute mit der Feder und in der That gelehrt; ihre Literatur fängt

an bei uns bekannt zu werden, und es iſt nicht das Schlechteſte, was wir vom Auslande empfangen. So ſprach er oft, und meine Achtung vor Ihren Landsleuten ſtieg."

Monſieur Off," fuhren Sie fort, denn mein Name war Ihnen nicht geläufig, „Sie haben viel geſchrieben, ſo lange Sie auf Nro. 15 im Hotel de Flandre waren. Doktor K., Ihr Landsmann, hat mich auch verſichert, daß man ſchon einige von Ihren Schriften gedruckt habe; Monſieur Off, gegen einen ſolchen Mann kenne ich meine Pflichten, und dieſe Rechnung (Sie machten einen dicken Strich dadurch) ſoll Ihnen nicht länger beſchwerlich fallen; aber Sie werden auf Ihrer Seite auch ſo gütig ſeyn, meiner und meines Hauſes in Ihrer nächſten Schrift zu erwähnen, und ich weiß, dieſe vierhundert und fünfzig Franken werden mir dann ſchöne Zinſen tragen."

„Wahrlich, verehrte Frau, noch zur Stunde kann ich nicht glauben, daß es Ihnen mit jener Bitte Ernſt war; denn wer von meinen Landsleuten wird gerade deßhalb, weil ich dort wohnte, Ihr Hotel beziehen? Dies Buch, vor welches ich Ihren Namen ſetze, Sie ſelbſt können es nicht leſen, und **Jean, le garçon**, ſpricht zwar die Worte Brod, Schnaps, Salz, Wein, Wurſt, Durſt, Bett, die er auf ſeiner militäriſchen Durchreiſe bei uns zu lernen die Gnade hatte, deutlich genug aus; aber auch er wird unſere Buchſtaben ſo wenig leſen können, als die gothiſchen Charaktere an den Boutiken der deutſchen Schneidermeiſter, die ihn oft zu Verwünſchungen ſteigerten. Vielleicht wohnt irgend einer meiner Landsleute **au quatrième**, und in dieſem Fall können Sie ſich einige Kapitel überſetzen laſſen, vorausgeſetzt, daß Sie ſein **ang** und **ong** verſtehen.

Auf jeden Fall aber müssen Sie sich durch Ihren gelehrten Vetter von der Redaktion des Globe ein Certifikat verschaffen, daß à la tête dieser Schrift wirklich eine Zueignung an Sie zu lesen ist; denn Sie könnten glauben, dadurch, daß ich darauf bestand, meine Rechnung zu tilgen, habe ich mich von meinem Wort und einer angenehmen Pflicht losgesagt. Wem könnte ich ein Buch, in dem meine Landsleute flüchtige Zeichnungen der Sitten Ihres und meines Volkes finden sollen, würdiger zueignen, als einer liebenswürdigen Repräsentantin des neuen Frankreichs, einem Kinde der Revolution, das, obgleich so weit entfernt von Politik als vom Studium der Geographie, die Abschnitte seines Lebens nach den Leiden und Freuden seines Vaterlandes zählt? Sie wurden von der Sturmglocke des dreizehnten Vendemiaire aus Mutterleibe geläutet; als Bonaparte sich die Krone Karls des Großen auf die Stirne setzte, warf Sie, Neugierige, eine Volkswelle an die Treppe des Hotel Dieu; die Stirnnarbe, die Sie davon trugen, ist noch nicht verschwunden, aber sie steht Ihnen gut und Sie wissen es. Bald fluchte Ihr junges der Liebe erschlossenes Herz Cäsarn und seinem Glück, denn Ambroise, der hübsche Commis aus der Rue Montmartre, sollte als Voltigeur helfen Rußland erobern, und bald beweinten Sie Frankreich und sich — Ambroise mit erfrornen Beinen konnte nicht wieder über die Beresina voltigiren. Monsieur Floret war Ambroises Nachfolger in der Wohnung Ihres Herzens; jedoch erbte er nicht das ganze Appartement, er mußte sich mit einer Kammer begnügen, die andern blieben für Ambroises Andenken verschlossen. Alle

Kammern konnten sich indessen nicht enthalten bange zu klopfen, als Herr Floret im Kleide der Pariser Nationalgarde, Gewehr in Arm, Abschied nahm, um an die Barrière zu fliegen, und Sie — zum letzten Male umarmte, ehe er unter Blüchers erstem Kanonendonner wiederkam. Frankreichs Geburtswehen beschleunigten Ihr Glück; Sie stiegen mit Ludwig XVIII. auf den Thron des Zahltisches und saßen ungleich fester, denn Sie bedurften seitdem keiner Restauration; ja, Herrn Florets Tod, der an dem Tage, wo der alte Lilienstengel eine junge alte Knospe trieb, zu Père la Chaise schlafen ging, statt ihn zu erschüttern, diente dazu, ihn zu befestigen. — Leben Sie wohl auf Nimmerwiedersehen, einfache, und — meine Landsmänninnen mögen die Nase rümpfen, so viel sie wollen — tugendhafte Frau! Ihr Andenken soll mich begeistern, wenn sich die liebenswürdige Seite Ihres Volkes mir zuwendet, ich werde sie aufsuchen und mit Liebe aufsuchen, und ewig sollen mir die Worte unvergeßlich bleiben, die Sie im Augenblicke des Abschieds, anfangs in einem Tone, als seyen Sie die Sprecherin Ihrer Nation der meinigen gegenüber, dann mit zitternder Stimme und feuchtem Auge sprachen: „Monsieur, ich achte Ihre Nation, und diese Achtung hat sich vermehrt, seitdem ich die Ehre hatte, Sie kennen zu lernen. Reisen Sie glücklich, und kommen Sie schnell wieder in das schöne Frankreich, wenn Sie zu Hause friert, — **car je suppose, qu'il n'y pas loin de chez vous aux glaces, où mon pauvre petit Ambroise a péri.**“

Es sind schon so viele Reisen nach Paris geschrieben und gedruckt worden, daß man eine eigene Bibliothek davon errichten könnte, und es scheint, es sey eine sehr überflüssige Mühe, nach der tausendsten noch die tausend und erste herauszugeben; dennoch kann keinem Reisenden das Recht bestritten werden, seine eigene Reise zu beschreiben, so wenig als einem verboten werden könnte, seine Biographie oder Reise durchs Leben herauszugeben: weil er etwa nur Nachtwächter, Doktor der Philosophie und nicht König, Kaiser oder Goethe war; jeder lebt, denkt und reist anders als sein Vordermann, und es kommt am Ende weder auf die Reise noch auf die Beschreibung, sondern darauf an, ob einer etwa so viele Leser findet, als ich mir wünsche.

Vergebens würde übrigens einer aus meiner Reisebeschreibung zu berechnen hoffen, wie viele tausend Thaler ein junger Mann etwa in einem Monat brauchen könnte, wo die besten Nachtlager und die theuersten Mittagessen, wo die höchsten Thürme und die breitesten Straßen seyen. Vergebens wird einer, der thöricht genug ist, sie als guide des voyageurs mitzunehmen, nach andächtigen Empfindungen und richtigen Notizen über irgend ein bedeutungsvolles Monument blättern; ich schreibe weder zu Erbauung noch zur Bereicherung der Geographie, ich dränge niemand meine Empfindungen auf, denn jeder hält am Ende doch seine eigenen für die besten; ich will nur wieder erzählen, was ich gehört habe, nur einiges vorübergehende, aber bedeutungsvolle, was andere nicht gesehen haben, will ich beschreiben.

Darunter gehört z. B. nicht das Städtchen Saarlouis, sondern die Leute, die von dort aus in dem Metzer Eilwagen mit mir fuhren; obgleich es beinahe so viele Geschichten von Postwagen gibt, als Gespensterſagen und Lichtkarzmärchen, so bin ich doch versucht, von einigen dieser Personen zu sprechen.

Ich saß in einer Ecke und mußte es mir gefallen lassen, wenn mich die übrigen so aufmerksam betrachteten, wie ich sie; es ist mir übrigens gewiß nicht zu verargen, wenn meine Blicke hauptsächlich auf einer jungen Dame mir gegenüber hafteten, von deren Antlitz ich freilich nichts sah als eine dunkle Locke und ein glänzendes Auge; denn eine große Kapuze, welche sie am Mund mit einem Tuch verschlossen hielt, umhüllte den Kopf; daß sie jung sey, sagte mir nicht nur die schlanke Taille, die Behendigkeit, womit sie in den Wagen gestiegen war, sondern auch ein gewisser Aberglaube; denn meine Base in Frankfurt hatte mir prophezeit, ich werde mit einer schönen jungen Dame nach Paris fahren. Ich bemerkte, daß ihr die Stellung der nächsten vier Füße unbequem sey, machte ihr Raum, konnte aber nicht verstehen, in welcher Sprache sie mir dankte, denn ich hatte bei dem Manoeuvre einen dicken Mann, ihren Nachbar, auf seinen Leichdorn getreten, und er brummte vernehmlich und deutsch. Es war Morgens vier Uhr, die Luft kühl, aber gegen acht Uhr mußte nach meiner Rechnung der Nebel und mit ihm die Kapuze der schönen Nachbarin fallen.

Ein Mann mit kühnem, dunklem Gesicht und schwarzen Falkenaugen, einen schon in's graue spielenden Bart um die Oberlippe, saß in der andern Ecke neben dem

dicken Mann. „Ein ächt franzöſiſches Geſicht, ein Offizier," dachte ich, „und zwar einer von der alten Armee und auf halbem Sold, denn ſeine Kleidung iſt etwas ärmlich, er ſieht unzufrieden aus und will wahrſcheinlich die Ehrenlegion Heinrichs IV. nicht tragen, denn er hat kein Band im Knopfloch. Welche Gedanken ſprechen aus dieſem dunkeln Auge! dieſelbe Straße nach Deutſchland iſt er in der Revolution als junger feuriger Patriot, nachher als Offizier des Kaiſers, vielleicht an der Spitze eines Regiments gezogen! Auf dieſem Wege vielleicht hat er ſeine tapfern Truppen aus den Feldzügen von Sechs und Neun zurückgeführt! Jetzt bezeichnet ihm dieſe Kaiſerſtraße nur noch wehmüthige Erinnerungen ehemaliger Größe; noch lange nicht iſt ſeine ganze Generation in's Grab geſtiegen, und doch iſt alles dahin vorangeeilt, was ihnen groß und theuer war, und dieſes ſchöne Frankreich däucht ihnen ein großer Kirchhof, wo ihr Ruhm und ihre Hoffnung begraben liegen, und auf eine frohe Urſtänd warten."

Der kleine junge Mann an meiner Seite könnte etwa ein angehender Kaufmannsdiener ſeyn, in meinem Herzen halte ich ihn aber für einen deutſchen Schneider, der nach Paris reist, um ſich auszubilden. Noch gibt es einen jungen Menſchen in einem blauen flandriſchen Hemde an der Seite meines Nebenmannes; er ſchläft ſchon und iſt ſeinem Geſicht nach unbedeutend.

Bis jetzt wurde noch kein deutliches Wort unter der Geſellſchaft gewechſelt. Nach und nach ſchlafen die meiſten, nur das Auge der jungen Dame ſehe ich hie und da aus der Kapuze leuchten.

Fünf bis sechs Uhr Morgens.

Der dicke Mann schnarcht schrecklich; sein Kopf droht auf die Schulter der jungen Dame zu sinken; ich bringe ihn durch einen kleinen Fußtritt zu sich selbst, er fährt auf, setzt sich zurecht, schläft wieder ein und schnarcht von neuem. Seine Bewegung hat den französischen Obrist erweckt; er sieht sich unzufrieden und stolz um. Es gefällt mir nicht, daß er eine ungeheure Dose von Horn hervorzieht und schnupft; er schläft bald wieder ein.

Die Morgenluft weht immer kälter. „Soll ich vielleicht das Fenster vorziehen? wird es Ihnen nicht zu kalt?“ fragte ich so freundlich als möglich die junge, schöne Dame, und denke erst bei „zu kalt“ daran, daß wir längst auf französischem Boden sind und Mademoiselle kein Deutsch verstehen wird. Aber sie antwortet mit heller, wohltönender Stimme, jedoch ohne die Kapuze zu lüften: „Wenn es Ihnen selbst nicht zu kalt wird, danke ich; ich bin wohl verwahrt.“

Also eine Deutsche, dachte ich, nun, um so besser, da werde ich doch sobald unsere Sprache nicht verlernen. „Ihr Nachbar, mein Fräulein,“ fuhr ich fort, „ist wohl etwas unbequem für Sie; der Wagen ist zu enge, als daß ein solcher Koloß mit Recht in der Mitte sitzen dürfte.“

„Und doch möchte ich ihn noch weniger zum tête à tête,“ erwiederte sie.

Ich erröthete beinahe über diese Artigkeit und war doch eitel genug zu fragen: „und warum?“

„Ich denke, ein schlafender Koloß würde nicht so artig seyn, auf meine Bequemlichkeit Rücksicht zu nehmen.“

Ich weiß nicht, ob sie mir wirklich dadurch für ihre Sicherstellung vor den breiten Hufen des dicken Mannes danken wollte, aber ich verbeugte mich, murmelte etwas von Schuldigkeit gegen Damen und war in demselben Augenblicke wieder unmuthig über mich selbst, weil sie doch vielleicht mich nicht gemeint hatte, ließ die angeknüpfte Unterhaltung fallen und suchte wie ein gleichgültiger Reisender auszusehen, obgleich noch mancher Streifblick an dem glänzenden Auge der jungen Dame vorüberflog.

Sechs bis sieben Uhr.

Die Pferde werden gewechselt; die Schlafenden erwachen und starren mit glanzlosen, schläfrigen Augen auf einige zerlumpte Weiber und Kinder, die mit ihrem kreischenden Patois und ihren Holzschuhen einen unangenehmen Lärm machen. Der Obrist zieht an einem alten ledernen Riemchen eine silberne Uhr aus der Tasche, und ich denke, er müsse seit der Restauration sehr zurückgekommen seyn. Der dicke Mann hat ein unerträglich dummes Gesicht, und wenn ich ihn nicht für einen Viehhändler halte, so ist nur seine reinliche Kleidung schuld; ich mache ihn zu einem holländischen Krämer. — Man fuhr weiter, und aufs neue zogen mich die melancholischen Züge des Obristen an. Er sang ganz leise vor sich hin ein Liedchen, das er mit den Sylben „leon" und einem tiefen Seufzer endete; ach! es war Napoleon, sein Held, sein Kaiser, von welchem er sang! Jetzt zog er eine Schreibtafel heraus, die, ich muß es gestehen, ein wenig schmutzig und verbraucht war; aber nur um so interessanter schien sie mir, denn sie war wohl ein Andenken

an einen gefallenen Kameraden; er hatte, ſtellte ich mir vor, als er einſt Nachts beim Mondlicht über das Schlachtfeld ritt, die bleichen Züge ſeines Freundes erkannt, er ſchwang ſich vom Pferd, kniete nieder zu ihm, rief mit ſchmerzlichen Tönen ſeinen Namen, aber jener hörte nicht mehr, die bleichen Lippen, die er küßte, ſie konnten ſeinen Abſchiedsgruß nicht erwiedern. Da nahm er mit einer männlichen Thräne jenes Andenken, und es hat ihn in Glück und Unglück begleitet. Ich ſah wieder nach ihm hin; er warf bald nachdenkliche Blicke über das Land hin, bald zeichnete er mit feſter Hand ſeine Gedanken auf, und nichts ſchien mir gewiſſer, als daß dieſer alte Offizier (ich ließ ihn jetzt zum General avanciren) das Land durchfliege, um ſeine militäriſchen Erinnerungen aufzufriſchen und — ſeine Memoiren über die Feldzüge der Franzoſen zu ergänzen.

Sieben bis acht Uhr.

Die junge Dame iſt eingeſchlafen, oder ſcheint wenigſtens zu ruhen; noch immer iſt ihr Geſicht neidiſch verhüllt. Der junge Schneider an meiner Seite läßt ſeinen großen Hummerkopf bald links bald rechts fallen, ohne aufzuwachen. Aber der junge Burſche im blauen Hemd iſt erwacht, und wunderbar! zwiſchen ihm und dem General oder Obriſt entſpinnt ſich ein Geſpräch; ich lauſche, aber es iſt nicht engliſch, nicht deutſch, weder franzöſiſch, noch holländiſch; am meiſten Aehnlichkeit hat es mit dem Italieniſchen, und ich würde den Offizier für einen Korſikaner oder einen Veteranen der italieniſchen Armee halten, kämen nicht Worte in ihrem ſchnellen

Gespräche vor, die völlig fremd tönen. Doch muß es wenigstens nicht die Muttersprache des Jüngeren seyn, denn er scheint sich hie und da auf den rechten Ausdruck zu besinnen, und der ernste ältere Mann weist ihn mit einem leichten Lächeln zurecht. Der dicke Holländer ist jetzt mit tiefem Stöhnen auch erwacht, betrachtet seine Nachbarn einen Augenblick aufmerksam, lauscht auf ihre Sprache und fragt dann langsam und höflich: „**Vos este Espaniol, Sennor?**“

Ah! dachte ich, vielleicht ein edler vertriebener Spanier, vielleicht ein Genosse Mina's?

Aber man denke meinen Schrecken, als der Obrist, der General, Empecinado's und Mina's Genosse, der interessante Mann in österreichischem Dialekt antwortete: „Um Vergebung, wir sind halt böhmische Glashändler, mein Neffe da und ich, und reisen nach Sevilla, wo ich mit Trink- und Tafelgläsern handle.“ Und nun erzählte er unerträglich breit und langweilig, daß sein Bruder in Frankfurt einen Glashandel habe, daß Stoffel, der Neffe, daselbst in Kondition gestanden und jetzt auch auf sechs Jahre nach Spanien gehe; wie dort der Glashandel beschaffen sey und wie viele Tausend Trinkgläser sie alljährlich schmuggeln und verkaufen. Ich verwünschte den Böhmaken, seine Adlernase, sein schönes Auge, seinen ehrwürdigen Bart und den holländischen Krämer, der ihn zum Sprechen gebracht; ich verwünschte vor allem meine eigene Thorheit, von einem General der alten Armee zu träumen; seine silberne Uhr fand ich jetzt ganz in der Ordnung, in sein schmieriges Souvenir schrieb er keine erhabene Erinnerungen,

ſondern Kunden und Gläſer ein, und wenn er mit dem melancholiſchen Auge über das Land hinſtreifte, ſetzte er Kaiſergulden in Dollars, und ſchlechte Konventionskreuzer in ſchlechtere Maravedis um. Ich ſchämte mich, in der Phyſiognomik noch ſo weit zurück zu ſeyn; denn jetzt hatte der alte Kerl allen Schimmer der Einbildungskraft verloren und erſchien mir, genauer betrachtet, wie ein ganz gewöhnlicher böhmiſcher Muſikant, wie man ſie gelb und ſonnenverbrannt, mit dicken Bärten und dunkeln Augen, umherziehen ſieht; um ihn nicht zu ſehen, ſchloß ich die Augen und drückte mich in meine Wagenecke.

Acht bis neun Uhr.

Das Auge der ſchönen Dame glänzt wieder, aber der Wind mag ihr noch zu heftig ſeyn, ſie hat die Kaputze noch immer nicht zurückgeſchoben. Der dicke Mann ſucht ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen, aber ſie antwortet einſylbig, und dieſe Zurückhaltung freut mich, denn ich kann den feiſten Holländer, ſeit er ſpaniſch ſprach, noch weniger leiden als zuvor. Er fährt übrigens mit großer Ruhe fort, ihr den Namen jedes Dorfes zu nennen, das man an der Landſtraße ſieht, und weiß einige Anekdoten von dem Maire von Fouligny, welches eben hinter uns liegt, zu erzählen. Dabei lacht er aber immer zuerſt, legt, wenn die Schneide der Anekdote kommt, ſeine Hand zutraulich auf den Arm der jungen Dame, um ſie gleichſam einzuladen, ſich ebenfalls mit ihm und den Böhmen halb todt zu lachen, und hält es für keine Beleidigung, wenn ſie (offenbar mit einem Seitenblick auf mich) unwillig ihren Arm zurückzieht.

Der dicke Mann befand sich gerade mitten in einer Geschichte, die zu meiner großen Besorgniß für das zarte Ohr der jungen Dame etwas obscön zu werden drohte, als man hinter dem Wagen einige Mal heftig: halte, Postillon! halte! rufen hörte; zugleich jagte ein Reiter vorüber, der einen großen Brief empor hielt. Der Wagen hielt, Conducteur und Postillon fluchten; der erstere schwang sich nach einigem Wortwechsel von seinem Imperial herab und trat dann mit dem großen Brief an unserem Schlag herauf, musterte die Gesellschaft aufmerksam, zog seine Mütze und bot den Brief herein. Ich saß zunächst, nahm ihm den Brief aus der Hand und las die Ueberschrift: **A Monsieur, Monsieur le comte Blankenspeer, à Saarbruk, poste restante, citissimo.** Da stieg der schlafende Schneider auf einmal bei mir im Preis, den niemand anders konnte der Graf seyn; des Conducteurs **allons, Monsieur!** und ein Stoß, den ich ihm in die Seite gab, weckten ihn; ich überreichte ihm den Brief, er starrte ihn gedankenlos an und gab ihn dann kopfschüttelnd und murrend zurück. Der Conducteur wurde ungeduldig über die Zögerung: **„Allez, Messieurs,“** rief er, **„qui est donc Monsieur le comte de Blanquesepère!“**

„Ist der Brief an mich?“ fragte der Holländer verwundert, riß ihn mir aus der Hand, las flüchtig die Adresse — und erbrach das Siegel. Schnell zog er darauf die Börse, befriedigte den Kourier, den man ihm nachgeschickt hatte, und der Wagen fuhr weiter. Aber ich — sah mich zum zweiten Mal getäuscht, und um so bitterer, als der Herr Graf zwar nach wie vor die Miene

eines holländiſchen Käſekrämers behielt, aber das Mädchen mit den ſchwarzen Augen es jetzt gar nicht mehr bemerken zu wollen ſchien, daß ſeine Hand ſchwer auf ihrem runden Arme ruhe; ja zu meinem Aerger lachte ſie ſogar einige Mal mit heller Stimme auf, als der Herr Graf die Gnade hatte, einige Schnurren aus ſeinem Leben zu erzählen.

Von neun bis zehn Uhr.

In Courcelles wurde zum Frühſtück angehalten. Wir traten in das freundliche Zimmer, wo bereits auf dem großen Roſte die Cotelettes kniſterten; die Männer legten Mützen und Mäntel ab: das Gewölk, das um das Haupt der Jungfrau hing, zerriß plötzlich, und mir war, als erwache ich jählings aus einem ſchmeichelnden Traume. Wer ſah nicht ſchon ein unbekanntes Schloß aus dem Morgennebel tauchen? Man muſtert es; es iſt bewohnt, iſt nicht übel gebaut, iſt vollſtändig unter Dach, aber der Totaleindruck, und hier eine Epheuranke, dort eine unvermauerte Ritze, hier ein Krähenneſt, dort ein ſchlimmer einſpringender Winkel am Dachſtuhl verkünden laut, es habe ſeine ſchönſte Zeit geſehen. Wenn ein ſolcher Zuſtand einer Baulichkeit herkömmlichermaßen etwas Poetiſches hat, ſo war der analoge Zuſtand meiner Reiſegefährtin nur zu ſehr geeignet, mich in die platte Wirklichkeit zurückzuwerfen; kurz ich hatte ein ziemlich erhaltenes Exemplar einer alten Jungfer vor mir, und die ſchönen ſchwarzen Sterne, die Verführer meiner Einbildungskraft und die Reminiscenzen einer Jugendblüthe, die keine Früchte getragen, preßten mir jetzt

nur den Seufzer aus: warum kann man ſolche Brillanten nicht aus der alten Hülſe brechen und modern faſſen laſſen? Wie mancher Seigneur chatelain mit jedem Quader, der von den Zinnen ſeines Erbſitzes in den Graben ſtürzt, froher und lebensluſtiger wird, ſo war meine Unbekannte, wie dies ſo gewöhnlich iſt, mit den Breſchen, welche in den Wall ihrer Zähne gefallen waren, regſamer, ihre Zunge geläufiger geworden; denn kaum hatte ſich der Generalglashändler einen Zipfel der Serviette in das Ordensknopfloch geſteckt, kaum ſtanden die duftenden Cotelettes auf dem Tiſch, ſo ſagte mir die Cadenz ihres quickenden Schrachinſtruments, daß ſie eine meiner ſüdlichen Landsmänninnen aus den Grenzmarken von Schwaben und Franken ſey, und ungefragt gab ſie uns zum Beſten, wie ſie ihren Herrn Bruder, den Kaufmann Morgenſtern zu Paris, in einer wichtigen Angelegenheit beſuche. Ihr Herr Bruder habe im vorigen Jahre durch die grobe Unwiſſenheit der franzöſiſchen Hebammen den Stammhalter des franzöſiſchen Zweiges des Morgenſtern'ſchen Hauſes verloren; da nun jetzt wiederum nahe Hoffnung zum Aufgang eines neuen Morgenſternes ſey, ſo habe er ſich entſchloſſen, trotz der franzöſiſchen Erziehungskunſt, trotz der Proteſtationen von Madame, denſelben à l'Allemand aufgehen zu laſſen, und deßhalb ſie, ſeine Schweſter, berufen, die durch langjährige Praxis ſich damit vertraut gemacht habe, wie in der Morgenſtern'ſchen Familie die Saugklappen gebunden und der Kinderbrei gebraut werde. Zu Bekräftigung ihrer Ausſage und damit in keinem Winkel unſerer Herzen ein Argwohn über ihren wahren

Charakter bleibe, theilte ſie uns mit triumphirender Miene lithographirte Karten aus, auf denen in gothiſchen Buchſtaben zu leſen ſtand: **Jules Morgenstern, marchand tailleur, palais royal, galerie de bois Nro. 65 à Paris** u. ſ. w. Unter dieſem intereſſanten Geſpräch ging das ſchmackhafte Frühſtück vorwärts; alle Details einer deutſchen Wochenſtube wurden beſprochen und mit den franzöſiſchen Inſtituten derſelben Art verglichen. Der Herr Graf, überhaupt ein ſehr leutſeliger Herr, ging mit Herablaſſung und Sachkenntniß in die populäre Materie ein, und ſelbſt die Böhmen fanden beim Artikel der Milchgläſer und Saugflaſchen Gelegenheit, ein kritiſches Wort anzubringen. Auf dieſe Weiſe war die Geneſis ſämmtlicher gräflich Blankenſpeer'ſchen und Schneider Morgenſtern'ſchen Sproſſen abgehandelt worden, und ſchon begann ich zu befürchten, daß nun die Reihe an die böhmiſche Descendenz kommen möchte, als ſich der Conducteur den Mund wiſchte und Madelaine mit ihrem Teller und ihrem: **Messieurs, n'oubliez pas la fille!** das Zeichen zum Aufbruch gab. — — —

[illegible] del. Eduard Schuler sc.

LISTENSTEIN.

1. Theil.

W. Hauffs

sämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlstichen.

Zweiter Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung.
1837.

Gedruckt in der Fr. Brodhag'schen Buchdruckerei.

Lichtenstein.

Erster Band.

Einleitung.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;
Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch euren Herzen menschlich näher bringen: —
Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die gröss're Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.

Schiller.

Die Sage, womit sich die folgenden Blätter beschäftigen, gehört jenem Theil des südlichen Deutschlands an, welcher sich zwischen den Gebirgen der Alb und des Schwarzwaldes ausbreitet: das erstere dieser Gebirge schließt, von Nordwest nach Süden in verschiedener Breite sich ausdehnend, in einer langen Bergkette dieses Land ein, der Schwarzwald aber ziehet sich von den Quellen der Donau bis hinüber an den Rhein und bildet mit seinen schwärzlichen Tannenwäldern einen dunkeln Hintergrund für die schöne, fruchtbare, weinreiche Landschaft, die, vom Neckar durchströmt, an seinem Fuße sich ausbreitet und Würtemberg heißt.

Dieses Land schritt aus geringem, dunkeln Anfang unter mancherlei Kämpfen siegend zu seiner jetzigen

Stellung unter den Nachbarſtaaten hervor. Es erregt dies um ſo größere Bewunderung, wenn man die Zeit bedenkt, in welcher ſein Name zuerſt aus dem Dunkel tritt; jene Zeit, wo mächtige Grenznachbarn, wie die Staufen, die Herzoge von Teck, die Grafen von Zollern, um ſeine Wiege gelagert waren; wenn man die inneren und äußeren Stürme bedenkt, die es durchzogen und oft ſelbſt ſeinen Namen aus den Annalen der Geſchichte zu vertilgen drohten.

Gab es ja doch ſogar eine Zeit, wo der Stamm ſeiner Beherrſcher auf ewig aus den Hallen ihrer Väter verdrängt ſchien, wo ſein unglücklicher Herzog aus ſeinen Grenzen fliehen und in drückender Verbannung leben mußte, wo fremde Herren in ſeinen Burgen hausten, fremde Söldner das Land bewachten und wenig fehlte, daß Würtemberg aufhörte zu ſeyn, jene blühenden Fluren zerriſſen und eine Beute für viele oder eine Provinz des Hauſes Oeſterreich wurde.

Unter den vielen Sagen, die von ihrem Lande und der Geſchichte ihrer Väter im Munde der Schwaben leben, iſt wohl keine von ſo hohem romantiſchen Intereſſe, als die, welche ſich an die Kämpfe der eben erwähnten Zeit, an das wunderbare Schickſal jenes unglücklichen Fürſten knüpft. Wir haben verſucht, ſie wiederzugeben, wie man ſie auf den Höhen von Lichtenſtein und an den Ufern des Neckars erzählen hört, wir haben es gewagt, auch auf die Gefahr hin, verkannt zu werden. Man wird uns nämlich entgegenhalten, daß ſich der Charakter Ulerichs von Würtemberg[1] nicht dazu eigne, in einem hiſtoriſchen Romane mit milden Farben wiedergegeben zu

werden; man hat ihn vielfach angefeindet, manches Auge hat sich sogar daran gewöhnt, wenn es die lange Bilderreihe der Herzoge Würtembergs mustert, mit scheuem Blick vom ältern Eberhard auf Christoph[2] überzuspringen, als sey das Unglück eines Landes nur allein in seinem Herrscher zu suchen, oder als sey es verdienstlich, das Auge mit Abscheu zu wenden von den Tagen der Noth.

Und doch möchte es die Frage seyn, ob man nicht in Beurtheilung dieses Fürsten nur seinem erbittertsten Feinde, Ulerich von Hutten, nachbetet, der, um wenig zu sagen, hier allzusehr Partei ist, um als leidenschaftloser Zeuge gelten zu können; die Stimmen aber, die der Herzog und seine Freunde erhoben, hat der rauschende Strom der Zeit übertäubt, sie haben die zugleich anklagende und richtende Beredtsamkeit seines Feindes, jene donnernde **Philippica in ducem Ulericum**, nicht überdauert.

Wir haben fast alle gleichzeitigen Schriftsteller, die Stimmen eines längst vergangenen, vielbewegten Jahrhunderts gewissenhaft verglichen, und fanden keinen, der ihn geradehin verdammt. Und wenn man bedenkt, welch gewaltigen Einfluß Zeit und Umgebungen auf den Sterblichen auszuüben pflegen, wenn man bedenkt, daß Ulerich von Würtemberg unter der Vormundschaft schlechter Räthe aufwuchs, die ihn zum Bösen anleiteten, um ihn nachher zu mißbrauchen; wenn man sich erinnert, daß er in einem Alter die Zügel der Regierung in die Hände bekam, wo der Knabe kaum zum Jüngling reif ist, so muß man wenigstens die erhabenen Seiten seines Charakters, hohe Seelenstärke und einen Muth, der nie

zu unterdrücken ist, bewundern, sollte man es auch nicht über sich vermögen, die Härten damit zu mildern, die in seiner Geschichte das Auge beleidigen.

Das Jahr 1519, in welches unsere Sage fällt, hat über ihn entschieden, denn es ist der Anfang seines langen Unglückes. Doch darf die Nachwelt sagen, es war der Anfang seines Glückes, war ja doch jene Verbannung ein läuterndes Feuer, woraus er weise und kräftiger als je hervorging; es war der Anfang seines Glückes, denn seine späteren Regentenjahre wird jeder Würtemberger segnen, der die religiöse Umwälzung, die dieser Fürst in seinem Vaterlande bewerkstelligte, für ein Glück ansieht.

In jenem Jahre war alles auf die Spitze gestellt. Der Aufruhr des armen Conrad war sechs Jahre früher mit Mühe gestillt worden; doch war das Landvolk hie und da noch schwierig, weil der Herzog dasselbe nicht für sich zu gewinnen wußte, seine Amtleute auf ihre eigene Faust arg hausten und Steuern auf Steuern erhoben wurden. Den schwäbischen Bund, eine mächtige Vereinigung von Fürsten, Grafen, Rittern und freien Städten des Schwaben- und Frankenlandes, hatte er wiederholt beleidigt, hauptsächlich auch dadurch, daß er sich weigerte, ihm beizutreten. So sahen also alle seine Grenznachbarn mit feindlichen Blicken auf sein Thun, als wollten sie nur Gelegenheit abwarten, ihn fühlen zu lassen, welch' mächtiges Bündniß er verweigert habe. Der Kaiser Maximilian, der damals noch regierte, war ihm auch nicht ganz hold, besonders seit er in Verdacht war, den Ritter Götz von Berlichingen

unterstützt zu haben, um sich an dem Kurfürsten von Mainz zu rächen.

Der Herzog von Baiern, ein mächtiger Nachbar, dazu sein Schwager, war ihm abgeneigt, weil Ulerich mit der Herzogin Sabina nicht zum besten lebte. Zu allem diesem kam, um sein Verderben zu beschleunigen, die Ermordung eines fränkischen Ritters, der an seinem Hofe lebte. Glaubwürdige Chronisten sagen, das Verhältniß des Johann von Hutten zu Sabina sey nicht so gewesen, wie es der Herzog gerne sah; daher griff ihn der Herzog auf einer Jagd an, warf ihm seine Untreue vor, forderte ihn auf, sich seines Lebens zu erwehren und stach ihn nieder. Die Huttischen, hauptsächlich Ulerich von Hutten, erhoben ihre Stimmen wieder ihn, und in ganz Deutschland erscholl ihr Klage- und Rachegeschrei.

Auch die Herzogin, die durch stolzes, zänkisches Wesen Ulerich schon als Braut aufgebracht und ihm keine gute Ehe bereitet hatte, trat jetzt als Gegnerin auf, entfloh mit Hülfe Dieterichs von Späth, und sie und ihre Brüder traten als Kläger und bittere Feinde bei dem Kaiser auf.[5] Es wurden Verträge geschlossen und nicht gehalten, es wurden Friedensvorschläge angeboten und wieder verworfen, die Noth um den Herzog wuchs von Monat zu Monat, und dennoch beugte sich sein Sinn nicht, denn er meinte, recht gethan zu haben. Der Kaiser starb in dieser Zeit; er war ein Herr, der Ulerich trotz der vielen Klagen dennoch Milde bewiesen hatte; an ihm starb dem Herzog ein unparteiischer Richter, den er in diesen Bedrängnissen so gut hätte brauchen können, denn das Unglück kam jetzt schnell.

Man feierte das Leichenfeſt des Kaiſers zu Stuttgart in der Burg, als dem Herzog Kunde kam, daß Reutlingen, eine Reichsſtadt, die in ſeinem Gebiete lag, ſeinen Waldvogt auf Achalm erſchlagen habe. Dieſe Städtler hatten ihn ſchon oft empfindlich beleidigt, ſie waren ihm verhaßt und ſollten jetzt ſeine Rache fühlen. Schnell zum Zorn gereizt, wie er war, warf er ſich aufs Pferd, ließ die Lärmtrommeln tönen durch das Land, belagerte die Stadt und nahm ſie ein. Der Herzog ließ ſich von ihnen huldigen und die Reichsſtadt war würtembergiſch.[4]

Aber jetzt erhob ſich der ſchwäbiſche Bund mit Macht, denn dieſe Stadt war ein Glied deſſelben geweſen. So ſchwer es auch ſonſt hielt, dieſe Fürſten, Grafen und Städte alle aufzubieten, ſo weilten ſie doch hier nicht, ſondern hielten zuſammen, denn der Haß iſt ein feſter Kitt. Umſonſt waren Ulerichs ſchriftliche Vertheidigungen;[5] das Bundesheer ſammelte ſich bei Ulm und drohte mit einem Einfall.

So war alſo in dem Jahr 1519 alles auf die Spitze geſtellt. Konnte der Herzog das Feld behaupten, ſo behielt er Recht und es war nicht zu zweifeln, daß er dann großen Anhang bekommen würde; gelang es dem Bunde, den Herzog aus dem Felde zu ſchlagen, dann wehe ihm; wo ſo vieles zu rächen war, durfte er keine Schonung erwarten.

Die Blicke Deutſchlands hingen bange an dem Erfolg dieſes Kampfes, ſie ſuchten begierig durch den Vorhang des Schickſals zu dringen und zu erſpähen, was die künftigen Tage bringen werden, ob Würtemberg geſiegt, ob der Bund den Wahlplatz behauptet habe.

Wir rollen dieſen Vorhang auf, wir laſſen Bild an Bild vorüberziehen, möge das Auge nicht zu frühe ermüdet ſich davon abwenden.

Oder ſollte es ein zu kühnes Unternehmen ſeyn, eine hiſtoriſche Sage der Vorzeit in unſern Tagen wieder zu erzählen? Sollte es unbillig ſeyn, zu wünſchen, daß ſich die Aufmerkſamkeit des Leſers einige kurze Stunden nach den Höhen der ſchwäbiſchen Alb und nach den lieblichen Thälern des Neckars wende?

Die Quellen des Susquehannah und die maleriſchen Höhen von Boſton, die grünen Ufer des Tweed und die Gebirge des ſchottiſchen Hochlandes, Altenglands luſtige Sitten und die romantiſche Armuth der Galen leben, Dank ſey es dem glücklichen Pinſel jener berühmten Novelliſten, auch bei uns in Aller Munde. Begierig lieſt man in getreuen Uebertragungen, die wie Pilze aus der Erde zu wachſen ſcheinen, was vor ſechzig oder ſechshundert Jahren in den Gefilden von Glasgow oder in den Wäldern von Wallis ſich zugetragen. Ja, wir werden bald die Geſchichte der drei Reiche ſo genau inne haben, als hätten wir ſie nach den gelehrteſten Forſchungen ergründet. Und doch iſt es meiſt nur der große Unbekannte, der uns die Bücher ſeiner Chroniken erſchloß und Bild an Bild in unendlicher Reihe vor dem ſtaunenden Auge vorüberführte; er iſt es, der dieſen Zauber bewirkte, daß wir in Schottlands Geſchichte beinahe beſſer bewandert ſind, als in der unſrigen, und daß wir die religiöſen und weltlichen Händel unſerer Vorzeit bei weitem nicht ſo deutlich kennen, als die Presbyterianer und Epiſcopalen Albions.

Und in was besteht der Zauber, womit jener unbekannte Magier unsere Blicke und unsere Herzen nach den „bergigten Haiden“ seines Vaterlandes zog? Vielleicht in der ungeheuern Masse dessen, was er erzählt, in der grauenvollen Anzahl von hundert Bänden, die er uns über den Kanal schickte? Aber auch wir haben mit Gottes und der Leipziger Messen Hülfe Männer von achtzig, hundert und hundert und zwanzig! Oder haben vielleicht die Berge von Schottland ein glänzenderes Grün, als der deutsche Harz, der Taunus und die Höhen des Schwarzwaldes; ziehen die Wellen des Tweed in lieblicherem Blau als der Neckar und die Donau, sind seine Ufer herrlicher als die Ufer des Rheins? Sind vielleicht jene Schotten ein interessanterer Menschenschlag als der, den unser Vaterland trägt, hatten ihre Väter rötheres Blut als die Schwaben und Sachsen der alten Zeit, sind ihre Weiber liebenswürdiger, ihre Mädchen schöner als die Töchter Deutschlands? Wir haben Ursache, daran zu zweifeln, und hierin kann also jener Zauber des Unbekannten nicht liegen.

Aber darin liegt er wohl, daß jener große Novellist auf historischem Grund und Boden geht, nicht als ob der unserige weniger geschichtlich wäre, aber wir haben ja schon seit Jahrhunderten uns angewöhnt, unter fremdem Himmel zu suchen, was bei uns selbst blühte, und wie wir die rohen Stoffe ausführen, um sie in anderer Form mit Bewunderung und Ehrfurcht als theure Kleinode wieder in unsere Grenzen aufzunehmen, so bewundern wir jedes Fremde und Ausländische, nicht, weil es groß und erhaben, sondern weil es nicht in unseren Thälern gewachsen ist.

Doch auch wir hatten eine Vorzeit, die reich an bürgerlichen Kämpfen, uns nicht weniger intereſſant dünkt als die Vorzeit des Schotten; darum haben auch wir gewagt, ein hiſtoriſches Tableau zu entrollen, das, wenn es auch nicht jene kühnen Umriſſe der Geſtalten, jenen zauberiſchen Schmelz der Landſchaft aufweist, und wenn das an ſolche Herrlichkeiten gewöhnte Auge umſonſt die ſüße, bequeme Magie der Hexerei und den von Zigeunerhand geſchürzten Schickſalsknoten darin ſucht, ja wenn ſogar unſere Farben matt, unſer Griffel ſtumpf erſcheint, doch eines zur Entſchuldigung für ſich haben möchte, ich meine die hiſtoriſche Wahrheit.

I.

Was soll doch dies Trommeten seyn?
Was deutet dies Geschrei?
Will treten an das Fensterlein,
Ich ahne, was es sey.

L. Uhland.

Nach den ersten trüben Tagen des März 1519 war endlich am 12ten ein recht freundlicher Morgen über der Reichsstadt Ulm aufgegangen. Die Donaunebel, die um diese Jahreszeit immer noch drückend über der Stadt liegen, waren schon lange vor Mittag der Sonne gewichen, und immer freier und weiter wurde die Aussicht in die Ebene über den Fluß hinüber.

Aber auch die engen kalten Straßen mit ihren hohen dunkeln Giebelhäusern hatte der schöne Morgen heller als sonst beleuchtet und ihnen einen Glanz, eine Freundlichkeit gegeben, die zu dem heutigen festlichen Ansehen der Stadt gar trefflich paßte. Die große Herdbruckergasse — sie führt von dem Donauthor an das Rathhaus — stand an diesem Morgen gedrängt voll Menschen, die sich Kopf an Kopf wie eine Mauer an den beiden Seiten der Häuser hinzogen, nur einen engen Raum in der Mitte der Gasse übrig lassend; ein dumpfes Gemurmel gespannter Erwartung lief durch die Reihen, und brach nur in ein kurzes Gelächter aus, wenn etwa die alten, strengen Stadtwächter eine hübsche Dirne, die sich zu vorlaut in den freigelassenen Raum gedrängt hatte, etwas unsanft mit dem Ende ihrer langen Hellebarde zurückdrängten, oder wenn ein Schalk sich den Spaß machte, „sie

kommen! sie kommen!" rief, alles lange Hälse machte und schaute, bis es sich zeigte, daß man sich wieder getäuscht habe.

Noch dichter aber war das Gedränge da, wo die Herdbruckergasse auf den Platz vor dem Rathhaus einbiegt; dort hatten sich die Zünfte aufgestellt; die Schiffergilde mit ihren Altmeistern an der Spitze, die Weber, die Zimmerer, die Bräuer, mit ihren Fahnen und Gewerbzeichen, sie alle waren im Sonntagswamms und wohlbewaffnet zahlreich dort versammelt.

Bot aber schon die Menge hier unten einen fröhlichen, festlichen Anblick dar, so war dies noch mehr der Fall mit den hohen Häusern der Straße selbst. Bis an die Giebeldächer waren alle Fenster voll geputzter Frauen und Mädchen, um welche sich die grünen Tannen- und Taruszweige, die bunten Teppiche und Tücher, mit welchen die Seiten geschmückt waren, wie Rahmen um liebliche Gemälde zogen.

Das anmuthigste Bild gewährte wohl ein Erkerfenster am Hause des Herrn Hans von Besserer. Dort standen zwei Mädchen, so verschieden an Gesicht, Gestalt und Kleidung, und doch beide von so ausgezeichneter Schönheit, daß, wer sie so von der Straße betrachtete, eine Weile zweifelhaft war, welcher er wohl den Vorzug geben möchte.

Beide schienen nicht über achtzehn Jahre alt zu seyn; die eine größere war zart gebaut; reiches braunes Haar zog sich um eine freie Stirne, die gewölbten Bogen ihrer dunkeln Braunen, das ruhige blaue Auge, der fein geschnittene Mund, die zarten Farben der Wangen — sie

gaben ein Bild, das unter unsern heutigen Damen für sehr anziehend gelten würde, das aber in jenen Zeiten, wo noch höheren Farben, volleren Formen der Apfel zuerkannt wurde, nur durch seine gebietende Würde neben den andern Schönen sich geltend machen konnte.

Diese, kleiner und in reichlicherer Fülle als ihre Nachbarin, war eines jener unbesorgten, immer heitern Wesen, welche wohl wissen, daß sie gefallen. Ihr hellblondes Haar war nach damaliger Sitte der Ulmer Damen in viele Löckchen und Zöpfchen geschlungen, und zum Theil unter ein weißes Häubchen voll kleiner künstlicher Fältchen gesteckt; das runde frische Gesichtchen war in immerwährender Bewegung, noch rastloser glitten die lebhaften Augen über die Menge hin, und der lächelnde Mund, der alle Augenblicke die schönen Zähne sehen ließ, zeigte deutlich, daß es unter den vielerlei abenteuerlichen Gruppen und Gestalten nicht an Gegenständen fehle, die ihrer fröhlichen Laune zur Zielscheibe dienen mußten.

Hinter den beiden Mädchen stand ein großer bejahrter Mann; seine tiefen strengen Züge, seine buschigen Augenbraunen, sein langer dünner, schon ins graue spielender Bart, selbst sein ganz schwarzer Anzug, der wunderlich gegen die reichen bunten Farben um ihn her abstach, gaben ihm ein ernstes, beinahe trauriges Aussehen, das kaum ein wenig milder wurde, wenn ein Schimmer von Freundlichkeit, hervorgelockt durch die glücklichen Einfälle der Blondine, wie ein Wetterleuchten durch das finstere Gesicht zog. Diese Gruppe, so verschieden in sich durch Farbe und Schattirung, wie durch Charakter und Jahre, zog hin und wieder die

Aufmerkeit der Untenſtehenden auf ſich. Manches Auge hing an den ſchönen Mädchen, und ſie beſchäftigten eine Weile durch ihre überraſchende Erſcheinung jene müßige Menge, die ſchon ungeduldig zu werden anfing, daß das Schauſpiel, deſſen ſie harrte, noch immer ſich nicht zeigen wollte.

Es ging ſchon ſtark gegen Mittag; die Menge wogte immer ungeduldiger, preßte ſich ſtärker, und hin und wieder hatte ſich ſchon Einer oder der Andere aus den Reihen der ehrſamen Zünfte auf den Boden gelagert, da tönten drei Stückſchüſſe von der Schanze auf dem Luginsland herüber, die Glocken des Münſters begannen tiefe volle Accorde über die Stadt hinzurollen, und im Augenblick hatten ſich die verworrenen Reihen geordnet.

„Sie kommen, Marie, ſie kommen!“ rief die Blonde im Erkerfenſter, und ſchlang ihren Arm um den Leib ihrer Nachbarin, indem ſie ſich weiter zum Fenſter hinausbeugte. Das Haus des Herrn von Beſſerer bildete die Ecke der vorerwähnten Straße, von dem Erker konnte man hinab beinahe bis an das Donauthor und hinüber bis in die Fenſter des Rathhauſes ſehen, und die Mädchen hatten alſo ihren Standpunkt trefflich gewählt, um das Schauſpiel, deſſen ſie harrten, ganz zu genießen.

Die Gaſſe zwiſchen den beiden Reihen des Volkes war indeß mit Mühe weiter gemacht worden, die Stadtwächter ſtellten ſich mit weit ausgeſtreckten Hellebarden auf, tiefe Stille herrſchte unter der ungeheuren Menge, nur das Geläute der Glocken tönte noch fort.

Jetzt hörte man den dumpfen Schall der Pauken, vermiſcht mit den hohen Klängen der Zinken und

Trompeten, und durch das Thor herein bewegte sich ein langer glänzender Zug von Reitern. Die Stadtpauker und Trompeter, die berittene Schaar der Ulmer Patrizierſöhne war eine zu alltägliche Erſcheinung, als daß das Auge lange darauf verweilt hätte. Als aber das ſchwarze und weiße Panner der Stadt, mit dem Reichsadler, als Fahnen und Standarten aller Größen und Farben zum Thor hereinſchwankten, da dachten die Zuſchauer, daß jetzt der rechte Augenblick gekommen ſey.

Auch unſere Schönen im Erkerfenſter ſchärften jetzt ihre Blicke, als man die Menge am untern Theil der Straße ehrerbietig die Mützen abnehmen ſah.

Auf einem großen, ſtarkknochigen Roſſe nahte ein Mann, deſſen kräftige Haltung, deſſen heiteres, friſches Anſehen in ſonderbarem Contraſt ſtand mit der tiefgefurchten Stirne und dem ſchon ins graue ſpielenden Haar und Bart. Er trug einen zugeſpitzten Hut mit vielen Federn, einen Bruſtharniſch über ein eng anſchließendes rothes Wamms, Beinkleider von Leder, mit Seide ausgeſchlitzt, die wohl von neuem recht hübſch geweſen ſeyn mochten, aber durch Regen und Strapazen eine einförmige dunkelbraune Farbe erhalten hatten. Weite, ſchwere Reitſtiefel ſchloſſen ſich unter den Knien an. Seine einzige Waffe, ein ungewöhnlich großes Schwert mit langem Griffe ohne Korb, vollendete das Bild eines gewaltigen, unter Gefahren früh ergrauten Kriegers. Der einzige Schmuck dieſes Mannes war eine lange goldene Kette von dicken Ringen, fünfmal um den Hals gelegt, an welcher ein Ehrenpfennig von gleichem Metall auf die Bruſt herab hing.

„Sagt geschwind, Oheim! wer ist der stattliche Mann, der so jung und alt aussieht?“ rief die Blonde, indem sie das Köpfchen ein wenig nach dem schwarzen Herrn, der hinter ihr stand, zurückbeugte.

„Das kann ich Dir sagen, Bertha,“ antwortete dieser; „es ist Georg von Frondsberg,[6] oberster Feldhauptmann des bündischen Fußvolkes, ein wackerer Mann, wenn er einer besseren Sache diente!“

„Behaltet Eure Bemerkungen für Euch, Herr Würtemberger,“ entgegnete ihm die Kleine, indem sie lächelnd mit dem Finger drohte, „Ihr wißt, daß die Ulmer Mädchen gut bündisch sind!“

Der Oheim aber, ohne sich irre machen zu lassen, fuhr fort: „Jener dort auf dem Schimmel ist Truchses Waldburg, der Feldlieutenant,[7] dem auch etwas von unserem Würtemberg wohl anstünde; dort hinter ihm kommen die Bundesobersten; weiß Gott, sie sehen aus wie Wölfe, die nach Beute gehen.“

„Pfui! verwitterte Gestalten!“ bemerkte Bertha, „ob es wohl auch der Mühe werth war, Bäschen Marie, daß wir uns so putzten? Aber siehe da, wer ist der junge schwarze Reiter auf dem Braunen? sieh nur das bleiche Gesicht und die feurigen schwarzen Augen! Auf seinem Schilde steht: ich hab's gewagt.“

„Das ist der Ritter Ulerich von Hutten,“ erwiederte der Alte, „dem Gott seine Schmähworte gegen unsern Herzog verzeihen wolle. Kinder! das ist ein gelehrter frommer Herr; er ist zwar des Herzogs bitterster Feind, aber ich sage so; denn was wahr ist, muß wahr bleiben!“[8]

„Und siehe, da sind Sickingens[9] Farben, wahrhaftig da ist er selbst; schaut hin, Mädchen, das ist Franz von Sickingen; sie sagen, er führe tausend Reiter in das Feld; der ist's mit dem blanken Harnisch und der rothen Feder."

„Aber sagt mir, Oheim," fragte Bertha wieder, „welches ist denn Götz von Berlichingen, von dem uns Vetter Kraft so viel erzählt; er ist ein gewaltiger Mann und hat eine Faust von Eisen: reitet er nicht mit den Städten?"

„Götz und die Städtler nenne nie in einem Athem," sprach der Alte mit Ernst; „er hält zu Würtemberg."[10]

Ein großer Theil des Zuges war während diesem Gespräch am Fenster vorübergezogen, und mit Verwunderung hatte Bertha bemerkt, wie gleichgültig und theilnahmlos ihre Base Marie hinabschaue. Es war zwar sonst des Mädchens Art, sinnend, zuweilen wohl auch träumend auszusehen, aber heute, bei einem so glänzenden Aufzug, so ganz ohne Theilnahme zu seyn, däuchte ihr ein großes Unrecht. Sie wollte sie eben zur Rede stellen, als ein Geräusch von der Straße her ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein mächtiges Roß bäumte sich in der Mitte der Straße unter ihrem Fenster, wahrscheinlich scheue gemacht durch die flatternden Fahnen der Zünfte. Sein hoch zurückgeworfener Kopf verdeckte den Reiter, so daß nur die wehenden Federn des Baretts sichtbar waren; aber die Gewandtheit und Kraft, mit welcher er das Pferd herunter riß und zum Stehen brachte, ließ einen jungen muthigen Reiter ahnen. Das lange hellbraune Haar war ihm von der Anstrengung

über das Gesicht herabgefallen; als er es zurückschlug, traf sein Blick das Erkerfenster.

„Nun, dies ist doch einmal ein hübscher Herr," flüsterte die Blonde ihrer Nachbarin zu, so heimlich, so leise, als fürchte sie, von dem schönen Reiter gehört zu werden, „und wie er artig und höflich ist! sieh' nur, er hat uns gegrüßt, ohne uns zu kennen!"

Aber das stille Bäschen Marie schien der Kleinen nicht viel Aufmerksamkeit zu schenken; ein glühendes Roth zog über die zarten Wangen. Ja, wer die ernste Jungfrau gesehen hatte, wie sie so kalt auf den Zug hinabsah, hätte wohl nie geahnet, daß so viel holde Freundlichkeit um diesen Mund, so viel Liebe in diesem sinnenden Auge wohnen könnte, als in jenem Augenblick sichtbar wurde, wo sie durch ein leichtes Neigen des Hauptes den Gruß des jungen Reiters erwiederte.

Der kleinen Schwätzerin war unsere flüchtige, aber wahre Bemerkung über dem Anblick des schönen Mannes völlig entgangen; „nur schnell, Oheim," rief sie und zog den alten Herrn am Mantel, „wer ist dieser in der hellblauen Binde mit Silber? Nun?"

„Liebes Kind," antwortete der Oheim, „den habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Seinen Farben nach steht er in keinem besonderen Dienst, sondern reitet wohl auf seine eigene Faust gegen meinen Herzog und Herrn, wie so viele Hungerleider, die sich an unseren Töpfen laben wollen."

„Mit Euch ist doch nichts anzufangen," sagte die Kleine und wandte sich unmuthig ab; „die alten und gelehrten Herren kennet Ihr alle auf hundert Schritte und

weiter; wenn man aber einmal nach einem hübschen, höflichen Junker fragt, wißt Ihr nichts. Du bist auch so, Marie, machtest Augen auf den Zug hinunter, als ob eine Processíon an Frohnleichnam wäre, ich wette, Du hast das Schönste von allem nicht gesehen, und hattest noch den alten Frondsberg im Kopfe, als ganz andere Leute vorbeiritten!"

Der Zug hatte sich während dieser Strafrede Bertha's vor dem Rathhause aufgestellt, die bündische Reiterei, die noch vorüber zog, hatte wenig Interesse mehr für die beiden Mädchen; als daher die Herren abgesessen und zum Imbiß ins Rathhaus gezogen waren, als die Zünfte ihre Glieder auflösten und das Volk sich allmählig zu verlaufen begann, zogen auch sie sich vom Fenster zurück.

Bertha schien nicht ganz zufrieden zu seyn. Ihre Neugier war nur halb befriedigt. Sie hütete sich übrigens wohl, vor dem alten, ernsten Oheim etwas merken zu lassen. Als aber dieser das Gemach verließ, wandte sie sich an ihre Base, die noch immer träumend am Fenster stand:

„Nein! wie einen doch so etwas peinigen kann! Ich wollte viel darum geben, wenn ich wüßte, wie er heißt; daß Du aber auch gar keine Augen hast, Marie! Ich stieß Dich doch an, als er grüßte. Siehe, hellbraune Haare, recht lang und glatt, freundliche dunkle Augen, das ganze Gesicht ein wenig bräunlich, aber hübsch, sehr hübsch. Ein Bärtchen über dem Mund, nein! ich sage Dir — Wie Du jetzt nur wieder gleich roth werden kannst!" fuhr die Blonde in ihrem Eifer fort, „als ob

zwei Mädchen, wenn sie allein sind, nicht von dem schönen Mund eines jungen Herrn sprechen dürften. Dies geschieht oft bei uns; aber freilich bei Deiner seligen Frau Muhme in Tübingen und bei Deinem ernsten Vater in Lichtenstein kamen solche Sachen nicht zur Sprache, und ich sehe schon, Bäschen Marie träumt wieder, und ich muß mir ein Ulmer Stadtkind suchen, wenn ich auch nur ein klein wenig schwatzen will."

Marie antwortete nur durch ein Lächeln, das wir vielleicht etwas schelmisch gefunden hätten; Bertha aber nahm den großen Schüsselbund vom Haken an der Thüre, sang sich ein Liedchen und ging, um noch einiges zum Mittagessen zu rüsten. Denn wenn man ihr auch etwas zu große Neugierde vorwerfen konnte, so war sie doch eine zu gute Haushälterin, als daß sie über der flüchtigen Erscheinung des höflichen Reiters das Zugemüse und den Nachtisch vergessen hätte.

Sie hüpfte hinaus und ließ ihre Base allein bei ihren Gedanken; und auch wir stören sie nicht, wenn sie jetzt die schönen Bilder der Erinnerung durchgeht, die jene Erscheinung mit einem Mal aus dem tiefen, treuen Herzen hervorgerufen hatte, wenn sie jener Zeit gedenkt, wo ein flüchtiger Blick von ihm, ein Druck seiner Hand ihre Tage erhellte, wenn sie jener Nächte gedenkt, wo sie im stillen Kämmerlein, unbelauscht von der seligen Muhme, jene Schärpe flocht, deren freudige Farben sie heute aus ihren Träumen weckten; wir lauschen nicht, wenn sie erröthend und mit niedergeschlagenen Augen sich fragt, ob Bäschen Bertha den süßen Mund des Geliebten richtig beschrieben habe?

II.

Steigt deine Hoffnung wieder?
Ist nicht dein Herz entbrannt?
Du fühlst dich, Jüngling, wieder
Im alten Schwabenland.

G. Schwab.

Der festliche Aufzug, den wir auf den letzten Blättern beschrieben haben, galt den Häuptern und Obersten des schwäbischen Bundes, der an diesem Tage, auf seinem Marsch von Augsburg, wo er sich versammelt hatte, in Ulm einzog. Der Leser kennt aus der Einleitung die Lage der Dinge. Herzog Ulerich von Würtemberg hatte durch die Unbeugsamkeit, mit welcher er trotzte, durch die allzuheftigen Ausbrüche seines Zornes und seiner Rache, durch die Kühnheit, mit welcher er, der Einzelne, so vielen verbündeten Fürsten und Herren die Stirne bot, zuletzt noch durch die plötzliche Einnahme der Reichsstadt Reutlingen den bittersten Haß des Bundes auf sich gezogen. Der Krieg war unvermeidlich; denn es stand nicht zu erwarten, daß man Ulerich, nachdem man so weit gegangen, friedliche Vorschläge thun werde.

Hiezu kamen noch die besonderen Rücksichten, die jeden leiteten. Der Herzog von Baiern, um seiner Schwester Sabina Genugthuung zu verschaffen, die Schaar der Huttischen, um ihren Stammesvetter zu rächen, Dieterich von Späth[11] und seine Gesellen, um ihre Schmach in Würtembergs Unglück abzuwaschen, die Städte und Städtchen, um Reutlingen wieder gut bündisch zu machen, sie alle hatten ihre Banner entrollt und

sich mit blutigen Gedanken und lüstern nach gewisser Beute eingestellt.

Bei weitem friedlicher und fröhlicher waren bei diesem Einzug die Gesinnungen Georgs von Sturmfeder, jenes „artigen Reiters," der Bertha's Neugierde in so hohem Grade erweckt, dessen unerwartete Erscheinung Mariens Wangen mit so tiefem Roth gefärbt hatte. Wußte er doch kaum selbst, wie er zu diesem Feldzug kam, da er, obgleich den Waffen nicht fremd, doch nicht zunächst für das Waffenwerk bestimmt war. Aus einem armen, aber angesehenen Stamme Frankens entsprossen, war er, frühe verwaist, von einem Bruder seines Vaters erzogen worden. Schon damals hatte man angefangen, gelehrte Bildung als einen Schmuck des Adels zu schätzen. Daher wählte sein Oheim für ihn diese Laufbahn. Die Sage erzählt nicht, ob er auf der hohen Schule in Tübingen, die damals in ihrem ersten Erblühen war, in Wissenschaften viel gethan. Es kam nur die Nachricht bis auf uns, daß er einem Fräulein von Lichtenstein, die bei einer Muhme in jener Musenstadt lebte, wärmere Theilnahme schenkte, als den Lehrstühlen der berühmtesten Doktoren. Man erzählt sich auch, daß das Fräulein mit ernstem, beinahe männlichem Geiste alle Künste, womit andere ihr Herz bestürmten, gering geachtet habe. Zwar kannte man schon damals alle jene Kriegslisten, ein hartes Herz zu erobern, und die Jünger der alten Tübinga hatten ihren Ovid vielleicht besser studirt, als die heutigen; es sollen aber weder nächtliche Liebesklagen, noch fürchterliche Schlachten und Kämpfe um ihren Besitz die Jungfrau erweicht haben. Nur

einem gelang es, dieses Herz für sich zu gewinnen, und dieser eine war Georg. Sie haben zwar, wie es stille Liebe zu thun pflegt, niemand gesagt, wann und wo ihnen der erste Strahl des Verständnisses aufging, und wir sind weit entfernt, uns in dieses süße Geheimniß der ersten Liebe eindrängen zu wollen, oder gar Dinge zu erzählen, die wir geschichtlich nicht belegen können; doch können wir mit Grund annehmen, daß sie schon bis zu jenem Grad der Liebe gediehen waren, wo man, gedrängt von äußeren Verhältnissen, gleichsam als Trost für das Scheiden, ewige Treue schwört; denn als die Muhme in Tübingen das Zeitliche gesegnet, und Herr von Lichtenstein sein Töchterlein zu sich holen ließ, um sie nach Ulm, wo ihm eine Schwester verheirathet war, zu weiterer Ausbildung zu schicken, da merkte Rose, Mariens alte Zofe, daß so heiße Thränen und die Sehnsucht, mit welcher Marie noch einmal und immer wieder aus der Sänfte zurücksah, nicht den bergigten Straßen, denen sie Valet sagen mußte, allein gelte.

Bald darauf langte auch ein Sendschreiben an Georg an, worin ihm sein Oheim die Frage beibrachte, ob er jetzt, nach vier Jahren, noch nicht gelehrt genug sey? Dieser Ruf kam ihm erwünscht; seit Mariens Abreise waren ihm die Lehrstühle der gelehrten Doktoren, die finstere Hügelstadt, ja selbst das liebliche Thal des Neckars verhaßt geworden. Mit neuer Kraft erfrischte ihn die kalte Luft, die ihm von den Bergen entgegenströmte, als er an einem schönen Morgen des Februar aus den Thoren Tübingens seiner Heimath entgegen ritt; wie die Sehnen seiner Arme in dem frischen Morgen sich

straffer anzogen, wie die Muskeln seiner Faust kräftiger in den Zügel faßten, so erhob sich auch seine Seele zu jenem frischen heitern Muthe, der diesem Alter so eigen ist, wenn die Gewißheit eines süßen Glückes im Herzen lebt, und vor dem Auge, das Erfahrung noch nicht geschärft, Unglück noch nicht getrübt hat, die Zukunft heiter und freundlich sich ausbreitet. Wie der klare See, der das heitere Bild, das auf ihn herabschaut, nicht minder freundlich zurückwirft, und mit diesen reizenden Farben seine Tiefe verhüllt, so hat gerade das Ungewisse dieser Zukunft seinen eigenthümlichen Reiz. Man glaubt in Kopf und Arm Kraft genug zu tragen, um dem Glück seine Gunst abzuringen, und dies Vertrauen auf sich selbst gibt bei weitem muthigere Zuversicht, als die mächtigste Hülfe von außen.

So war die Stimmung Georgs von Sturmfeder, als er durch den Schönbuchwald seiner Heimath zu zog. Zwar brachte ihn dieser Weg dem Liebchen nicht näher, zwar konnte er nichts sein nennen als das Roß, das er eben ritt und die Burg seiner Väter, von welcher der Volkswitz sang:

Ein Haus auf drei Stützen;
Wer vorn hereinkommt,
Kann hinten nicht sitzen.

Aber er wußte, daß dem festen Willen hundert Wege offen stehen, um zum Ziel zu gelangen, und der alte Spruch des Römers: **fortes fortuna juvat**, hatte ihm noch nie gelogen.

Wirklich schienen auch seine Wünsche nach einer thätigen Laufbahn bald in Erfüllung zu gehen.

Der Herzog von Würtemberg hatte Reutlingen, das ihn beleidigt hatte, aus eine Reichsstadt zur Landstadt gemacht und es war kein Zweifel an einem Krieg.

Der Erfolg schien aber damals sehr ungewiß. Der schwäbische Bund, wenn er auch erfahrenere Feldherren und geübtere Soldaten zählte, hatte doch in allen Kriegen durch Uneinigkeit sich selbst geschadet. Ulerich, auf seiner Seite, hatte vierzehntausend Schweizer, tapfere, kamgfgeübte Männer geworben, aus seinem eigenen Lande konnte er, wenn auch minder geübte, doch zahlreiche und tüchtige Truppen ziehen, und so stand die Wage im Februar 1519 noch ziemlich gleich.

Wo alles um ihn her Partei nahm, glaubte Georg nicht müßig bleiben zu dürfen. Ein Krieg war ihm erwünscht; es war eine Laufbahn, die ihn seinem Ziele, um Marie würdig freien zu können, bald nahe bringen konnte.

Zwar zog ihn sein Herz weder zu der einen, noch zu der andern Partei. Vom Herzog sprach man im Lande schlecht, des Bundes Absichten schienen nicht die reinsten. Als aber, durch Geld und Klagen der Huttischen und durch die Aussicht auf reiche Beute bestochen, achtzehn Grafen und Herren, deren Besitzungen an sein Gütchen grenzten, auf einmal[12] dem Herzog ihre Dienste aufsagten, da schien es ihn zum Bunde zu ziehen. Den Ausschlag gab die Nachricht, daß der alte Lichtenstein mit seiner Tochter in Ulm sich befinde; auf jener Seite, wo Marie war, durfte er nicht fehlen, und so bot er dem Bunde seine Dienste an.

Die fränkische Ritterschaft, unter Anführung Ludwigs von Hutten, zog sich am Anfang des März gegen

Augsburg hin, um sich dort mit Ludwig von Baiern und den übrigen Bundesgliedern zu vereinigen. Bald hatte sich das Heer gesammelt, und ihr Weg glich einem Triumphzug, je näher sie dem Gebiete ihres Feindes kamen.

Herzog Ulerich war bei Blaubeuren, der äußersten Stadt seines Landes gegen Ulm und Baiern hin, gelagert. In Ulm sollte jetzt noch einmal zuvor im großen Kriegsrath der Feldzug besprochen werden, und dann hoffte man in kurzer Zeit die Würtemberger zur entscheidenden Schlacht zu nöthigen. An friedliche Unterhandlungen wurde, da man so weit gegangen war, nicht mehr gedacht, Krieg war die Losung und Sieg der Gedanke des Heeres, als ein frischer Morgenwind ihnen die Grüße des schweren Geschützes von den Wällen der Stadt entgegentrug, als das Geläute aller Glocken zum Willkomm vom anderen Ufer der Donau herübertönte.

Wohl schlug auch Georgs Herz höher bei dem Gedanken an seine erste Waffenprobe; aber wer je in ähnlicher Lage sich befand, wird ihn nicht tadeln, daß auch friedlichere Gedanken in seiner Seele aufzogen, und ihn Kampf und Sieg vergessen ließen. Als zuerst, noch in weiter Ferne, das kolossale Münster aus dem Nebel auftauchte, als nachher der verhüllende Dunstschleier herabfiel und die Stadt mit ihren dunkeln Backsteinmauern, mit ihren hohen Thorthürmen sich vor seinen Blicken ausbreitete, da kamen alle Zweifel, die er früher tief in die Brust zurückgedrängt hatte, schwerer als je über ihn. „Schließen jene Mauern auch die Geliebte ein? hat nicht ihr Vater, seinem Herzog treu, vielleicht in die feindlichen Schaaren sich gestellt, und darf der,

dessen ganze Hoffnung darauf beruht, den Vater zu gewinnen, darf er sich jenem gegenüberstellen, ohne sein ganzes Glück zu vernichten? Und ist der Vater auf feindlicher Seite, kann Marie möglicher Weise noch in jenen Mauern seyn. Und wenn alles gut wäre, wenn unter der festlichen Menge, die sich zum Anblick des einziehenden Heeres drängt, auch Marie auf ihn herabschaut, hat sie auch die Treue noch bewahrt, die sie geschworen? —"

Doch der letzte Gedanke machte bald einer freudigeren Gewißheit Raum; denn wenn sich auch alles Unglück gegen ihn verschwor, Mariens Treue, er wußte es, war unwandelbar. Muthig drückte er die Schärpe, die sie ihm gegeben, an seine Brust, und als jetzt die Ulmer Reiterei sich an den Zug anschloß, als die Zinken und Trompeten ihre muthigen Weisen anstimmten, da kehrte seine alte Freudigkeit wieder, stolzer hob er sich im Sattel, kühner rückte er das Barett in die Stirne, und als der Zug in die festlich geschmückten Straßen einbog, musterte sein scharfes Auge alle Fenster der hohen Häuser, um sie zu erspähen.

Da gewahrte er sie, wie sie ernst und sinnend auf das fröhliche Gewühl hinab sah, er glaubte zu erkennen, wie ihre Gedanken in weiter Ferne den suchten, der ihr so nahe war; schnell drückte er seinem Pferde die Sporen in die Seite, daß es sich hoch aufbäumte und das Pflaster von seinem Hufschlag ertönte. Aber als sie sich zu ihm herabwandte, als Auge dem Auge begegnete, als ihr freudiges Erröthen dem Glücklichen sagte, das er erkannt und noch immer geliebt sey, da war es um die Besinnung

des guten Georg geſchehen; willenlos folgte er dem Zuge vor das Rathhaus, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätte ihn ſeine Sehnſucht alle Rückſichten vergeſſen laſſen, und ihn unwiderſtehlich zu dem Eckhaus mit dem Erker hingezogen.

Schon hatte er die erſten Schritte nach jener Seite gethan, als er ſich von kräftiger Hand am Arm angefaßt fühlte.

„Was treibet Ihr, Junker?“ rief ihm eine tiefe, wohlbekannte Stimme ins Ohr, „dort hinauf geht es die Rathhaustreppe. Wie? ich glaube, Ihr ſchwindelt; wäre auch kein Wunder, denn das Frühſtück war gar zu mager. Seyd getroſt, Freundchen, und kommt. Die Ulmer führen gute Weine, wir wollen Euch mit altem Remsthäler anſtreichen.“

Wenn auch der Fall aus ſeinem Freudenhimmel, in welchem er einige Minuten geſchwebt hatte, auf den Rathhausplatz in Ulm etwas unſanft war, ſo wußte er doch dem alten Herrn von Breitenſtein, ſeinem nächſten Grenznachbar in Franken, Dank, daß er ihn aus ſeinen Träumen aufgeſchüttelt und von einem übereilten Schritte zurückgehalten hatte.

Er nahm daher freundlich den Arm des alten Herrn und folgte mit ihm den übrigen Rittern und Herren, die ſich von dem ſcharfen Morgenritte an der guten Mittagskoſt, die ihnen die freie Reichsſtadt aufgeſetzt hatte, wieder erholen wollten.

III.

Ich höre rauſchende Muſik, das Schloß iſt
Von Lichtern hell. Wer ſind die Fröhlichen?
Schiller.

Der Saal des Rathhauſes, wohin die Angekommenen geführt wurden, bildete ein großes, längliches Viereck. Die Wände und die zu der Größe des Saales unverhältnißmäßig niedere Decke waren mit einem Getäfel von braunem Holz ausgelegt, unzählige Fenſter mit runden Scheiben, worauf die Wappen der edlen Geſchlechter von Ulm mit brennenden Farben gemalt waren, zogen ſich an der einen Seite hin, die gegenüberſtehende Wand füllten Gemälde berühmter Bürgermeiſter und Rathsherren der Stadt, die beinahe alle in der gleichen Stellung, die Linke in die Hüfte, die Rechte auf einen reichbehängten Tiſch geſtützt, ernſt und feierlich auf die Gäſte ihrer Enkel herabſahen. Dieſe drängten ſich in verworrenen Gruppen um die Tafel her, die in Form eines Hufeiſens aufgeſtellt, beinahe die ganze Weite des Saales einnahm. Der Rath und die Patrizier, die heute im Namen der Stadt die Honneurs machen ſollten, ſtachen in ihren zierlichen Feſtkleidern mit den ſteifen ſchneeweißen Halskrauſen wunderlich ab gegen ihre beſtaubten Gäſte, die in Lederwerk und Eiſenblech gehüllt oft gar unſanft an die ſeidenen Mäntelein und ſammtenen Gewänder ſtreiften. Man hatte bis jetzt noch auf den Herzog von Baiern gewartet, der einige Tage vorher eingetroffen, zu dem glänzenden Mittagsmahl zugeſagt hatte; als aber ſein Kämmerling eine Entſchuldigung

brachte, gaben die Trompeter das ersehnte Zeichen, und Alles drängte sich so ungestüm zur Tafel, daß nicht einmal die gastfreundliche Ordnung des Rathes, der je zwischen zwei Gäste einen Ulmer setzen wollte, gehörig beobachtet wurde.

Breitenstein hatte Georg auf einen Sitz niedergezogen, den er ihm als einen ganz vorzüglichen anpries. „Ich hätte Euch," sagte der alte Herr, „zu den Gewaltigen da oben, zu Frondsberg, Sickingen, Hutten und Waldburg setzen können, aber in solcher Gesellschaft kann man den Hunger nicht mit gehöriger Ruhe stillen. Ich hätte Euch ferner zu den Nürnbergern und Augsburgern führen können, dort unten, wo der gebratene Pfau steht, — weiß Gott, sie haben keinen übeln Platz, — aber ich weiß, daß Euch die Städtler nicht recht behagen, darum habe ich Euch hieher gesetzt. Schauet Euch hier um, ob dies nicht ein trefflicher Platz ist? Die Gesichter umher kennen wir nicht, also braucht man nicht viel zu schwatzen. Rechts haben wir den geräucherten Schweinskopf mit der Zitrone im Maul, links eine prachtvolle Forelle, die sich vor Vergnügen in den Schwanz beißt, und vor uns diesen Rehziemer, so fett und zart, wie auf der ganzen Tafel keiner mehr zu finden ist."

Georg dankte ihm, daß er mit so viel Umsicht für ihn gesorgt habe, und betrachtete zugleich flüchtig seine Umgebung. Sein Nachbar rechts war ein junger, zierlicher Herr von etwa 25 bis 30 Jahren. Das frischgekämmte Haar, duftend von wohlriechenden Salben, der kleine Bart, der erst vor einer Stunde mit warmen Zänglein gekräuselt seyn mochte, ließen Georg, noch

ehe ihn die Mundart davon überzeugte, in ihm einen Ulmer Herrn errathen. Der junge Herr, als er sah, daß er von seinem Nachbar bemerkt wurde, bewies sich sehr zuvorkommend, indem er Georgs Becher aus einer großen silbernen Kanne füllte, auf glückliche Ankunft und gute Nachbarschaft mit ihm anstieß, und auch die besten Bissen von den unzählichen Rehen, Hasen, Schweinen, Fasanen und wilden Enten, die auf silbernen Platten umherstanden, dem Fremdling auf den Teller legte.

Doch diesen konnte weder seines Nachbars zuvorkommende Gefälligkeit, noch Breitensteins ungemeiner Appetit zum Essen reizen. Er war noch zu sehr beschäftigt mit dem geliebten Bilde, das sich ihm beim Einzug gezeigt hatte, als daß er die Ermunterungen seiner Nachbarn befolgt hätte. Gedankenvoll sah er in den Becher, den er noch immer in der Hand hielt, und glaubte, wenn die Bläschen des alten Weines zersprangen, und in Kreisen verschwebten, das Bild der Geliebten aus dem goldenen Boden des Bechers auftauchen zu sehen. Es war kein Wunder, daß der gesellige Herr zu seiner Rechten, als er sah, wie sein Gast, den Becher in der Hand, jede Speise verschmähe, ihn für einen unverbesserlichen Zechbruder hielt. Das feurige Auge, das unverwandt in den Becher sah, der lächelnde Mund des in seinen Träumen versunkenen Jünglings schienen ihm einen jener echten Weinkenner anzuzeigen, die auf fein geübter Zunge den Gehalt des edlen Trankes lange zu prüfen pflegen.

Um der Ermahnung des wohledlen Rathes, den Gästen das Mahl so angenehm als möglich zu machen,

gehörig nachzukommen, suchte er auf der entdeckten schwachen Seite dem jungen Mann beizukommen. Es war zwar gegen die Gewohnheit des jungen Ulmers, viel Wein zu trinken, aber dem jungen Mann zu lieb, der etwas so Hohes und Gebietendes an sich hatte, mußte er schon ein Uebriges thun. Er schenkte sich seinen Becher wieder voll und begann: „Nicht wahr, Herr Nachbar, das Weinchen hat Feuer und einen feinen Geschmack? Freilich ist es kein Würzburger, wie Ihr in Franken ihn gewohnt seyn werdet, aber es ist echter Ellfinger aus dem Rathskeller und immer seine achtzig Jahre alt."

Verwundert über diese Anrede, setzte Georg den Becher nieder nnd antwortete mit einem kurzen „ja, ja —" der Nachbar ließ aber den einmal aufgenommenen Faden nicht so bald wieder fallen. „Es scheint," fuhr er fort, „als munde er Euch doch nicht ganz, aber da weiß ich Rath. Heda! gebt eine Kanne Uhlbacher hieher! — Versuchet einmal diesen, der wächst zunächst an des Würtembergers Schloß; in diesem müßt Ihr mir Bescheid thun: Kurzen Krieg, großen Sieg!"

Georg, dem dieses Gespräch nicht recht zusagte, suchte seinen Nachbar auf einen andern Weg zu bringen, der ihn zu anziehenderen Nachrichten führen konnte. „Ihr habt," sprach er, „schöne Mädchen hier in Ulm, wenigstens bei unserem Einzug glaubte ich deren viele zu bemerken."

„Weiß Gott," entgegnete der Ulmer, „man könnte damit pflastern."

„Das wäre vielleicht so übel nicht," fuhr Georg fort, „denn das Pflaster Eurer Straßen ist herzlich

schlecht. Aber sagt mir, wer wohnt dort in dem Eckhaus mit dem Erker; wenn ich nicht irre, schauten dort zwei feine Jungfrauen heraus, als wir einritten."

„Habt Ihr diese auch schon bemerkt?" lachte jener; „wahrhaftig, Ihr habt ein scharfes Auge und seyd ein Kenner. Das sind meine lieben Basen mütterlicher Seits, die kleine blonde ist eine Besserer, die andere ein Fräulein von Lichtenstein, eine Würtembergerin, die auf Besuch dort ist."

Georg dankte im Stillen dem Himmel, der ihn gleich mit einem so nahen Verwandten Mariens zusammenführte. Er beschloß, den Zufall zu benützen, und wandte sich, so freundlich er nur konnte, zu seinem Nachbar: „Ihr habt ein paar hübsche Mühmchen, Herr von Besserer...."

„Dieterich von Kraft nenne ich mich;" fiel jener ein, „Schreiber des großen Rathes."

„Ein paar schöne Kinder, Herr von Kraft; und Ihr besuchet sie wohl recht oft?"

„Ja wohl," antwortete der Schreiber des großen Rathes, „besonders seit die Lichtenstein im Hause ist. Zwar will mein Bäschen Bertha etwas eifersüchtig werden, denn im Vertrauen gesagt, wir waren vorher ein Herz und eine Seele; aber ich thue, als merke ich es nicht, und stehe mit Marien um so besser."

Diese Nachricht mochte nicht so gar angenehm in Georgs Ohren klingen, denn er preßte die Lippen zusammen und seine Wangen färbten sich dunkler.

„Ja lachet nur," fuhr der Rathsschreiber fort, dem der ungewohnte Geist des Weines zu Kopfe stieg;

„wenn Ihr wüßtet, wie sie sich beide um mich reißen. — Zwar — die Lichtenstein hat eine verdammte Art freundlich zu seyn; sie thut so vornehm und ernst, daß man nicht recht wagt, in ihrer Gegenwart Spaß zu machen, noch weniger läßt sie ein wenig mit sich schäkern wie Bertha, aber gerade das kommt mir so wunderhübsch vor, daß ich elf Mal wieder komme, wenn sie mich auch zehn Mal fortgeschickt hat. Das macht aber," murmelte er nachdenklicher vor sich hin, „weil der gestrenge Herr Vater da ist, vor dem scheut sie sich; laßt nur den einmal über der Ulmer Markung seyn, so soll sie schon kirre werden."

Georg wollte sich nach dem Vater noch weiter erkundigen, als sonderbare Stimmen ihn unterbrachen. Schon vorher hatte er mitten durch das Geräusch der Speisenden diese Stimmen zu hören geglaubt, wie sie in schleppendem, einförmigen Ton ein paar kurze Sätze hersagten, ohne zu verstehen, was es war. Jetzt hörte er dieselben Stimmen ganz in der Nähe, und bald bemerkte er, welchen Inhaltes ihre eintönigen Sätze waren. Es gehörte nämlich in den guten alten Zeiten, besonders in Reichsstädten, zum Ton, daß der Hausvater und seine Frau, wenn sie Gäste geladen hatten, gegen die Mitte der Tafel aufstanden, und bei jedem Einzelnen umhergingen, mit einem herkömmlichen Sprüchlein zum Essen und Trinken zu nöthigen.

Diese Sitte war in Ulm so stehend geworden, daß der hohe Rath beschloß, auch an diesem Mahl keine Ausnahme zu machen, sondern ex officio einen Hausvater sammt Hausfrau aufzustellen, um diese Pflicht zu üben.

Die Wahl fiel auf den Bürgermeiſter und den älteſten Rathsherrn.

Sie hatten ſchon zwei Seiten der Tafel „nöthigend“ umgangen, kein Wunder, daß ihre Stimmen durch die große Anſtrengung endlich rauh und heiſer geworden waren, und ihre freundſchaftliche Aufmunterung wie Drohung klang. Eine rauhe Stimme tönte in Georgs Ohr: „Warum eſſet Ihr denn nicht, warum trinket Ihr denn nicht?“ Erſchrocken wandte ſich der Gefragte um, und ſah einen ſtarken, großen Mann mit rothem Geſicht; ehe er noch auf die ſchrecklichen Töne antworten konnte, begann an ſeiner andern Seite ein kleiner Mann mit einer hohen dünnen Stimme:

„So eſſet doch und trinket ſatt,
was der Magiſtrat Euch vorgeſetzt hat.“

„Hab' ich's doch ſchon lange gedacht, daß es ſo kommen würde,“ fiel der alte Breitenſtein ein, indem er ein wenig von der Anſtrengung, mit welcher er den Rehziemer bearbeitet hatte, ausruhte.

„Da ſitzt er und ſchwatzt, ſtatt die köſtlichen Braten zu genießen, die uns die Herren in ſo reichlicher Fülle vorgeſetzt haben.“

„Mit Verlaub,“ unterbrach ihn Dieterich von Kraft, „der junge Herr ißt nichts, er iſt ein Zechbruder und trefflicher Weinſchmecker; hab' ich's nicht gleich weg gehabt, daß er gerne zu tief ins Glas guckt? Darum tadle ihn keiner, wenn er ſich lieber an den Uhlbacher hält.“

Georg wußte gar nicht, wie er zu dieſer ſonderbaren Schutzrede kam; er war im Begriff, ſich zu entſchuldigen, als ihn ein neuer Anblick überraſchte. Breitenſtein hatte

ſich jetzt über den Schweinskopf mit der Citrone im Maul erbarmt; hatte die Citrone geſchickt aus dem Rachen des Thieres operirt, und begann mit großem Behagen und geübter Hand die weitere Section vorzunehmen, da trat der Bürgermeiſter auch zu ihm, und eben als er an einem guten Biſſen kaute, hub er an: „Warum eſſet Ihr denn nicht, warum trinket Ihr denn nicht?“ Dieſer ſah den Nöthigenden mit ſtarren Blicken an, zum Reden hatten ſeine Sprachorgane keine Zeit. Er nickte daher mit dem Haupte und deutete auf die Reſte des Rehzie-mers; der kleine Mann mit der Fiſtelſtimme ließ ſich aber nicht irre machen, ſondern ſprach freundſchaftlichſt:

„So eſſet doch und trinket ſatt,
was der Magiſtrat Euch vorgeſetzt hat.“

So war es nun in den „guten alten Zeiten!“ Man konnte ſich wenigſtens nicht beklagen, nur zu einem Schaueſſen geladen worden zu ſeyn. Bald aber bekam die Tafel eine andere Geſtalt. Die großen Schüſſeln und Platten wurden abgetragen und geräumigere Humpen, größere Kannen, gefüllt mit edlem Weine, aufgeſetzt. Die Umtränke und das in Schwaben ſchon damals ſehr häufige Zutrinken begann, und nicht lange, ſo äußerte auch der Wein ſeine Wirkungen. Dieterich Späth und ſeine Geſellen ſangen Spottlieder auf Herzog Ulerich und bekräftigten jeden Fluch oder ſchlechten Witz, den einer ausbrachte, mit Gelächter oder einem guten Trunke. Die fränkiſchen Ritter würfelten um die Güter des Herzogs und tranken einander das Tübinger Schloß im Weine ab. Ulerich von Hutten und einige ſeiner Freunde hielten in lateiniſcher Sprache eine laute Controvers mit

einigen Italienern wegen des Angriffes auf den römischen Stuhl, den kurz zuvor ein unberühmter Mönch in Wittenberg unternommen hatte; die Nürnberger, Augsburger und einige Ulmer Herren, die sich zusammen gethan hatten, waren über den Glanz ihrer Republiken in Streit gerathen, und so füllte Gelächter, Gesang, Zanken und der dumpfe Klang der silbernen und zinnernen Becher den Saal.

Nur am oberen Ende der Tafel herrschte anständigere, ruhigere Fröhlichkeit. Dort saß Georg von Frondsberg, der alte Ludwig Hutten, Waldburg Truchsess, Franz von Sickingen und noch andere ältliche, gesetzte Herren.

Dorthin wandte jetzt auch der Bundeshauptmann, Hans von Breitenstein, nachdem er sich genugsam gesättiget hatte, seine Blicke, und sprach zu Georg: „Das Lärmen um uns her will mir gar nicht behagen; wie wäre es, wenn ich Euch jetzt dem Frondsberg vorstellte, wie Ihr in den letzten Tagen gewünscht habt?“

Georg, dessen Wunsch schon lange war, dem Kriegsobersten bekannt zu werden, stand freudig auf, um dem alten Freunde zu folgen. Wir werden ihn nicht tadeln, daß sein Herz bei diesem Gange ängstlicher pochte, seine Wangen sich höher färbten, seine Schritte, je näher er kam, ungewisser und zögernder wurden. Wen haben nicht in seiner Jugend, wenn er einem glänzenden, ruhmbekränzten Vorbild nahte, ähnliche Gefühle bestürmt? Wem sank da nicht sein eigenes Ich zur Unbedeutenheit zusammen, während der Gefeierte zum Riesen wuchs? Georg von Frondsberg galt schon damals für einen der

berühmteſten Feldherren ſeiner Zeit. Italien, Frankreich und Deutſchland erzählten von ſeinen Siegen, und die Kriegskunſt wird ihn ewig in ihren Annalen nennen, denn er war der Stifter und Gründer eines geordneten, in Reihen und Gliedern fechtenden Fußvolkes. Sagen und Chroniken erhielten das Bild dieſes Helden bis auf unſere Tage, und wer gedenkt nicht unwillkürlich jener homeriſchen Helden, wenn er von dieſem Manne lieſt: „Er war ſo ſtark an Gliedern, wenn er den Mittelfinger der rechten Hand ausſtreckte, daß er damit den ſtärkſten Mann, ſo ſich ſteif ſtellte, vom Platz ſtoßen, ein rennendes Pferd beim Zaum ergreifen und ſtellen, die großen Büchſen und Mauerbrecher allein von einem Ort zum andern führen konnte?“ Zu ihm führte Breitenſtein den Jüngling.

„Wen bringt Ihr uns da, Hans?“ rief Georg von Frondsberg, indem er den hochgewachſenen, ſchönen, jungen Mann mit Theilnahme betrachtete.

„Seht ihn Euch einmal recht an, werther Herr,“ antwortete Breitenſtein, „ob Euch nicht beifällt, in welches Haus er gehören mag?“

Aufmerkſamer betrachtete ihn der Feldhauptmann, auch der alte Truchſes von Waldburg wandte prüfend ſein Auge herüber. Georg war ſchüchtern und blöde vor dieſe Männer getreten; aber ſey es, daß die freundliche, zutrauliche Weiſe Frondsbergs ihm Muth machte, ſey es, daß er fühlte, wie wichtig der Augenblick für ihn ſey, er bekämpfte die Schaam, den Blicken ſo vieler berühmter Männer ausgeſetzt zu ſeyn, und ſah ihnen entſchloſſen und muthig ins Geſicht.

„Jetzt, an diesem Blicke erkenne ich Dich,“ sagte Frondsberg und bot ihm die Hand, „Du bist ein Sturmfeder?“

„Georg Sturmfeder,“ antwortete der junge Mann, „mein Vater war Burkhardt Sturmfeder, er fiel, wie man mir sagte, in Italien an Eurer Seite.“

„Er war ein tapferer Mann,“ sprach der Feldhauptmann, dessen Auge immer noch sinnend auf Georgs Zügen ruhte, „an manchem warmen Schlachttag hat er treu zu mir gehalten; wahrlich, sie haben ihn allzufrühe eingescharrt! und Du,“ setzte er freundlicher hinzu, „Du hast Dich eingestellt, um seiner Spur zu folgen? Was treibt Dich schon so frühe aus dem Neste und bist kaum flick?“

„Ich weiß schon,“ unterbrach ihn Waldburg mit rauher, unangenehmer Stimme; „das Vögelein will sich ein paar Flöckchen Wolle suchen, um das alte Nest zu flicken!“

Diese rohe Anspielung auf die verfallene Burg seiner Ahnen jagte eine hohe Gluth auf die Wangen des Jünglings. Er hatte sich nie seiner Dürftigkeit geschämt, aber dieses Wort klang so höhnend, daß er sich zum ersten Male dem reichen Spötter gegenüber recht arm fühlte. Da fiel sein Blick über Truchses Waldburg hin durch die Scheiben auf jenes wohlbekannte Erkerfenster; er glaubte Mariens Gestalt zu erblicken, und sein alter Muth kehrte wieder. „Ein jeder Kampf hat seinen Preis, Herr Ritter,“ sagte er, „ich habe dem Bund Kopf und Arm angetragen; was mich dazu treibt, kann Euch gleichgültig seyn.“

„Nun, nun!“ erwiederte jener, „wie es mit dem Arm aussieht, werden wir sehen, im Kopfe muß es aber nicht so ganz hell seyn, da Ihr aus Spaß gleich Ernst macht.“

Der gereizte Jüngling wollte wieder darauf etwas erwiedern, Frondsberg aber nahm ihn freundlich bei der Hand: „Ganz wie Dein Vater, lieber Junge; nun, Du willst zeitlich zu einer Nessel werden.[13] Und wir werden Leute brauchen, denen das Herz am rechten Flecke sitzt. Daß Du dann nicht der Letzte bist, darfst Du gewiß seyn.“

Diese wenigen Worte aus dem Munde eines durch Tapferkeit und Kriegskunst unter seinen Zeitgenossen hochberühmten Mannes übten so besänftigende Gewalt über Georg, daß er die Antwort, die ihm auf der Zunge schwebte, zurückdrängte und sich schweigend von der Tafel in ein Fenster zurückzog, theils um die Obersten nicht weiter zu stören, theils um sich genauer zu überzeugen, ob die flüchtige Erscheinung, die er vorhin gesehen, wirklich Marie gewesen sey.

Als Georg die Tafel verlassen hatte, wandte sich Frondsberg zu Waldburg: „Das ist nicht die Art, Herr Truchses, wie man tüchtige Gesellen für unsere Sache gewinnt; ich wette, er ging nicht mit halb so viel Eifer für die Sache von uns, als er zu uns brachte.“

„Müßt Ihr dem jungen Laffen auch noch das Wort reden?“ fuhr jener auf, „was braucht es da? er soll einen Spaß von seinem Obern ertragen lernen.“

„Mit Verlaub,“ fiel ihm Breitenstein ins Wort, „das ist kein Spaß, sich über unverschuldete Armuth

luſtig zu machen; ich weiß aber wohl, Ihr ſeyd ſeinem Vater auch nie grün geweſen.

„Und," fuhr Frondsberg fort, „ſein Oberer ſeyd Ihr ganz und gar noch nicht. Er hat dem Bunde noch keinen Eid geleiſtet, alſo kann er noch immer hinreiten, wohin er will, und wenn er auch unter Euren eigenen Fahnen diente, ſo möchte ich Euch doch nicht rathen, ihn zu hänſeln; er ſieht mir nicht darnach aus, als ob er ſich viel gefallen ließe!"

Sprachlos vor Zorn über den Widerſpruch, den er in ſeinem Leben nie ertragen konnte, blickte Truchſes den einen und den andern an, mit ſo wuthvollen Blicken, daß ſich Ludwig von Hutten ſchnell ins Mittel ſchlug, um noch ärgeren Streit zu verhüten: „Laßt doch die alten Geſchichten!" rief er. „Ueberhaupt wäre es gut, die Tafel würde aufgehoben. Es dunkelt draußen ſchon ſtark und der Wein wird zu mächtig. Dieterich Späth hat ſchon zweimal des Würtembergers Tod ausgebracht, und die Franken dort unten ſind nur noch nicht einig, ob man ſeine Schlöſſer niederbrennen oder vertheilen ſoll."

„Laßt ſie immer," lachte Waldburg bitter, „die Herren dürfen ja heute machen, was ſie wollen, Frondsberg wird ihnen doch das Wort reden."

„Nein," antwortete Ludwig Hutten; „wenn einer von ſo etwas reden darf, bin ich es, als der Bluträcher meines Sohnes; aber ehe noch der Krieg erklärt iſt, müſſen ſolche Reden unterbleiben. Mein Vetter Ulerich ſpricht mir auch zu heftig mit den Italienern über den Mönch von Wittenberg, und er verſchwatzt ſich zu ſehr, wenn er in Zorn geräth. Laßt uns aufbrechen."

Frondsberg und Sickingen stimmten ihm bei, sie standen auf, und als die nächsten um sie her ihrem Beispiel folgten, war der Aufbruch allgemein.

IV.

Wollt ihr wissen, was die Augen seyn,
Womit ich sie sehe durch alle Land'?
Es sind die Gedanken des Herzens mein,
Damit schau ich durch Mauer und Wand.

Walther von der Vogelweide.

Georg hatte in dem Fenster, wohin er sich zurückgezogen, nicht so entfernt gestanden, daß er nicht jedes Wort der Streitenden gehört hätte. Er freute sich der warmen Theilnahme, mit welcher Frondsberg sich des unberühmten, verwaisten Jünglings angenommen hatte, zugleich aber konnte er es sich nicht verbergen, daß sein erster Schritt in die kriegerische Laufbahn ihm einen mächtigen, erbitterten Feind zugezogen hatte. Der Truchses war zu bekannt im Heere wegen seines unbeugsamen Stolzes, als daß Georg hätte glauben dürfen, Huttens vermittelnde und besänftigende Worte haben jede Erinnerung an diesen Streit verlöscht, und daß Männer von Gewicht, wie Waldburg, in solchen Fällen der vielleicht unschuldigen Ursache ihres Zornes die Schuld nicht erlassen, war ihm aus manchen Fällen wohlbekannt. Ein leichter Schlag auf seine Schulter unterbrach seine Gedanken und er sah, als er sich umwandte, seinen freundlichen Nebensitzer, den Schreiber des großen Rathes vor sich.

„Ich wette, Ihr habt Euch noch nach keinem Quartier umgesehen," sprach Dieterich von Kraft, „und es möchte Euch auch jetzt etwas schwer werden, denn es ist bereits dunkel und die Stadt ist überfüllt."

Georg gestand, daß er noch nicht daran gedacht habe, er hoffe aber, in einer der öffentlichen Herbergen noch ein Plätzchen zu bekommen.

„Darauf möchte ich doch nicht so sicher bauen," entgegnete jener, „und gesetzt, Ihr fändet auch in einer solchen Schenke einen Winkel, so dürft Ihr doch sicherlich darauf rechnen, daß Ihr schlecht genug bedient seyd. Aber wenn Euch meine Wohnung nicht zu gering scheint, so steht sie Euch mit Freuden offen."

Der gute Rathsschreiber sprach mit so viel Herzlichkeit, daß Georg nicht Anstand nahm, sein Anerbieten anzunehmen, obgleich er beinahe fürchtete, die gastfreundliche Einladung möchte seinen Wirth gereuen, wenn die gute Laune zugleich mit den Dünsten des Weines verflogen seyn werde. Jener aber schien über die Bereitwilligkeit seines Gastes hoch erfreut; er nahm mit einem herzlichen Handschlag seinen Arm und führte ihn aus dem Saal.

Der Platz vor dem Rathhaus bot indeß einen ganz eigenen Anblick dar. Die Tage waren noch kurz und die Abenddämmerung war über der Tafel unbemerkt hereingebrochen; man hatte daher Fackeln und Windlichter angezündet; ihr dunkelrother Schein erhellte den großen Raum nur sparsam und spielte in zitternden Reflexen an den Fenstern der gegenüberstehenden Häuser und auf den blanken Helmen und Brustharnischen der

Ritter. Wildes Rufen nach Pferden und Knechten ſcholl aus der Halle des Rathhauſes, das Klirren der nachſchleppenden Schwerter, das Hin- und Herrennen der vielen Menſchen miſchte ſich in das Gebell der Hunde, in das Wiehern und Stampfen der ungeduldigen Roſſe, eine Scene, die mehr einem in der Nacht vom Feinde überfallenen Poſten, als dem Aufbruch von einem friedlichen Mahle glich.

Ueberraſcht blieb Georg unter der Halle ſtehen. Der Anblick ſo vieler fröhlicher Geſichter, der kräftigen Geſtalten, die in jugendlichem Muthe anſprengten, kühne Reiterkünſte übten und dann ſingend und jubelnd in kleinen Haufen abzogen und in der Nacht verſchwanden, dieſer nächtliche flüchtige Anblick erinnerte ihn, wie ungewiß, wie ſchnell auch dieſe Tage vorübergehen werden, wie alle dieſe fröhlichen Geſellen dem tiefen Ernſte des Krieges entgegenziehen, wie mancher, noch ehe der Frühling völlig herauf ginge, mit ſeinem Körper den grünenden Raſen decken werde, wie ſie gefallen ſeyn werden, ohne mit ihrem Blute etwas eingelöst zu haben, als die Thräne eines Kameraden und den kurzen Ruhm, als brave Männer vor dem Feinde geblieben zu ſeyn.

Unwillkürlich ſtreifte ſein Auge nach jener Seite hin, wo er ſeinen Kampfpreis wußte. Er ſah dort viele Leute an den Fenſtern ſtehen, aber der ſchwärzliche Rauch der Fackeln, der wie eine Wolke über den Platz hinzog, verhüllte die Gegenſtände wie mit einem Schleier und ließ ſie nur wie ungewiſſe Schatten ſehen; unbefriedigt wandte er ſein Auge ab. „So iſt auch meine Zukunft,“

ſagte er zu ſich; „das Jetzt iſt helle, aber wie dunkel, wie ungewiß das Ziel!“

Sein freundlicher Wirth riß ihn aus dieſem düſtern Sinnen mit der Frage, wo ſeine Knechte mit ſeinen Pferden ſeyen? Wenn der Platz, worauf ſie ſtanden, heller erleuchtet geweſen wäre, ſo hätte vielleicht der gute Kraft eine flüchtige, aber brennende Röthe, die bei dieſer Frage über Georgs Wangen zog, bemerken können. „Ein junger Kriegsmann,“ antwortete er ſchnell gefaßt, „muß ſich ſo viel möglich ſelbſt zu helfen wiſſen, daher habe ich keine Diener bei mir. Mein Pferd aber habe ich Breitenſteins Knechten übergeben.“

Der Rathsſchreiber lobte im Weiterſchreiten die Strenge des jungen Mannes gegen ſich ſelbſt, geſtand aber, daß er, wenn er einmal zu Feld ziehe, den Dienſt nicht ſo ſtrenge lernen werde. Ein Blick auf ſein zierlich geordnetes Haar und den fein gekräuſelten Bart überzeugten Georg, daß ſein Begleiter aus voller Seele ſpreche, und die zierliche bequeme Wohnung, in welcher ſie bald darauf anlangten, widerſprach dieſem Glauben nicht.

Das Hausweſen des Herrn von Kraft war eine ſogenannte Junggeſellen-Wirthſchaft, denn Herrn Dieterich's Eltern waren längſt abgeſchieden, als er in das Mannesalter und zugleich in ſeinen Poſten beim großen Rathe eintrat. Er würde ſich vielleicht längſt um eine Genoſſin ſeiner Herrlichkeit umgeſehen haben, wenn nicht die Anmuth des Junggeſellen-Lebens, der nicht zu verachtende Vortheil, von allen jungen Damen der Stadt als eine gute Partie (nach heutigen Begriffen) angeſehen und honorirt zu werden, vor allem aber, wie

man ſich in's Ohr flüſterte, die entſchiedene Abneigung, die ſeine alte Amme und Haushälterin vor einer jungen Gebieterin hegte, ihn immer von dieſem Schritte abgehalten hätte.

Herr Dieterich hatte ein großes Haus, nicht weit vom Münſter, einen ſchönen Garten am Michelsberg, ſein Hausgeräthe war im beſten Stande, die großen eichenen Kaſten voll des köſtlichſten Linnenzeuges, das die Kraftinnen und ihre Zofen ſeit vielen Generationen in den langen Winterabenden zuſammengeſponnen hatten; die eiſerne Truhe im Schlafzimmer enthielt eine erkleckliche Anzahl von Goldgülden, Herr Dieterich ſelbſt war ein hübſcher, ſolider Herr, ging immer geſchniegelt und gebügelt, mit geſetztem, anſtändigen Gang in den Rath, hatte einen guten Haus- und Rathverſtand, war aus einer alten Familie, war es ein Wunder, wenn die ganze Stadt ſein Leben pries und jedes hübſche Ulmer Stadtkind ſich glücklich geſchätzt hätte, in dieſen bequem ausſtaffirten Ehehimmel zu kommen?

Georg kamen übrigens dieſe Verhältniſſe bei näherer Beſichtigung nichts weniger als lockend vor. Die einzigen Hausgenoſſen des Rathsſchreibers waren ein alter grauer Diener, zwei große Katzen und die unförmlich dicke Amme. Dieſe vier Geſchöpfe ſtarrten den Gaſt mit großen, bedenklichen Augen an, die ihm bewieſen, wie ungewohnt ihnen ein ſolcher Zuwachs der Haushaltung ſey. Die Katzen umgingen ihn ſchnurrend, mit gekrümmten Rücken, die Amme ſchob unmuthig an der ungeheuren Buckelhaube von Golddrath und fragte, ob ſie für zwei Perſonen das Abendeſſen zurichten ſolle?

Als sie aber nicht nur ihre Frage bestätigen hörte, sondern auch den Auftrag (man war ungewiß, war es Bitte oder Befehl) bekam, das Eckzimmer im zweiten Stock für den Gast zuzurüsten, da schien ihre Geduld erschöpft; sie ließ einen wüthenden Blick auf ihren jungen Gebieter schießen und verließ mit ihrem Schlüsselbund rasselnd das Gemach. Georg hörte noch lange die hohltönenden Treppen unter ihren schweren Tritten erbeben, und die öde Stille des großen Hauses gab in vielfältigem Echo das Gepolter der Thüren zurück, welche sie im Grimme hinter sich zuwarf.

Der graue Diener hatte indessen einen Tisch und zwei große Armstühle an den ungeheuern Ofen gerückt; den Tisch besetzte er mit einem schwarzen Kasten, stellte zu beiden Seiten desselben ein Licht und einen silbernen Becher mit Wein und entfernte sich dann, nachdem er einige leise Worte mit seinem Herrn gewechselt hatte. Herr Dieterich lud seinen Gast ein, an seiner gewöhnlichen Abendunterhaltung Theil zu nehmen. Er öffnete den schwarzen Kasten, es war ein Brettspiel.

Georg graute vor dieser Unterhaltung seines Gastfreundes, als er ihm erzählte, daß er seit seinem zehnten Jahre alle Abende mit der Amme an diesem Spiele sich ergötze. Wie öde, wie unheimlich kam ihm das ganze Haus vor. Das Rennen und Laufen der Amme hatte doch noch an Leben und Bewegung erinnert, jetzt aber lag Grabesstille über den weiten Gängen und Gemächern, nur zuweilen vom Knistern der Lichter, vom Ticken des Holzwurms im schwärzlichen Getäfel und dem eintönigen Rollen der Würfel unterbrochen. Das Spiel hatte nie

etwas Anziehendes für ihn gehabt, seine Gedanken waren auch ferne davon, und die tiefe Melancholie der öden Gemächer und der Gedanke, nur wenige Straßen von ihr entfernt, doch den lang ersehnten Anblick der Geliebten entbehren zu müssen, breitete düstere Schatten über seine Seele. Nur die ungeheuchelte Freude Herrn Dieterichs, beinahe alle Spiele zu gewinnen, die seinem gutmüthigen Gesicht etwas Angenehmes verlieh, entschädigte ihn für den Verlust der langsam hinschleichenden Stunden.

Mit dem Schlag der achten Stunde führte Dieterich seinen Gast zum Abendbrod, das die Amme, trotz ihres Unmuthes, trefflich bereitet hatte, denn sie wollte der Ehre des Kraftischen Hauses nichts vergeben. Hier öffnete auch der Rathsschreiber wieder die Schleusen seiner Beredtsamkeit, indem er seinem Gaste das Mahl durch Gespräch zu würzen suchte. Aber umsonst spähete dieser, ob er nicht von seinem schönen Mühmchen reden werde; nur eine Ausbeute bekam er: Kraft zählte unter den würtembergischen Rittern, die in Ulm anwesend seyen, auch den Ritter von Lichtenstein auf. Doch schon dieses Wort erweckte dankbare Gefühle gegen die Wendung seines Schicksals in ihm. Jetzt erst freute er sich, einer Partei beigetreten zu seyn, die ihm sonst außer den berühmten Namen, die sie an der Spitze trug, ziemlich gleichgültig war. So aber hatte auch ihr Vater sich an dem Sammelplatze des Heeres eingefunden, und durfte er auch nicht hoffen, daß ihm das Glück vergönnen werde, an der Seite des theuren Mannes zu fechten, so trug er doch die Gewißheit in der Brust, ihm beweisen

zu können, daß Georg von Sturmfeder nicht der letzte Kämpfer im Heere sey.

Der Hausherr führte ihn nach aufgehobener Tafel in sein Schlafgemach und schied von ihm mit einem herzlichen Glückwunsch für seine Ruhe. Georg sah sich das Gemach, das man ihm angewiesen hatte, näher an, und fand, daß es ganz zu dem öden Hause passe. Die runden, vom Alter geblendeten Scheiben der Fenster, das dunkle Täfelwerk an Wand und Decke, der große, weitvorspringende Ofen, selbst das ungeheure Bett mit breitem Himmel und steifen, schweren Gardinen, sie gewährten ein düsteres, beinahe trauriges Ansehen. Aber dennoch war alles zu seiner Bequemlichkeit eingerichtet. Frische schneeweiße Linnen blinkten ihm einladend aus dem Bette entgegen, als er die Vorhänge zurückschlug; der Ofen verbreitete eine angenehme Wärme, eine Nachtlampe war an der Decke aufgehängt, und selbst der Schlaftrunk, ein Becher wohlgewürzten warmen Weines, war nicht vergessen. Er zog die Gardinen vor und ließ die Bilder des vergangenen Tages an seiner Seele vorüberziehen. Geordnet und freundlich kamen sie anfangs vorüber, dann aber verwirrten sie sich, in buntem Gedränge führten sie seine Seele in das Reich der Träume, und nur ein theures Bild ging ihm heller auf, es war das Bild der Geliebten.

V.

— Iſt's kein Wahn?
Will der Holde, Vielgetreue,
Dem ich Herz und Leben weihe,
Heute noch zu Gruß und Kuſſe nah'n?
F. Haug.

Georg wurde am andern Morgen durch ein beſcheidenes Pochen an ſeiner Thüre erweckt. Er ſchlug die Vorhänge ſeines Bettes zurück und ſah, daß die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtehe. Es wurde wieder und ſtärker gepocht, und ſein freundlicher Wirth, ſchon völlig im Putz, trat ein. Nach den erſten Erkundigungen, wie ſein Gaſt geſchlafen habe, kam Herr Dieterich gleich auf die Urſache ſeines frühen Beſuches. Der große Rath hatte geſtern Abend noch beſchloſſen, die Ankunft der Bundesgenoſſen auch durch einen Tanz zu feiern, der am heutigen Abend auf dem Rathhauſe abgehalten werden ſollte. Ihm, als dem Rathsſchreiber, kam es zu, Alles anzuordnen, was zu dieſer Feſtlichkeit gehörte: er mußte die Stadtpfeifer beſtellen, die erſten Familien feierlich und im Namen des Rathes dazu einladen, er mußte vor allem zu ſeinen lieben Mühmchen eilen, um ihnen dieſes ſeltene Glück zu verkündigen.

Er erzählte dies alles mit wichtiger Miene ſeinem Gaſte und verſicherte ihm, daß er vor dem Drang der Geſchäfte nicht wiſſe, wo ihm der Kopf ſtehe. Doch Georg hatte nur für Eines Sinn; er durfte hoffen, Marien zu ſehen und zu ſprechen, und darum hätte er gerne Herrn Dieterich für ſeine gute Botſchaft an das freudig pochende Herz gedrückt.

„Ich ſehe es Euch an,“ ſagte dieſer, „die Nachricht macht Euch Freude und die Tanzluſt leuchtet Euch ſchon aus den Augen. Doch Ihr ſollt ein paar Tänzerinnen haben, wie Ihr ſie nur wünſchen könnt; mit meinen Bäschen ſollt Ihr mir tanzen, denn ich bin ihr Führer bei ſolchen Gelegenheiten und werde es ſchon zu machen wiſſen, daß Ihr und kein anderer zuerſt ſie aufziehen ſollt; und wie werden Sie ſich freuen, wenn ich Ihnen einen ſo flinken Tänzer verſpreche!“ Damit wünſchte er ſeinem Gaſt einen guten Morgen und ermahnte ihn, wenn er ausgehe, ſein Haus zu merken und das Mittageſſen nicht zu verſäumen.

Herr Dieterich hatte als ſehr naher Verwandter ſchon ſo frühe am Tag Zutritt im Hauſe des Herrn von Beſſerer, beſonders heute, da ihn ſeine vielen Geſchäfte bei dieſem Morgenbeſuche entſchuldigten.

Er fand die Mädchen noch beim Frühſtück. Wohl hätte dort manche unſerer heutigen Damen ein elegantes Déjeuné von gemaltem Porzellain und den nach den ſchönſten antiken Vaſen geformten Chokoladebecher vermißt; aber wenn es wahr iſt, daß natürliche Anmuth und Würde auch im geringſten Kleide ſich dem Auge nicht verhüllen, ſo dürfen wir ſchon mit mehr Muth geſtehen, daß Marie und die fröhliche Bertha an jenem Morgen ein Bierſüppchen verſpeisten. Ob aber dieſes Geſtändniß der äſthetiſchen Haltung dieſer Damen nicht Eintrag thut? Es mag ſeyn; wer übrigens Marien und Bertha in dem weißen Morgenhäubchen, in dem reinlichen Hauskleide geſehen hätte, würde gewiß auch, wie Vetter Kraft, Verlangen

getragen haben, dieſes Frühſtück mit den holden Mädchen zu theilen.

„Ich ſehe Dir es an, Vetter,“ begann Bertha, „Du möchteſt gar zu gerne von unſerer Suppe koſten, weil Dir deine Amme heute einen Kinderbrei vorgeſetzt hat; aber ſchlage Dir dieſe Gedanken nur gleich aus dem Sinne; Du haſt Strafe verdient und mußt faſten —“

„Ach, wie wir ſo ſehnlich auf Euch gewartet haben,“ unterbrach ſie Marie.

„Ja wohl,“ fiel ihr Bertha in die Rede, „aber bilde Dir nur nicht ein, daß wir eigentlich Dich erwarteten; nein, ganz allein Deine Neuigkeiten.“

Der Rathsſchreiber war ſchon gewohnt, von Bertha ſo empfangen zu werden; er wollte daher, um ſie zu verſöhnen, daß er nicht geſtern Abend noch ihre Neugierde befriedigt habe, ſeine Nachrichten in deſto längerem Strome geben; aber Bertha unterbrach ihn. „Wir kennen,“ ſagte ſie, „Deine breiten Erzählungen, und haben auch das meiſte vom Erker aus ſelbſt mit angeſehen; von Eurem Trinkgelage, wo es arg genug hergegangen ſeyn ſoll, will ich auch nichts wiſſen, darum antworte mir auf meine Frage.“ Sie ſtellte ſich mit komiſchem Ernſt vor ihn hin und fuhr fort: „Dieterich von Kraft, Schreiber eines wohledlen Rathes, habt Ihr unter den Bündiſchen keinen jungen, überaus höflichen Herrn geſehen, mit langem hellbraunem Haar, einem Geſicht, nicht ſo milchweiß wie das Eure, aber doch nicht minder hübſch, kleinem Bart, nicht ſo zierlich wie der Eure, aber dennoch ſchöner, hellblauer Schärpe mit Silber...“

„Ach, das ist kein anderer als mein Gast!“ rief Herr Dieterich; „er ritt einen großen Braunen, trug ein blaues Wamms, an den Schultern geschlitzt und mit Hellblau ausgelegt?“

„Ja, ja, nur weiter,“ rief Bertha, „wir haben unsere eigenen Ursachen, uns nach ihm zu erkundigen.“

Marie stand auf und suchte ihr Nähzeug in dem Kasten, indem sie den Beiden den Rücken zukehrte; aber die Röthe, die alle Augenblicke auf ihren Wangen wechselte, ließ ahnen, daß sie kein Wort von Herrn Dieterichs Erzählung verlor.

„Nun, das ist Georg von Sturmfeder,“ fuhr der Rathsschreiber fort; „ein schöner, lieber Junge. Sonderbar, auch Ihr seyd ihm gleich beim Einzug aufgefallen“— und nun erzählte er, was am Gastmahl vorgegangen sey, wie ihm der hohe Wuchs, das Gebietende und Anziehende in des Jünglings Mienen gleich anfangs aufgefallen, wie ihn der Zufall zu seinem Nachbar gemacht, wie er ihn immer lieber gewonnen und endlich in sein Haus geführt habe.

„Nun, das ist schön von Dir, Vetter,“ sagte Bertha, als er geendet hatte, und reichte ihm freundlich die Hand, „ich glaube, es ist das erste Mal, daß Du es wagst, Gäste zu haben. Aber das Gesicht der alten Sabine hätte ich sehen mögen, als Junker Dieter so spät noch einen Gast brachte.“

„O, sie war wie der Lindwurm gegen Sanct Georg; aber als ich ihr ganz verblümt zu verstehen gab, es könne wohl geschehen, daß ich bald eine meiner schönen Basen heimführen werde...“

„Ach, geh' doch!“ entgegnete Bertha, indem ſie ihm hoch erröthend ihre Hand entreißen wollte; aber Herr Dieterich, dem ſein Mühmchen noch nie ſo hübſch als in dieſem Augenblicke geſchienen hatte, drückte die weiche Hand feſter, und Mariens ernſteres Bild verlor von Sekunde zu Sekunde an Gehalt, und die Wagſchale der fröhlichen Bertha, die jetzt in holder Verſchämtheit vor ihm ſaß, ſtieg hoch in den Augen des glücklichen Raths-ſchreibers.

Marie hatte indeß ſchweigend das Gemach verlaſſen, und Bertha ergriff mit Freuden dieſe Gelegenheit, ein anderes Geſpräch einzuleiten.

„Da geht ſie nun wieder,“ ſagte ſie und ſah Marien nach, „und ich wollte darauf wetten, ſie geht in ihre Kammer und weint. Ach, ſie hat geſtern wieder ſo heftig geweint, daß ich auch ganz traurig geworden bin.“

„Was hat ſie nur?“ fragte Dieterich theilnehmend.

„Ich habe ſo wenig wie früher die Urſache ihrer Thränen erfahren,“ fuhr Bertha fort; „ich habe gefragt und immer wieder gefragt, aber ſie ſchüttelt dann nur den Kopf, als wenn ihr nicht zu helfen wäre; „der unſe-lige Krieg!“ war alles, was ſie mir zur Antwort gab.“

„So iſt der Alte noch immer entſchloſſen, mit ihr nach Lichtenſtein zurückzugehen?“

„Ja wohl,“ war Berthas Antwort, „Du hätteſt nur hören ſollen, wie der alte Mann geſtern beim Einzug auf die Bündiſchen ſchimpfte. Nun — er iſt einmal ſeinem Herzog mit Leib und Seele ergeben, darum mag es ihm hingehen; aber ſobald der Krieg erklärt iſt, will er mit ihr abreiſen.“

Herr Dieterich schien sehr nachdenklich zu werden; er stützte den Kopf auf die Hand und hörte seiner Muhme schweigend zu.

„Und denke," fuhr diese fort, „da hat sie nun gestern nach dem Eintritte der Bündischen so heftig geweint. Du weißt, sie war zwar vorher schon immer ernst und düster, und ich habe sie an manchem Morgen in Thränen gefunden; aber als habe schon dieser Einzug über das ganze Schicksal des Kriegs entschieden, so untröstlich geberdete sie sich. Ich glaube, Ulm liegt ihr nicht so am Herzen, aber ich vermuthe," setzte sie geheimnißvoll hinzu, „sie hat eine heimliche Liebe im Herzen."

„Ach freilich, ich habe es ja schon lange gemerkt," seufzte Herr Dieterich, „aber was kann ich denn davor?"

„Du? was Du davor kannst?" lachte Bertha, auf deren Gesicht bei diesen Worten alle Trauer verschwunden war; „nein! Du bist nicht schuld an ihrem Schmerz. Sie war schon so, ehe Du sie nur mit einem Auge gesehen hast!"

Der ehrliche Rathsschreiber war sehr beschämt durch diese Versicherung. Er glaubte in seinem Herzen nicht anders, als der Abschied von ihm gehe der armen Marie so nahe und fast schien ihr wehmüthiges Bild in seinem wankelmüthigen Herzen wieder das Uebergewicht zu bekommen. Bertha aber ließ nicht ab, ihn mit seiner thörichten Vermuthung zu höhnen, bis ihm auf einmal der Zweck seines Besuches wieder einfiel, den er während des Gespräches ganz aus den Augen verloren hatte. Sie sprang mit einem Schrei der Freude auf, als ihr der Vetter die Nachricht von dem Abendtanz mittheilte.

„Marie, Marie!“ rief sie in hellen Tönen, daß die Gerufene, bestürzt und irgend ein Unglück ahnend, herbeieilte. „Marie, ein Abendtanz auf dem Rathhaus!“ rief ihr die beglückte Bertha schon unter der Thüre entgegen.

Auch diese schien freudig überrascht von dieser Nachricht. „Wann? kommen die Fremden dazu?“ waren ihre schnellen Fragen, indem ein hohes Roth ihre Wangen färbte, und aus dem ernsten Auge, das die kaum geweinten Thränen nicht verbergen konnte, ein Strahl der Freude drang.

Bertha und der Vetter waren erstaunt über den schnellen Wechsel von Schmerz und Freude, und der Letztere konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Marie eine leidenschaftliche Tänzerin seyn müsse. Doch wir glauben, er habe sich hierin nicht weniger geirrt, als wenn er Georg für einen Weinkenner hielt.

Als der Rathsschreiber sah, daß er jetzt, wo die Mädchen sich in eine wichtige Berathung über ihren Anzug verwickelten, eine überflüssige Rolle spiele, empfahl er sich, um seinen wichtigeren Geschäften nachzugehen. Er beeilte sich, seine Anordnungen zu treffen, und die hohen Gäste und die angesehensten Häuser zu laden. Ueberall erschien er als ein Bote des Heils, denn, wie die Sage erzählt, ist die Freude am Tanzen nicht erst heute über die Mädchen gekommen.

Auch seine Anordnungen waren bald getroffen. Es war noch nicht zum Grundsatz geworden, daß man nur in einer langen Reihe von Zimmern, bei flimmernden Lustres, umgeben von jenen unzähligen, unwesentlichen

Dingen, welche die Mode als nothwendig preist, fröhlich seyn könne. Der Rathhaussaal gab hinlänglichen Raum, und die kunstlosen Lampen, die an den Wänden aufgehängt waren, hatten bisher Helle genug verbreitet, die schönen Jungfrauen von Ulm in ihrer Pracht zu sehen.

Doch nicht seine Anordnungen allein waren dem Rathsschreiber gelungen, er hatte nebenbei auch manche geheime Nachricht erspäht, die bis jetzt nur der engere Ausschuß des Rathes mit den Bundesobersten theilte.

Zufrieden mit dem Erfolg seiner vielen Geschäfte, kam er gegen Mittag nach Hause, und sein erster Gang war, nach seinem Gaste zu sehen. Er traf ihn in sonderbarer Arbeit. Georg hatte lange in einem schön geschriebenen Chronikbuch, das er in seinem Zimmer gefunden hatte, geblättert. Die reinlich gemalten Bilder, womit die Anfangsbuchstaben der Kapitel unterlegt waren, die Triumphzüge und Schlachtenstücke, welche mit kühnen Zügen entworfen, mit besonderem Fleiße ausgemalt, hin und wieder den Text unterbrachen, unterhielten ihn geraume Zeit. Dann fing er an, erfüllt von den kriegerischen Bildern, die er angeschaut hatte, seinen Helm und Harnisch und das vom Vater ererbte Schwert zu reinigen und blank zu machen, indem er, zu großem Aergerniß der Frau Sabine, bald lustige, bald ernstere Weisen dazu sang.

So traf ihn sein Gastfreund. Schon unten an der Treppe hatte er die angenehme Stimme des Singenden vernommen; er konnte sich nicht enthalten, noch einige Zeit an der Thüre zu lauschen, ehe er den Gesang unterbrach.

Es war eine jener ernsten, beinahe wehmüthig tönenden Weisen, wie sie, durch ihren innern Werth erhalten und fortgetragen, bis auf unsere Tage herabkamen. Noch heute leben sie im Munde der Schwaben, und oft und gerne haben wir, ergriffen von ihrer einfachen Schönheit, von den gehaltenen Klängen ihrer vollen Akkorde, an den lieblichen Ufer des Neckars sie belauscht.

Der Sänger begann von neuem:

„Kaum gedacht,
War der Lust ein End' gemacht;
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

„Doch was ist
Aller Erden Freud' und Lüst'!
Prangst Du gleich mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Sieh', die Rosen welken all'.

„Darum still
Geb' ich mich, wie Gott es will.
Und wird die Trompete blasen,
Und muß ich mein Leben lassen,
Stirbt ein braver Reitersmann."

„Wahrlich, Ihr habt eine schöne Stimme," sagte Herr von Kraft, als er in das Gemach eintrat, „aber warum singet Ihr so traurige Lieder? Ich kann mich zwar nicht mit Euch messen, aber was ich singe, muß fröhlich seyn, wie es einem jungen Mann von achtundzwanzig geziemt."

Georg legte sein Schwert auf die Seite und bot seinem Gastfreund die Hand. „Ihr mögt Recht haben," sagte er, „was Euch betrifft; aber wenn man zu Feld

reitet, wie wir, da hat ein ſolches Lied große Gewalt und Troſt, denn es gibt auch dem Tode eine milde Seite."

„Nun, das iſt ja gerade, was ich meine," entgegnete der Schreiber des großen Rathes; „wozu ſoll man das auch noch in ſchönen Verslein beſingen, was leider nur zu gewiß nicht ausbleibt? Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen, ſonſt kommt er, ſagt ein Sprüchwort; übrigens hat es damit keine Noth, wie jetzt die Sachen ſtehen."

„Wie? iſt der Krieg nicht entſchieden?" fragte Georg neugierig. „Hat der Würtemberger Bedingungen angenommen?"

„Dem macht man gar keine mehr," antwortete Dieterich mit wegwerfender Miene, „er iſt die längſte Zeit Herzog geweſen, jetzt kommt das Regieren auch einmal an uns. Ich will Euch etwas ſagen," ſetzte er wichtig und geheimnißvoll hinzu, aber bis jetzt bleibt es noch unter uns; die Hand darauf. Ihr meint, der Herzog habe vierzehntauſend Schweizer? Sie ſind wie weggeblaſen. Der Bote, den wir nach Zürich und Bern geſchickt haben, iſt zurück; was von Schweizern bei Blaubeuren und auf der Alb liegt — muß nach Haus."

„Nach Haus zurück?" rief Georg erſtaunt; „haben die Schweizer ſelbſt Krieg?"

„Nein," war die Antwort, „ſie haben tiefen Frieden, aber kein Geld; glaubt mir, ehe acht Tage ins Land kommen, ſind ſchon Boten da, die das ganze Heer nach Haus zurückrufen."

„Und werden ſie gehen?" unterbrach ihn der Jüngling, „ſie ſind auf ihre eigene Fauſt dem Herzog zu

Hülfe gezogen, wer kann ihnen gebieten, seine Fahnen zu verlassen?"

„Das weiß man schon zu machen; glaubt Ihr denn, wenn an die Schweizer der Ruf kommt, bei Verlust ihrer Güter und bei Leib- und Lebensstrafe nach Haus zu eilen,[14] sie werden bleiben? Ulerich hat zu wenig Geld, um sie zu halten, denn auf Versprechungen dienen sie nicht."

„Aber ist dies auch ehrlich gehandelt?" bemerkte Georg, „heißt das nicht dem Feinde, der in ehrlicher Fehde mit uns lebt, die Waffen stehlen und ihn dann überfallen?"

„In der Politica, wie wir es nennen," gab der Rathsschreiber zur Antwort, und schien sich dem unerfahrenen Kriegsmann gegenüber kein geringes Ansehen geben zu wollen, „in der Politica wird die Ehrlichkeit höchstens zum Schein angewandt; so werden die Schweizer z. B. dem Herzog erklären, daß sie sich ein Gewissen daraus machen, ihre Leute gegen die freien Städte dienen zu lassen; aber die Wahrheit ist, daß wir dem großen Bären mehr Goldgülden in die Tatze drückten, als der Herzog."

„Nun, und wenn die Schweizer auch abziehen," sagte Georg, „so hat doch Würtemberg noch Leute genug, um keinen Hund über die Alb zu lassen."

„Auch dafür wird gesorgt," fuhr der Schreiber in seiner Erläuterung fort, „wir schicken einen Brief an die Stände von Würtemberg und ermahnen sie, das unleidliche Regiment ihres Herzogs zu bedenken, demselben keinen Beistand zu thun, sondern dem Bunde zuzuziehen."[15]

„Wie?“ rief Georg mit Entsetzen, „das hieße ja den Herzog um sein Land betrügen; wollt Ihr ihn denn zwingen, der Regierung zu entsagen und sein schönes Würtemberg mit dem Rücken anzusehen?“

„Und Ihr habt bisher geglaubt, man wolle nichts weiter als etwa Reutlingen wieder zur Reichsstadt machen? Wovon soll denn Hutten seine zweiundvierzig Gesellen und ihre Diener besolden? Wovon denn Sickingen seine tausend Reiter und zwölftausend zu Fuß, wenn er nicht ein hübsches Stückchen Land damit erkämpft? Und meint Ihr, der Herzog von Baiern wolle nicht auch sein Theil? Und wir? Unsere Markung grenzt zunächst an Würtemberg —“

„Aber die Fürsten Deutschlands,“ unterbrach ihn Georg ungeduldig, „meint Ihr, sie werden es ruhig mit ansehen, daß Ihr ein schönes Land in kleine Fetzen reißet? Der Kaiser, wird er es dulden, daß Ihr einen Herzog aus dem Lande jagt?“

Auch dafür wußte Herr Dieterich Rath. „Es ist kein Zweifel, daß Karl seinem Vater als Kaiser folgt; ihm selbst bieten wir das Land zur Obervormundschaft an, und wenn Oesterreich seinen Mantel darauf deckt, wer kann dagegen seyn? Doch, sehet nicht so düster aus; wenn Euch nach Krieg gelüstet, dazu kann Rath werden. Der Adel hält noch zum Herzog und an seinen Schlössern wird sich noch mancher die Zähne einbrechen. Wir verschwatzen übrigens das Mittagsmahl; kommt bald nach, daß wir erfahren, was Frau Sabine uns gekocht hat.“ Damit verließ der Schreiber des großen Rathes von Ulm so stolzen Schrittes, als wäre er selbst schon

Obervormund von Würtemberg, das Zimmer seines Gastes.

Georg sandte ihm nicht die freundlichsten Blicke nach. Zürnend schob er seinen Helm, den er noch vor einer Stunde mit so freudigem Muthe zu seinem ersten Kampf geschmückt hatte, in die Ecke; mit Wehmuth betrachtete er sein altes Schwert, diesen treuen Stahl, den sein Vater in manchem guten Streite geführt, den er sterbend seinem verwaisten Knaben als einziges Erbe vom Schlachtfeld gesendet hatte. „Ficht ehrlich!" war das Symbolum, das der Waffenschmied in die schöne Klinge gegraben hatte, und er sollte sie für eine Sache führen, die ihre Ungerechtigkeit an der Stirne trug? Wo er der Kriegskunst erfahrener Männer, der Tapferkeit des Einzelnen die Entscheidung zutraute, da sollten geheime Ränke, die Politica, wie Herr Dieterich sich ausdrückte, entscheiden? Wo ihn der fröhliche Glanz der Waffen, die Aussicht auf Ruhm gelockt hatte, da sollte er nur den habgierigen Planen dieser Menschen dienen? Ein altes Fürstenhaus, dem seine Ahnen gerne gedient hatten, sollte er von diesen Spießbürgern vertreiben sehen? Unerträglich wollte ihm auch der Gedanke scheinen, von diesem Kraft sich belehren lassen zu müssen.

Doch dem Unmuth über seinen gutmüthigen Wirth konnte er nicht lange Raum geben, wenn er bedachte, daß ja jene Plane nicht in seinem Kopfe gewachsen seyen, und daß Menschen, wie dieser politische Rathsschreiber, wenn sie einmal ein Geheimniß, einen großen Gedanken in Erfahrung gebracht haben, ihn hegen und pflegen wie ihren eigenen; daß sie sich mit dem adoptirten Kinde

brüſten, als wäre es Minerva, aus ihrem eigenen harten Kopfe entſprungen.

Mit milderen Gedanken kam er zu ſeinem Gaſtfreund, als man ihn zu Tiſch rief.

Ja, die ganze Anſicht der Dinge wurde ihm nach einigen Stunden bei weitem erträglicher, als er ſich erinnerte, daß ja auch Mariens Vater dieſer Partei folge; es war ihm, als möchte die Sache doch nicht ſo ſchwarz ſeyn, welcher Männer wie Frondsberg ihre Dienſte geliehen.

Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort,
Das ſchnell ſich handhabt wie des Meſſers Schneide —
Gleich heißt Ihr Alles ſchändlich oder würdig, bös oder gut.

Dieſes wahre Wort des Dichters möge die Geſinnung Georgs bezeichnen, die Geſinnung Georgs, der vielleicht allzuſchnell ſeine Anſicht über jene Dinge änderte. Und wie die düſteren Falten des Unmuths auf einer jugendlichen Stirne ſich ſchneller glätten, wie ſelbſt ſchmerzliche Eindrücke in des Jünglings Seele von freundlichen Bildern leicht verdrängt werden, ſo erhellte auch Georgs Seele der freudige Gedanke an den Abend.

Man hat uns erzählt, daß unter die ſchönſten Stunden im Leben der Liebe die gehören, wo die Erwartung ſich an ſchöne Erinnerungen knüpft; der Geiſt ſey da ahnungsvoller, das Herz gehobener. So mochte auch Georg fühlen. Er träumte von den ſchönen Augenblicken, wo es ihm vergönnt ſeyn werde, die Geliebte zu ſehen, ſie zu ſprechen, ihre Hand zu faſſen und in ihrem Auge zu leſen.

VI.

Und als er sie schwingt nun im luftigen Reigen,
Da flüstert sie leise, sie kann's nicht verschweigen."

L. Uhland.

Wenn es möglich gewesen wäre, auf einem Trödelmarkt oder in der Auction eines Antiquars ein „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, mit neuen Tanztouren vom Jahr 1519" aufzufinden, wir hätten nicht leicht so angenehm überrascht werden können, als durch einen Fund ähnlicher Art, den uns der Zufall in die Hände spielte.

Wir waren nämlich in vorliegender Historie bis an dieses Kapitel gekommen, das, um der Sage zu folgen, von einem Abendtanz handeln soll; da fiel uns mit einem Male der Gedanke schwer aufs Herz, daß wir ja nicht einmal wissen, wie und was man in jenen Zeiten getanzt habe.

Wir hätten zwar schlechthin sagen können, „sie tanzten;" aber wie leicht wäre es geschehen gewesen, daß eine unserer freundlichen Leserinnen einen Anachronismus gemacht, und etwa Georg von Frondsberg in ihren Gedanken einen Cotillon hätte vortanzen lassen. In dieser Verlegenheit stießen wir auf das sehr selten gewordene Buch: „Vom Anfang, Ursprung und Herkommen der Turniere im heiligen römischen Reich. Frankfurth 1564." Wir fanden in diesem theuren Folianten unter andern trefflichen Holzschnitten einige, die einen solchen Abendtanz vorstellten, wie er zu Zeiten Kaiser Maximilians, etwa ein Jahr vor dieser Historie, gehalten wurde.

Wir dürfen beinahe mit Gewißheit annehmen, daß der Abendtanz im Ulmer Rathhaussaal sich in nichts von jenem angeführten unterschied, und man wird sich den deutlichsten Begriff von einem solchen Vergnügen machen, wenn wir eines dieser Bilder beschreiben.

Den Vordergrund nehmen Zuschauer und Pfeifer, Trommler und Trompeter ein, die, nach dem Ausdrucke des Turnierbuches, „eins aufblasen.“ Zu beiden Seiten, mehr dem Hintergrunde zu, steht die tanzlustige Jugend, in reiche schwere Stoffe gekleidet. In unseren Tagen sieht man bei solchen Gelegenheiten nur zwei Grundfarben, schwarz und weiß, worein sich die Herren und Damen wie in Nacht und Tag getheilt haben; anders zu jenen Zeiten. Ein überraschender Glanz der Farben strahlt uns aus jenem Bilde entgegen. Das herrlichste Roth, vom brennendsten Scharlach bis zum dunkelsten Purpur, jenes brennende Blau, das uns noch heute an den Gemälden alter Meister überrascht, sind die freudigen Farben ihrer malerisch drapirten Gewänder. Die Mitte der Scene nimmt der eigentliche Tanz ein. Er hat am meisten Aehnlichkeit mit der Polonaise, denn er ist ein Umzug im Saale. Den Zug eröffnen vier Trompeter mit langen Wappenfahnen an den Instrumenten; diesen folgt der Vortänzer und seine Dame; diese Stelle begleitet bei jedem Tanze wieder ein anderer, und es entschied hiebei nicht die Geschicklichkeit, sondern der Rang des Tänzers. Auf diese folgen zwei Fackelträger und dann Paar um Paar der lange Zug der Tanzenden. Die Damen schreiten ehrbar und züchtig einher, die Männer aber setzen ihre Füße wunderlich, wie zu kühnen Sprüngen, einige

ſcheinen auch mit den Abſätzen den Takt zu ſtampfen, wie wir auf jeder Kirchweihe in Schwaben noch heut zu Tage ſehen können.

So war der Abendtanz zu Ulm. Man blies ſchon längſt zum erſten auf, als Georg von Sturmfeder in den Rathhausſaal eintrat. Seine Blicke ſchweiften durch die Reihen der Tanzenden und endlich trafen ſie Marien. Sie tanzte mit einem jungen, fränkiſchen Ritter ſeiner Bekanntſchaft, ſchien aber der eifrigen Rede, die er an ſie richtete, nicht Gehör zu geben. Ihr Auge ſuchte den Boden, ihre Miene konnte Ernſt, beinahe Trauer ausdrücken; ganz anders als die übrigen Fräulein, die, in der wahren Tanzſeligkeit ſchwimmend, ein Ohr der Muſik, das andere dem Tänzer liehen und die freundlichen Augen bald ihren Bekannten, um den Beifall in ihren Mienen zu leſen, bald ihren Tänzern zuwandten, um zu prüfen, ob ihre Aufmerkſamkeit auch ganz gewiß auf ſie gerichtet ſey.

In gehaltenen Tönen hielten jetzt die Zinken und Trompeten aus und endeten; Herr Dieterich Kraft hatte ſeinen Gaſtfreund bemerkt und kam, ihn, wie er verſprochen, zu ſeinen Muhmen zu führen. Er flüſterte ihm zu, daß er ſelbſt ſchon für den nächſten Tanz mit Bäschen Bertha verſagt ſey, doch habe er ſo eben um Mariens Hand für ſeinen Gaſt geworben.

Beide Mädchen waren auf die Erſcheinung des ihnen ſo intereſſanten Fremden vorbereitet geweſen, und dennoch bedeckte die Erinnerung deſſen, was ſie über ihn geſprochen, Bertha's angenehme Züge mit hoher Gluth, und die Verwirrung, in welche ſie ſein Anblick verſetzte, ließ ſie nicht bemerken, welches Entzücken ihm aus

Mariens Auge entgegenstrahlte, wie sie bebte, wie sie mühsam nach Athem suchte, wie ihr selbst die Sprache ihre Dienste zu versagen schien.

„Da bringe ich Euch Herrn Georg von Sturmfeder, meinen lieben Gast," begann der Rathsschreiber, „der um die Gunst bittet, mit Euch zu tanzen."

„Wenn ich nicht schon diesen Tanz an meinen Vetter zugesagt hätte," antwortete Bertha, schneller gefaßt als ihre Base, „so solltet Ihr ihn haben, aber Marie ist noch frei, die wird mit Euch tanzen."

„So seyd Ihr noch nicht versagt, Fräulein von Lichtenstein?" fragte Georg, indem er sich zu der Geliebten wandte.

„Ich bin an Euch versagt," antwortete Marie. So hörte er denn zum erstenmale wieder diese Stimme, die ihn so oft mit den süßesten Namen genannt hatte, er sah in diese treuen Augen, die ihn noch immer so hold anblickten wie vormals.

Die Trompeten schmetterten in den Saal; der Ober-Feldlieutenant Waldburg Truchses, dem man den zweiten Tanz gegeben hatte, schritt mit seiner Tänzerin vor, die Fackelträger folgten, die Paare ordneten sich, und auch Georg ergriff Mariens Hand und schloß sich an. Jetzt suchten ihre Blicke nicht mehr den Boden, sie hingen an denen des Geliebten; und dennoch wollte es ihm scheinen, als mache sie dieses Wiedersehen nicht so glücklich wie ihn, denn noch immer lag eine düstere Wolke von Schwermuth oder Trauer um ihre Stirne. Sie sah sich um, ob Dieterich und Bertha, das nächste Paar nach ihnen, nicht allzunahe seyen. — Sie waren ferne.

„Ach, Georg,“ begann ſie, „welch' unglücklicher Stern hat Dich in dieſes Heer geführt!“

„Du warſt dieſer Stern, Marie,“ ſagte er, „Dich habe ich auf dieſer Seite geahnet, und wie glücklich bin ich, daß ich Dich fand! Kannſt Du mich tadeln, daß ich die gelehrten Bücher bei Seite legte und Kriegsdienſte nahm? Ich habe ja kein Erbe als das Schwert meines Vaters; aber mit dieſem Gute will ich wuchern, daß der Deinige ſehen ſoll, daß ſeine Tochter keinen Unwürdigen liebt.“

„Ach Gott! Du haſt doch dem Bunde noch nicht zugeſagt?“ unterbrach ſie ihn.

„Aengſtige Dich doch nicht ſo, mein Liebchen, ich habe noch nicht völlig zugeſagt; aber es muß nächſter Tage geſchehen. Willſt Du denn Deinem Georg nicht auch ein wenig Kriegsruhm gönnen? warum magſt Du um mich ſo bange haben? Dein Vater iſt alt und zieht ja doch auch mit aus.“

„Ach, mein Vater, mein Vater!“ klagte Marie, „er iſt ja — doch brich ab, Georg, brich ab — Bertha belauſcht uns; aber ich muß Dich morgen ſprechen, ich muß, und ſollte es meine Seligkeit koſten. Ach! wenn ich nur wüßte wie?“

„Was ängſtigt Dich denn nur ſo?“ fragte Georg, dem es unbegreiflich war, wie Marie, ſtatt ſich der Freude des Wiederſehens hinzugeben, nur an die Gefahren dachte, denen er entgegen gehe? „Du ſtellſt Dir die Gefahren größer vor, als ſie ſind,“ flüſterte er ihr tröſtend zu. „Denke an nichts, als daß wir uns jetzt wieder haben, daß ich Deine Hand drücken darf, daß

Auge in Auge sieht wie sonst. Genieße jetzt die Augenblicke, sey heiter!"

„Heiter? o diese Zeiten sind vorbei, Georg! höre und sey standhaft — mein Vater ist nicht bündisch!"

„Jesus Maria! was sagst Du?" rief der Jüngling und beugte sich, als habe er das Wort des Unglücks nicht gehört, herab zu Marien; „o sage, ist denn Dein Vater nicht hier in Ulm?"

Sie hatte sich stärker geglaubt; sie konnte nicht mehr sprechen; bei dem ersten Laut waren ihre Thränen unaufhaltsam geflossen; sie antwortete nur durch einen Druck der Hand, und ging mit gesenktem Haupt nach Kraft suchend, ihren Schmerz zu bekämpfen, neben Georg her. Endlich siegte der starke Geist dieses Mädchens über die Schwäche ihrer Natur, die einem so großen tiefen Kummer beinahe erlegen wäre. „Mein Vater," flüsterte sie, „ist Herzog Ulrichs wärmster Freund, und sobald der Krieg entschieden ist, führt er mich heim auf den Lichtenstein!"

Betäubend wirbelten jetzt die Trommeln, in volleren Tönen schmetterten die Trompeten, sie begrüßten den Truchses, der eben an dem Musikchor vorüberzog; er warf ihnen, wie es Sitte war, einige Silberstücke zu, und von neuem erhob sich ihr betäubender Jubel.

Das leise Gespräch der Liebenden verstummte vor der rauhen Gewalt dieser Töne, aber ihr Auge hatte sich in diesem Schiffbruch ihrer Liebe um so mehr zu sagen, und sie bemerkten nicht einmal, wie ein Geflüster über sie im Saal erging, das sie als das schönste Paar pries.

Aber nur zu wohl hatte Bertha diese Bemerkungen der Menge gehört. Sie war zu gutmüthig, als daß

Neid darüber in ihre Seele gekommen wäre, aber sie setzte sich doch im Geiste an Mariens Platz, und fand, daß man vielleicht das Paar nicht minder schön gefunden hätte. Auch das Gespräch, das zwischen den Beiden begonnen hatte, fiel ihr auf. Die ernste Base, die selten oder nie mit einem Mann lange sprach, schien mehr und angelegentlicher zu reden, als ihr Tänzer. Die Musik hinderte sie zu verstehen, was gesprochen wurde; die Neugierde, die man vielleicht nicht mit Unrecht jungen Mädchen ausschließlich zuschreibt, wurde in ihr rege, sie zog ihren Tänzer näher an das vordere Paar, um — ein wenig zu lauschen; aber war es Zufall oder Absicht, das Gespräch verstummte, als sie näher kam, oder wurde so leise geführt, daß sie nichts davon verstand.

Ihr Interesse an dem schönen jungen Mann wuchs mit diesen Hindernissen; noch nie war ihr der gute Vetter Kraft so lästig geworden, als in diesen Augenblicken; denn die zierlichen Redensarten, womit er ihr Herz zu umspinnen gedachte, verhinderten sie, jene genauer zu beobachten. Sie war froh, als endlich der Tanz sich endigte; denn sie durfte hoffen, daß der nächste an des jungen Ritters Seite desto angenehmer für sie seyn werde.

Sie täuschte sich nicht in ihrer Hoffnung; Georg kam, sie um den nächsten Tanz zu bitten, der auch sogleich begann, und sie hüpfte fröhlich an seiner Seite in die Reihen. Aber es war nicht mehr derselbe, der vorhin mit Marien so freundlich gesprochen hatte. Verstört, einsylbig, in tiefe Gedanken versunken war der junge Mann an ihrer Seite, und es war nur zu sichtbar, daß er sich

immer erst wieder sammeln mußte, wenn er eine ihrer Fragen beantworten sollte.

War dies jener „höfliche Ritter," welcher sie, ohne daß sie sich je gesehen hatten, so freundlich grüßte? War es derselbe, welcher so heiter, so fröhlich war, als ihn Vetter Kraft zu ihnen führte? Derselbe, der mit Marien so eifrig sich unterredet hatte? Oder sollte diese —? ja, es war klar. Marie hatte ihm besser gefallen, ach! vielleicht weil sie die erste war, die mit ihm getanzt. Je weniger Bertha gewohnt war, sich der ernsten Marie nachgesetzt zu sehen, um so mehr befremdete sie dieser Sieg ihrer Base, um so mehr glaubte sie sich beeifern zu müssen, ihren Rang, ihre Gaben geltend zu machen. Sie setzte daher mit ihrer heiteren Geschwätzigkeit das Gespräch über den bevorstehenden Krieg, das sie mit Mühe angesponnen hatte, fort, als sie nach Beendigung des Tanzes zu Marien und dem Rathsschreiber traten. „Nun? und der wievielte Feldzug ist es denn, Herr von Sturmfeder, dem Ihr jetzt beiwohnt?"

„Es ist mein erster," antwortete dieser kurz abgebrochen, denn er war unmuthig darüber, daß jene ihn noch immer im Gespräch halte, da er mit Marie so gerne gesprochen hätte.

„Euer erster?" entgegnete Bertha verwundert; „Ihr wollt mir etwas weiß machen, da habt Ihr ja schon eine mächtige Narbe auf der Stirne."

„Die bekam ich auf der hohen Schule," antwortete Georg.

„Wie? Ihr seyd ein Gelehrter?" fragte jene eifrig weiter. „Nun, und da seyd Ihr gewiß recht weit weg

gewesen; etwa in Padua oder Bologna, oder gar bei den Ketzern in Wittenberg?"

„Nicht so weit als Ihr meint," entgegnete er, indem er sich zu Marien wandte; „ich war in Tübingen."

„In Tübingen!" rief Bertha voll Verwunderung. Wie ein Blitz erhellte dies einzige Wort alles, was ihr bisher dunkel war, und ein Blick auf Marien, die mit niedergeschlagenen Augen, mit der Röthe der Schaam auf den Wangen, vor ihm stand, überzeugte sie, daß die lange Reihe von Schlüssen, die sich an jenes Wort anschlossen, ihren nur zu sicheren Grund haben. Jetzt war ihr auf einmal klar, warum sie der artige Ritter begrüßt, warum Marie geweint, die ihn gewiß gerne auf der feindlichen Seite gesehen hätte, warum er so viel mit jener gesprochen, warum er bei ihr selbst so einsylbig war. Es war keine Frage, sie kannten sich, sie mußten sich längst gekannt haben.

Beschämung war das erste Gefühl, das bei dieser Entdeckung Bertha's Herz bestürmte; sie erröthete vor sich selbst, wenn sie sich gestand, nach der Aufmerksamkeit eines Mannes gestrebt zu haben, dessen Seele ein ganz anderer Gegenstand beschäftigte. Unmuth über Mariens Heimlichkeit verfinsterte ihre Züge. Sie suchte Entschuldigung für ihr eigenes Betragen und fand sie nur in der Falschheit ihrer Base. Hätte diese ihr gestanden, in welchem Verhältniß sie zu dem jungen Manne stehe, sie hätte ihr nie ihre Theilnahme an ihm gezeigt, er wäre ihr dann, meinte sie, höchst gleichgültig geblieben, sie hätte nie diese Beschämung erfahren. Wir haben es von guter Hand, daß junge Damen große Beleidigungen,

tiefere Schmerzen im Gefühl ihrer Würde mit Anstand zu ertragen wissen; daß sie aber oft, wenn es sich um geringe Dinge handelt, nicht Gleichmuth genug besitzen, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, nicht Großmuth genug, um zu vergessen.

Bertha hat an diesem Abend den unglücklichen jungen Mann keines Blickes mehr gewürdigt, was ihm übrigens über dem größeren Schmerz, der seine Seele beschäftigte, völlig entging. Sein Unglück wollte es auch, daß er nie mehr Gelegenheit fand, Marien wieder allein und ungestört zu sprechen; der Abendtanz ging zu Ende, ohne daß er über Mariens Schicksal und über die Gesinnungen ihres Vaters gewisser wurde, und Marie fand kaum noch auf der Treppe Gelegenheit, ihm zuzuflüstern, er möchte morgen in der Stadt bleiben, weil sie vielleicht irgend eine Gelegenheit finden würde, ihn zu sprechen.

Verstimmt kamen die beiden Schönen nach Hause. Bertha hatte auf alle Fragen Mariens kurze Antwort gegeben, und auch diese, sey es, daß sie ahnete, was in ihrer Freundin vorgehe, sey es, weil sie selbst ein großer Schmerz beschäftigte, war nach und nach immer düsterer, einsylbiger geworden.

Aber auf Beiden lastete die Störung ihres bisherigen freundschaftlichen Verhältnisses erst recht schwer, als sie ernst und schweigend in ihr Gemach traten. Sie hatten sich bisher alle jene kleinen Dienste geleistet, welche junge Mädchen nur zu noch engerer Freundschaft verbinden. Wie ganz anders war es heute! Bertha hatte die silberne Nadel aus dem reichen blonden Haar gezogen, daß es in langen Ringellocken über den schönen

Nacken herabſtrömte. Sie verſuchte, es unter das Nachthäubchen zu ſtecken; ungewohnt, dieſe Arbeit ohne Mariens Hülfe zu verrichten, kam ſie nicht damit zu Stande, aber zu ſtolz, ihre Feindin, wie ſie Marien in ihrem Sinne nannte, ihre Verlegenheit merken zu laſſen, warf ſie das Häubchen in die Ecke und ergriff ein Tuch, um es um das Haar zu winden.

Schweigend nahm Marie das verworfene Häubchen wieder auf und trat hinzu, das Haar ihrer Baſe nach gewohnter Weiſe zu ordnen und aufzubinden.

„Hinweg, Du Falſche!“ rief die erzürnte Bertha, indem ſie die hilfreiche Hand zurückſtieß.

„Bertha, hab' ich dies um Dich verdient?“ ſprach Marie mit Ruhe und Sanftmuth. „O wenn Du wüßteſt, wie unglücklich ich bin, Du würdeſt ſanfter gegen mich ſeyn!“

„Unglücklich?“ lachte jene laut auf, „unglücklich! vielleicht weil der artige Herr nur einmal mit Dir tanzte?“

„Du biſt recht hart, Bertha;“ antwortete Marie, „Du biſt böſe auf mich, und ſagſt mir nicht einmal warum?“

„So? Du willſt alſo nicht wiſſen, daß Du mich betrogen haſt? nicht wiſſen, wie mich Deine Heimlichkeiten dem Spott und der Beſchämung ausſetzten? Ich hätte nie geglaubt, daß Du ſo ſchlecht, ſo falſch an mir handeln würdeſt!“

Von neuem erwachte in Bertha das kränkende Gefühl, ſich hintangeſetzt zu ſehen; ihre Thränen ſtrömten, ſie legte die heiße Stirne in die Hand, und die reichen

Locken flossen über ihr zusammen und verhüllten die Weinende.

Thränen sind die Zeichen milderen Schmerzens; Marie kannte diese Thränen und fuhr mit mehr Vertrauen fort: „Bertha! Du schiltst meine Heimlichkeit; ich sehe, Du hast errathen, was ich nie von selbst sagen konnte. Setze Dich selbst in meine Lage; ach, Du selbst, so heiter und offen Du bist, Du selbst hättest mir Dein Geheimniß nicht vertrauen können. Aber jetzt ist es ja aus; Du weißt, was meine Lippen auszusprechen sich scheuten; ich liebe ihn, ja ich werde geliebt, und nicht erst von gestern her. Willst Du mich hören? darf ich Dir Alles sagen?"

Bertha's Thränen flossen noch immer; sie antwortete nicht auf jene Fragen, aber Marie hob an zu erzählen, wie sie Georg im Hause der seligen Muhme kennen gelernt habe; wie sie ihm gut gewesen, lange ehe er ihr seine Liebe gestanden; alle jene schönen Erinnerungen lebten in ihr auf, mit glühenden Wangen, mit strahlendem Auge führte sie die Vergangenheit herauf; sie erzählte von so mancher schönen Stunde, vom Schwur ihrer Treue, von ihrem Abschied. „Und jetzt," fuhr sie mit wehmüthigem Lächeln fort, „jetzt hat ihn dieser unglückliche Krieg auf diese Seite geführt; er hört, wir seyen hier in Ulm, er glaubt nicht anders, als mein Vater sey dem Bunde beigetreten, er hofft, mich durch sein Schwert zu verdienen, denn er ist arm, recht arm! O Bertha, Du kennst meinen Vater; er ist so gut, aber auch so strenge, wenn etwas seiner Meinung widerspricht. Wird er einem Manne seine Tochter geben, der sein Schwert gegen Würtemberg gezogen hat? Siehe, das waren meine

Thränen! Ach, ich wollte Dir so oft sagen, warum sie fließen, aber eine unbesiegbare Schaam schloß meine Lippen; kannst Du mir noch zürnen? Muß ich mit dem Geliebten auch die Freundin verlieren?"

Auch Mariens Thränen flossen, und Bertha fühlte den eigenen Schmerz von dem größeren Kummer der Freundin besiegt. Sie umarmte Marien schweigend und weinte mit ihr.

„In den nächsten Tagen," fuhr diese fort, „will mein Vater Ulm verlassen, und ich muß ihm folgen. Aber noch einmal muß ich Georg sprechen, nur ein Viertelstündchen; Bertha, Du kannst gewiß Gelegenheit geben; nur ein ganz kleines Viertelstündchen!"

„Du willst ihn doch nicht der guten Sache abwendig machen?" fragte Bertha.

„Was nennst Du die gute Sache?" antwortete Marie. „Des Herzogs Sache ist vielleicht nicht minder gut als die Eure; Du sprichst so, weil ihr bündisch seyd; ich bin eine Würtembergerin und mein Vater ist seinem Herzoge treu. Doch sollen wir Mädchen über den Krieg entscheiden? Laß uns lieber auf Mittel sinnen, ihn noch einmal zu sehen."

Bertha hatte über der Theilnahme, mit welcher sie der Geschichte ihrer Base zugehört hatte, ganz vergessen, daß sie ihr jemals gram gewesen war. Sie war überdies für alles Geheimnißvolle eingenommen, daher kamen ihr diese Mittheilungen erwünscht; sie fühlte, wie wichtig und ehrenvoll der Posten einer Vertrauten sey und gab sich daher alle mögliche Mühe, dem liebenden Paare mit ihrem Scharfsinn zu dienen.

„Ich hab's gefunden," rief ſie endlich aus, „wir laden ihn geradezu in den Garten."

„In den Garten?" fragte Marie ſchüchtern und ungläubig, „und durch wen?"

„Sein Wirth, der gute Vetter Dieterich, muß ihn ſelbſt bringen;" antwortete ſie, „das iſt herrlich, und dieſer darf auch kein Wörtchen davon merken, laß' nur mich dafür ſorgen."

Marie, entſchloſſen und ſtark bei großen Dingen, zitterte doch bei dieſem gewagten Schritte. Aber ihre muthige, fröhliche Baſe wußte ihr alle Bedenklichkeiten auszureden, und mit erneuerter Hoffnung und befreit von der Laſt des Geheimniſſes, umarmten ſich die Mädchen, ehe ſie ſich zur Ruhe legten.

VII.

Und wie ein Geiſt ſchlingt um den Hals
Das Liebchen ſich herum:
„Willſt mich verlaſſen, liebes Herz
Auf ewig?" und der bittre Schmerz
Macht's arme Liebchen ſtumm.

Schubart.

Sinnend und traurig ſaß Georg am Mittag nach dem feſtlichen Abend in ſeinem Gemach. Er hatte Breitenſtein beſucht und wenig Tröſtliches für ſeine Hoffnungen erfahren. Der Kriegsrath hatte ſich an dieſem Morgen verſammelt und unwiderruflich war der Krieg beſchloſſen worden. Zwölf Edelknaben waren, die Abſagebriefe des Herzogs von Baiern, der Ritterſchaft und geſammter Städte an ihre Lanzen geheftet, zum Göcklinger Thor

hinausgejagt, um die Feindesbotſchaft dem Würtemberger nach Blaubeuren zu bringen. Auf den Straßen rief man einander fröhlich dieſe Nachricht zu, und die Freude, daß es jetzt endlich ins Feld gehen werde, ſtand deutlich auf allen Geſichtern geſchrieben. Nur Einen traf dieſe Kunde wie das ſchreckliche Machtwort ſeines Schickſals. Der Gram trieb ihn aus dem Kreiſe der fröhlichen Geſellen, die jetzt den Weinſtuben zuzogen, um in lautem Jubel das Geburtsfeſt des Krieges zu begehen und das Loos künftiger Siege im Würfelſpiel zu belauſchen. Ach! ihm waren ja ſchon die Würfel gefallen! ein blutiges Schlachtfeld dehnte ſich zwiſchen ihm und ſeiner Liebe aus, ſie war ihm auf lange, vielleicht auf ewig verloren.

Eilige Tritte, welche die Treppe heraufſtürmten, weckten ihn aus ſeinem Brüten. Der Rathsſchreiber ſteckte den Kopf in die Thüre. „Glück auf, Junker!“ rief er, jetzt hebt der Tanz erſt recht an. Aber Ihr wißt es vielleicht noch gar nicht? der Krieg iſt angekündigt, ſchon vor einer Stunde ſind unſere Abſageboten ausgeritten.“

„Ich weiß es,“ antwortete ſein finſterer Gaſt.

„Nun, und hüpft Euch das Herz nicht freier? Habt Ihr auch gehört — nein, das könnt Ihr nicht wiſſen,“ fuhr Dieterich fort, indem er zutraulich näher zu ihm trat, „daß die Schweizer bereits abziehen?“

„Wie, ſie ziehen?“ unterbrach ihn Georg, „alſo hat der Krieg ſchon ein Ende?“

„Das möchte ich nicht gerade behaupten,“ fuhr der Rathsſchreiber bedenklich fort, „der Herzog von Würtemberg iſt noch ein junger, muthiger Herr und hat noch

Ritter und Dienstleute genug. Zwar wird er wohl keine offene Feldschlacht mehr wagen, aber er hat feste Städte und Burgen. Da ist einmal der Höllenstein und darin Stephan von Lichow, ein Mann wie Eisen. Da ist Göppingen, das Philipp von Rechberg auch nicht auf den ersten Stückschuß ergeben wird; da ist Schorndorf, Rothenberg und Asperg, da ist vor allem Tübingen, das er tüchtig befestigt hat. Es wird noch mancher ins Gras beißen, bis Ihr Eure Rosse im Neckar tränket."

„Nun, nun!" fuhr er fort, als er sah, daß seine Nachrichten die finstere Stirne seines schweigenden Gastes nicht aufheitern konnten. „Wenn Ihr diese kriegerischen Botschaften nicht freundlich aufnehmt, so schenkt Ihr vielleicht einem friedlicheren Auftrag ein geneigtes Ohr. Sagt einmal, habt Ihr nicht irgendwo eine Base?"

„Base? ja, warum fragt Ihr?"

„Nun sehet, jetzt erst verstehe ich die verwirrten Reden, die vorhin Bertha vorbrachte. Als ich aus dem Rathhaus kam, winkte sie mir hinauf und befahl mir, meinen Gast heute Nachmittag in ihren Garten an der Donau zu führen. Marie habe Euch etwas sehr Wichtiges an Eure Base, die sie sehr gut kenne, aufzutragen. Ihr müßt mir schon den Gefallen thun, mitzugehen. Solche Geheimnisse und Aufträge sind zwar gewöhnlich nicht weit her, und ich wollte wetten, sie geben Euch ein Müsterlein für den Webstuhl oder eine Probe feiner Wolle, oder ein tiefes Geheimniß der Kochkunst, oder gar ein Paar Körnlein von einer seltenen Blume mit, denn Marie ist eine große Gärtnerin, — doch, wenn

Ihr gestern an dem Mädchen Gefallen gefunden habt, gehet Ihr wohl gerne mit."

Mitten in dem schmerzlichen Gedanken an die Scheidestunde mußte Georg über die List der Mädchen lachen; freundlich bot er dem guten Boten die Hand und schickte sich an, ihn in den Garten zu begleiten.

Dieser lag an der Donau, ungefähr zweitausend Schritte unter der Brücke; er war nicht groß, zeugte aber von Sorgfalt und Fleiß. Die schönen Obstbäume waren zwar noch nicht belaubt und die in wunderlichen Formen abgestochenen Beete hatten noch keine Blumen, aber ein langer Taxusgang, der an dem Ufer des Flusses sich hinzog und in eine geräumige Laube endete, gab durch sein helles Grün einen lebhaften Anblick und hinlänglichen Schutz gegen die, einem weißen Hals und schönen Armen so gefährlichen Strahlen der Märzsonne. Dort, auf dem breiten, bequemen Steinsitze, wo die Lücken der Laube eine freie Aussicht die Donau hinauf und hinab gewährten, hatten die Mädchen unter mancherlei Gesprächen der jungen Männer geharrt.

Marie saß traurig in sich gekehrt; sie hatte den schönen Arm auf eine Lücke der Laube aufgestützt und das von Gram und Thränen müde Köpfchen in die Hand gelegt. Ihr dunkles, glänzendes Haar hob die Weiße ihres Teint um so mehr heraus, als stiller Kummer ihre Wangen gebleicht, und schlaflose Nächte dem lieblichen blauen Auge seinen sonst so überraschenden Glanz geraubt und ihm einen matteren, vielleicht nur um so anziehenderen Schimmer von Melancholie gegeben hatten. Das vollendete Bild fröhlichen Lebens, saß die frische, runde,

roſige Bertha neben ihr. Wie ihre gelblichen Locken mit Mariens dunklen Haaren, ihr rundes friſches Geſichtchen mit den ovalen, ſchärferen Formen ihrer Baſe, wie ihre freundlichen, beweglichen hellbraunen Augen in auffallendem Contraſt ſtanden mit dem ſinnenden, geiſtvollen Blick Mariens: ſo wurde auch jede ihrer raſchen, lebhaften Bewegungen zum Gegenſatz gegen jene ſtille Trauer.

Bertha ſchien ihre roſigſte Laune hervorgeholt zu haben, um ihre Baſe zu tröſten oder doch ihren großen Schmerz zu zerſtreuen. Sie erzählte und ſchwatzte, ſie lachte und ahmte die Geberde und Sprache vieler Leute nach, ſie verſuchte alle jene tauſend kleinen Künſte, womit die Natur ihre fröhliche Tochter ausſtattete; aber wir glauben, daß ſie wenig ausrichtete, denn nur hie und da gleitete ein wehmüthiges, ſchnell verſchwebendes Lächeln über Mariens feine Züge hin.

Endlich ergriff ſie, als gar nichts mehr helfen wollte, ihre Laute, die in der Ecke ſtand. Marie beſaß auf dieſem Inſtrument große Fertigkeit, und Bertha hätte ſich ſonſt nicht ſo leicht bewegen laſſen, vor der Meiſterin zu ſpielen. Doch heute hoffte ſie durch ihr Geklimper wenigſtens ein Lächeln ihrer Baſe zu entlocken. Sie ſetzte ſich mit großem Ernſte nieder und begann:

„Fragt mich Jemand, was iſt Minne?
Wüßt' ich gern auch darum meh(r).
Wer nun recht darüber ſinne,
Sag' mir, warum thut ſie weh?
Minne iſt Liebe, thut ſie wohl;
Thut ſie weh, heißt ſie nicht Minne.
O, dann weiß ich, wie ſie heißen ſoll."

„Wo haſt Du dies alte ſchwäbiſche Liedchen her?“ fragte Marie, die der einfachen Muſik und dem lieblichen Text gern ihr Ohr lieh.

„Nicht wahr, es iſt hübſch? aber es kommt noch viel hübſcher, wenn Du hören willſt,“ antwortete Bertha; „das hat mich in Nürnberg ein Meiſterſänger, Hans Sachs, gelehrt, es iſt übrigens nicht von ihm, ſondern von Walther von der Vogelweide, der wohl vor dreihundert Jahren gelebt und geliebt hat. Höre nur weiter:

Ob ich recht errathen könne,
Was die Minne ſey? ſo ſprecht ja;
Minne iſt zweier Herzen Wonne;
Theilen ſie gleich, ſo iſt ſie da,
Doch — ſoll ungetheilt ſeyn,
So kann ein Herz allein ſie nicht enthalten;
Willſt Du mir helfen, traute Jungfrau mein? —

Nun, haſt Du getheilt, mit dem armen Junker?“ fragte die ſchelmiſche Bertha ihre erröthende Baſe. „Vetter Kraft möchte gerne auch mit mir theilen, einſtweilen kann er aber ſeinen ganzen Part allein tragen. Doch Du wirſt mir wieder ernſt, ich muß ſchon noch ein Liedchen des alten Herrn Walthers ſingen:

Ich weiß nicht, wie es damit geſchah,
Meinem Auge iſt's noch nie geſchehen,
Seit ich ſie in meinem Herzen ſah,
Kann ich ſie auch ohne Augen ſehen;
Da iſt doch ein Wunder mit geſchehen,
Denn wer gab es, daß es ohne Augen
Sie zu aller Zeit mag ſehen?

Wollt Ihr wiſſen, was die Augen ſeyn,
Womit ich ſie ſehe durch alle Land,
Es ſind die Gedanken des Herzens mein,
Damit ſchau ich durch Mauer und Wand,

Und hüten dieſe ſie noch ſo gut,
Es ſchauen ſie mit vollen Augen
Das Herz, der Wille und mein Muth.“

Marie lobte das Lied des Herrn Walther von der Vogelweide als einen guten Troſt beim Scheiden; Bertha beſtätigte es. „Ich weiß noch einen Reim,“ ſagte ſie lächelnd und ſang:

„Und zog ſie auch weit in das Schwabenland,
Seine Augen ſchauen durch Mauer und Wand,
Seine Blicke bohren durch Fels und Stein,
Er ſchaut durch die Alb nach dem Lichtenſtein!“

Als Bertha noch im Nachſpiel zu ihrem Liedchen begriffen war, ging die Gartenpforte; Männertritte tönten den Gang herauf und die Mädchen ſtanden auf, die Erwarteten zu empfangen.

„Herr von Sturmfeder,“ begann Bertha nach den erſten Begrüßungen, „verzeihet doch, daß ich es wagte, Euch in meines Vaters Garten einzuladen; aber meine Baſe Marie wünſcht Euch Aufträge an eine Freundin zu geben. — Nun, und daß wir Andern nicht zu kurz kommen,“ ſetzte ſie zu Herrn Kraft gewandt hinzu, „ſo wollen wir eins plaudern und den Abendtanz von geſtern muſtern.“ Damit ergriff ſie ihres Vetters Hand und zog ihn mit ſich den Gang hinab.

Georg hatte ſich zu Marie auf die Bank geſetzt. Sie lehnte ſich an ſeine Bruſt und weinte heftig. Die ſüßeſten Worte, die er ihr zuflüſterte, vermochten nicht, ihre Thränen zu ſtillen. „Marie,“ ſagte er, „Du warſt ja ſonſt ſo ſtark, wie kannſt Du nun gerade jetzt allen Glauben an ein beſſeres Geſchick, alle Hoffnung aufgeben?“

„Hoffnung?“ fragte sie wehmüthig, „mit unserer Hoffnung, mit unserem Glück ist es für ewig aus.“

„Sieh,“ antwortete Georg, „eben dies kann ich nicht glauben, ich trage die Gewißheit unserer Liebe in mir so innig, so tief, und ich sollte jemals glauben, daß sie untergehen könne?“

„Du hoffst noch? So höre mich ganz an. Ich muß Dir ein tiefes Geheimniß sagen, an dem das Leben meines Vaters hängt. Mein Vater ist so sehr ein bitterer Feind des Bundes, als er ein Freund des Herzogs ist; er ist nicht nur deßwegen hier, um sein Kind heimzuholen; nein, er sucht die Plane des Bundes zu erforschen und mit Geld und Rede zu verwirren. Und glaubst Du, ein so bitterer Gegner des Bundes werde seine einzige Tochter einem Jüngling geben, der durch unser Verderben sich emporzuschwingen sucht? Einem, der sich an Menschen anschließt, die kein Recht, sondern nur Raub suchen?“

„Dein Eifer führt Dich zu weit, Marie,“ unterbrach sie der Jüngling; „Du mußt wissen, daß mancher Ehrenmann in diesem Heere dient!“

„Und wenn dies wäre,“ fuhr jene eifrig fort, „so sind sie betrogen und verführt, wie auch Du betrogen bist.“

„Wer sagt Dir dies so gewiß?“ entgegnete Georg, welcher erröthete, die Partei, die er ergriffen, von einem Mädchen so erniedrigt zu sehen, obgleich er ahnete, daß sie so unrecht nicht habe; „wer sagt Dir dies so gewiß? kann nicht Dein Vater auch verblendet und betrogen seyn? Wie mag er nur mit so vielem Eifer die Sache dieses stolzen, herrschsüchtigen Mannes führen, der seine Edlen ermordet, der seine Bürger in den Staub tritt,

der an seiner Tafel das Mark des Landes verpraßt und seine Bauern verschmachten läßt?"

„Ja, so schildern ihn seine Feinde," antwortete Marie, „so spricht man von ihm in diesem Heere; aber frage dort unten an den Ufern des Neckars, ob sie ihren angestammten Fürsten nicht lieben, wenn gleich seine Hand zuweilen schwer auf ihnen ruht. Frage jene Männer, die mit ihm ausgezogen sind, ob sie nicht freudig ihr Blut für den Enkel Eberhards geben, ehe sie diesem stolzen Herzog von Baiern, diesen räuberischen Edlen, diesen Städtlern ihr Land abtreten." *

Georg schwieg eine Zeitlang nachdenklich; „aber wie entschuldigen denn diese warmen Vertheidiger den Mord des Hutten?" fragte er.

„Ihr sprecht immer von Eurer Ehre," antwortete Marie, „und wollt nicht leiden, daß ein Herzog seine Ehre vertheidige? Hutten ist nicht meuchelmörderisch gefallen, wie seine Anhänger in alle Welt ausgeschrieen haben, sondern im ehrlichen Kampfe, worin der Herzog selbst sein Leben einsetzte. Ich will nicht Alles vertheidigen, was er that; aber man soll nur auch bedenken, daß ein junger Herr, wie der Herzog, von schlechten Räthen umgeben, nicht immer weise handeln kann. Aber er ist gewiß gut, und wenn Du wüßtest, wie mild, wie leutselig er seyn kann!"

„Es fehlt nur noch, daß Du ihn auch den schönen Herzog nennst," sagte Georg bitter lächelnd; „Du wirst reichen Ersatz finden für den armen Georg, wenn er es

* Vergl. Anm. 3.

der Mühe werth hält, mein Bild aus Deinem Herzen zu verdrängen.

„Wahrlich, dieser kleinlichen Eifersucht habe ich Dich nicht fähig gehalten," antwortete Marie, indem sie sich mit Thränen des Unmuths, im Gefühl gekränkter Würde abwandte. „Glaubst Du denn, das Herz eines Mädchens könne nicht auch warm für die Sache ihres Vaterlandes schlagen?"

„Sey mir nicht böse," bat Georg, der mit Reue und Beschämung einsah, wie ungerecht er sey, „gewiß, es war nur Scherz!"

„Und kannst Du scherzen, wo es unser ganzes Lebensglück gilt?" entgegnete Marie; „morgen will der Vater Ulm verlassen, weil der Krieg entschieden ist; wir sehen uns vielleicht lange, lange nicht mehr, und Du magst scherzen? Ach, wenn Du gesehen hättest, wie ich so manche Nacht mit heißen Thränen zu Gott flehte, er möge Dein Herz herüber auf unsere Seite lenken, er möge uns vor dem Unglück bewahren, auf ewig getrennt zu seyn, gewiß Du könntest nicht so grausam scherzen!"

„Er hat es nicht zum Heil gelenkt," antwortete Georg, düster vor sich hinblickend.

„Und sollte es nicht noch möglich seyn?" sprach Marie, indem sie seine Hand faßte und mit dem Ausdruck bittender Zärtlichkeit, mit der gewinnenden Sanftmuth eines Engels ihm ins Auge sah, „sollte es nicht noch möglich seyn? Komm' mit uns, Georg! wie gerne wird der Vater einen jungen Streiter seinem Herzog zuführen! Ein Schwert wiegt viel in solchen Zeiten, sagte er oft, er wird es Dir hoch anschlagen, wenn Du ihm folgst, an

seiner Seite wirst Du kämpfen, mein Herz wird dann nicht zerrissen, nicht getheilt seyn, zwischen jenseits und diesseits; mein Gebet, wenn es um Glück und Sieg fleht, wird nicht zitternd zwischen beiden Heeren irren!"

„Halt' ein!" rief der Jüngling und bedeckte seine Augen, denn der Sieg der Ueberzeugung strahlte aus ihren Blicken, die Gewalt der Wahrheit hatte sich auf ihren süßen Lippen gelagert. „Willst Du mich bereden, ein Ueberläufer zu werden? Gestern zog ich mit dem Heere ein, heute wird der Krieg erklärt und morgen soll ich zu dem Herzog hinüberreiten? Kann Dir meine Ehre so gleichgültig seyn?"

„Die Ehre?" fragte Marie und Thränen entstürzten ihrem Auge; „sie ist Dir also theurer als Deine Liebe? wie anders klang es, als mir Georg ewige Treue schwur! Wohlan! sey glücklicher mit ihr als mit mir! Aber möge Dir, wenn Dich der Herzog von Baiern auf dem Schlachtfeld zum Ritter schlägt, weil Du in unsern Fluren am schrecklichsten gewüthet, wenn er Dir ein Ehrenkettlein umhängt, weil Du Würtembergs Burgen am tapfersten gebrochen, möge Dir der Gedanke Deine Freude nicht trüben, daß Du ein Herz brachst, das Dich so treu, so zärtlich liebte!"

„Geliebte!" antwortete Georg, dessen Brust widerstreitende Gefühle zerrissen, „Dein Schmerz läßt Dich nicht sehen, wie ungerecht Du bist. Doch es sey, daß Du siehest, daß ich den Ruhm, der mir so freundlich winkte, der Liebe zum Opfer zu bringen weiß, so höre mich: Hinüber zu Euch darf ich nicht. Aber ablassen will ich von dem Bunde, möge kämpfen und siegen wer da

will — mein Kampf und Sieg war ein Traum, er ist zu Ende!"

Marie sandte einen Blick des Dankes zum Himmel und belohnte die Worte des jungen Mannes mit süßem Lohne. „O glaube mir," sagte sie, „ich fühle, wie viel Dich dieses Opfer kosten muß. Aber sieh mir nicht so traurig an. Dein Schwert hinunter; wer frühe entsagt, der erntet schön, sagt mein Vater; es muß uns doch einmal die Sonne des Glückes scheinen. Jetzt kann ich getrost von Dir scheiden; denn wie auch der Krieg sich enden mag, Du kannst ja frei vor meinen Vater treten, und wie wird er sich freuen, wenn ich ihm sage, welch schweres Opfer Du gebracht hast!"

Bertha's helle Stimme, die der Freundin ein Zeichen gab, daß der Rathsschreiber nicht mehr zurückzuhalten sey, schreckte die Liebenden auf. Schnell trocknete Marie die Spuren ihrer Thränen und trat mit Georg aus der Laube.

„Vetter Kraft will aufbrechen," sagte Bertha, „er fragt, ob der Junker ihn begleiten wolle?"

„Ich muß wohl, wenn ich den Weg nach Hause nicht verfehlen soll," antwortete Georg; so theuer ihm die letzten Augenblicke vor einer langen Trennung von Marie gewesen wären, so kannte er doch die strenge Sitte seiner Zeit zu gut, als daß er ohne den Vetter, als Landfremder, bei den Mädchen geblieben wäre.

Schweigend gingen sie den Garten hinab, nur Herr Dieterich führte das Wort, indem er in wohlgesetzten Worten seinen Jammer beschrieb, daß seine Base morgen schon Ulm verlassen werde. Aber Bertha mochte in

Georgs Augen geleſen haben, daß ihm noch etwas zu wünſchen übrig bleibe, wobei der uneingeweihte Zeuge überflüſſig war; ſie zog den Vetter an ihre Seite und befragte ihn ſo eifrig über eine Pflanze, die gerade zu ſeinen Füßen mit ihren erſten Blättern aus der Erde ſproßte, daß er nicht Zeit hatte, zu beobachten, was hinter ſeinem Rücken vorgehe.

Schnell benützte Georg dieſen Augenblick, Marien noch einmal an ſein Herz zu ziehen, aber das Rauſchen von Mariens ſchwerem ſeidenen Gewande, Georgs klirrendes Schwert weckten den Rathsſchreiber aus ſeinen botaniſchen Betrachtungen; er ſah ſich um, und o Wunder! er erblickte die ernſte züchtige Baſe in den Armen ſeines Gaſtes.

„Das war wohl ein Gruß an die liebe Baſe in Franken?“ fragte er, nachdem er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte.

„Nein, Herr Rathsſchreiber,“ antwortetete Georg, „es war ein Gruß an mich ſelbſt, und zwar von der, die ich einſt heimzuführen gedenke. Ihr habt doch nichts dagegen, Vetter?“

„Gott bewahre! ich gratulire von Herzen,“ antwortete Herr Dieterich, der von dem ernſten Blick des jungen Kriegsmannes und von Mariens Thränen etwas eingeſchüchtert wurde. „Aber der Tauſend, das heiß' ich veni, vidi, vici; ich ſcherwenzte ſchon ein Vierteljahr um die Schöne, und habe mich kaum eines Blickes erfreuen können. Und heute muß ich nun gar den Marder ſelbſt herausführen, der mir das Täubchen vor dem Mund wegſtiehlt.“

„Verzeihe den Scherz, Vetter, den wir mit Dir machten," fiel ihm Bertha ins Wort, sey vernünftig und laß Dir die Sache erklären." Sie sagte ihm, was er zu wissen brauchte, um gegen Mariens Vater zu schweigen. Durch die freundlichen Blicke Bertha's besänftigt, versprach er zu schweigen, unter der Bedingung, setzte er schalkhaft hinzu, daß sie etwa auch einen solchen Gruß an ihn bestelle.

Bertha verwies ihm, wiewohl nicht allzu strenge, seine unartige Forderung, und fragte ihn neckend an der Gartenthüre noch einmal um die Naturgeschichte des ersten Veilchens, das die Sonne hervorgelockt hatte. Er war gutmüthig genug, eine lange und gelehrte Erklärung darüber zu geben, ohne weder durch Mariens leises Weinen, noch durch Georgs klirrendes Schwert sich unterbrechen zu lassen. Ein dankender Blick Mariens, ein freundlicher Handschlag von Bertha belohnte ihn dafür beim Scheiden, und noch lange wehten die Schleier der schönen Bäschen über den Gartenzaun hin den Scheidenden nach.

VIII.

Im stillen Klostergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beschien sie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

L. Uhland.

Ulm glich in den nächsten Tagen einem großen Lager. Statt der friedlichen Landleute, der geschäftigen

Bürger, die sonst ehrbaren und ruhigen Schrittes ihrem Gewerbe nach durch die Straßen gingen, sah man überall nur wunderliche Gestalten mit Sturmhauben und Eisenhüten, mit Lanzen, Armbrüsten und schweren Büchsen. Statt der Rathsherren, in ihrer einfachen schwarzen Tracht, zogen stolze Ritter, mit wehenden Helmbüschen, ganz mit Stahl bedeckt, begleitet von einer großen Schaar bewaffneter Dienstleute, über die Plätze und Märkte. Noch lebhafter war dies kriegerische Bild vor den Thoren der Stadt; auf einem Anger an der Donau übte Sickingen seine Reiterei, auf einem großen Blachfelde gegen Söflingen hin pflegte Frondsberg sein Fußvolk zu tummeln.

An einem schönen Morgen, etwa drei bis vier Tage, nachdem Marie von Lichtenstein mit ihrem Vater Ulm verlassen hatte, sah man eine ungeheure Menge Menschen aus allen Ständen auf jener Wiese versammelt, um diesen Uebungen Frondsbergs zuzusehen. Sie betrachteten diesen Mann, dem ein so großer Ruf vorangegangen war, vielleicht nicht mit geringerem Interesse als wir, wenn wir die kaiserlichen oder königlichen Söhne des Mars die Dienste eines Feldherrn verrichten sahen. Knüpft sich ja doch gerade an die Person eines ausgezeichneten Führers das Interesse, das dem ganzen Heere gilt, ja wir meinen oft, die Schlachten, von denen uns die Sage oder öffentlichen Blätter erzählen, um so deutlicher zu verstehen, wenn wir uns die Gestalt des Heerführers vor das Auge zurückrufen können.

So mochte es wohl auch damals den Bewohnern von Ulm zu Muth seyn, wenn sie ihre engen Straßen

verließen, um den Mann des Tages in seinem Handwerk zu sehen. Die Geschicklichkeit, mit der er sein Fußvolk, das sonst in zerstreuten Haufen gefochten hatte, zu geschlossenen Massen vereinigte; die Schnelligkeit, womit sie sich nach seinem Winke nach allen Seiten schwenkten oder in furchtbare, von Piken und Donnerbüchsen starrende Kreise zusammenzogen; seine mächtige Stimme, die selbst die Trommeln übertönte, seine erhabene, kriegerische Gestalt, dies alles gewährte ein so neues, anziehendes Bild, daß auch die bequemsten Bürger es nicht scheuten, einen langen Vormittag auf dem Anger zu stehen und dieses Schauspiel zu genießen.

Der Feldhauptmann schien an diesem Morgen noch freundlicher und fröhlicher zu seyn, als sonst. Mochte ihn der warme Antheil, den die guten Ulmer an ihm nahmen, und der auf allen Gesichtern geschrieben stand, erfreuen; mochte ihm hier außen an dem schönen Morgen unter seinen Waffenübungen wohler seyn, als in den engen, kalten Straßen der Stadt — er blickte so freundlich auf die Menge hin, daß jeder glaubte, von ihm besonders beachtet und begrüßt zu werden, und der Ausruf: „ein wackerer Herr! ein braver Ritter!“ jedem seiner Schritte folgte.

Besonders freundlich schien er immer an einer Stelle zu seyn; wenn er vorübersprengte, so durfte man gewiß seyn, daß er dort mit dem Schwert oder der Hand herübergrüßte und traulich nickte.

Die Hintersten stellten sich auf die Zehen, um den Gegenstand seiner freundlichen Winke zu sehen; die Näherstehenden sahen sich fragend an und wunderten sich,

denn keiner der versammelten Bürger schien dieser Auszeichnung würdig. Als Frondsberg wieder vorübersprengte und die Zeichen seiner Gnade wiederholte, gaben wohl hundert Augen recht genau Acht, und es fand sich, daß die Grüße einem großen, schlanken, jungen Manne gelten mußten, der in der vordersten Reihe der Zuschauer stand. Das Wamms von feinem Tuch mit Seidenschlitzen, die hohen Barettfedern, mit welchen der Morgenwind spielte, sein langes Schwert und eine Feldbinde oder Schärpe zeichneten ihn auf den ersten Blick vor seinen Nachbarn aus, die minder geschmückt als er, auch durch untersetztere Figuren und breite Gesichter sich nicht zu ihrem Vortheil von ihm unterschieden.

Der Jüngling schien aber zum Aergerniß der guten Spießbürger nicht sehr erfreut über die hohe Gnade, die ihm vor ihren Augen zu Theil ward. Schon seine Stellung, das Haupt gesenkt, die Arme über die Brust gekreuzt, schien nicht anständig genug für einen feinen Junker, wenn er von einem alten Kriegshelden gegrüßt wurde. Ueberdies erröthete er bei jedem Gruß des Feldhauptmanns, dankte nur durch ein leichtes Neigen, und sah ihm mit so düstern Blicken nach, als gälte es ein langes Scheiden und dieser Gruß wäre der letzte eines lieben Freundes gewesen.

„Ein sonderbarer Kauz der Junker dort," sagte der Obermeister aller Ulmer Weber zu seinem Nachbar, einem wackern Waffenschmied; „ich gäbe mein Sonntagswamms um einen solchen Gruß von dem Frondsberger, und dieser da muckt nicht darüber. Hieße es nicht in der Stadt, was hat der Meister Kohler mit dem Frondsberg?

waren ja neulich mit einander wie zwei Brüder. O, die kennen einander schon lange, hieß es dann, sind gute Freunde von Alters her. Ich kann mich ordentlich ärgern, daß ein so gescheuter und gewaltiger Herr solch einen Laffen all Paternosterlang grüßt."

Der Waffenschmied, ein kleiner, alter Kerl, hatte ihm seinen Beifall zugenickt. „Gott straf' mich, Ihr habt Recht, Meister Kohler! Stehen nicht dort ganz andere Leut', die er grüßen könnte? ist nicht der Herr Bürgermeister auf dem Platz, und steht dort nicht mein Gevatter, der Herr von Besserer, am Eck? Ich wollt' dem Junker den Kopf beugen lernen, wenn ich Herr wäre; aber glaubt mir, der da beugt seinen Nacken nicht, und wenn der Kaiser selbst käme. Er muß auch etwas Rechtes seyn, denn der Rathsschreiber, mein Nachbar, der sonst allen Gästen feind ist, hat ihn in seiner Behausung."

„Der Kraft?" fragte der Weber verwundert, „ei, ei! aber halt, dahinter steckt ein Geheimniß. Das ist gewiß so ein junger Potentat oder gar des Bürgermeisters von Köln sein Sohn, der auch unter dem Heer mitreiten soll. Steht nicht dort des Kraften alter Johann.?"

„Weiß Gott, er ist's!" fiel der Waffenschmied ein, den die Vermuthungen des Webers neugierig gemacht hatten; „er ist's, und ich will ihn beichten lassen, trotz dem Probst von Elchingen." Aber so klein auch der Raum zwischen den beiden Bürgern und dem alten Diener des Kraftischen Hauses war, so konnte doch der Schmied nicht zu ihm durchkommen, so dicht standen die Zuschauer. Endlich drang die gewichtige Miene des

Obermeisters aller Weber durch, denn er war reich und angesehen in der Stadt; er erwischte den alten Johann und zog ihn zu dem Schmied. Doch auch der alte Johann konnte wenig Bescheid geben, er wußte nichts, als daß der Gast ein Herr von Sturmfeder sey; „übrigens muß er nicht weit her seyn," setzte er hinzu, „denn er reitet ein Landpferd und hat keine Dienstleute bei sich; meinem Herrn aber wird der Gast übel bekommen, denn unsere alte Sabine, die Amme, ist wie ein Drache, daß er die Hausordnung stört und ungefragt nur so mir nichts dir nichts ein fremdes Menschenkind mit Stiefeln und Sporen ins Haus schleppt."

„Nichts für ungut," fiel ihm der Obermeister in die Rede, „Euer Herr, Johann, ist ein Narr! die alte Hexe, — Gott verzeih' mir's — hätte ich schon lange auf die Straße geworfen, wo sie hingehört. Hat der Herr doch sein gutes Alter, und soll sich behandeln lassen als läge er noch in den Windeln."

„Ihr habt gut reden, Meister Kohler," antwortete der alte Diener, „aber das versteht Ihr doch nicht recht. Auf die Gasse werfen? Wer soll denn nachher haushalten?"

„Wer?" schrie der erhitzte Weber, „wer? ein Weib soll er nehmen, eine Hausfrau, wie ein anderer Christ und Ulmer Bürger auch; was hat er nöthig als Junggeselle zu leben und allen Mädchen in der Stadt nachzulaufen? Hab' ich ihn nicht neulich angetroffen, wie er meiner Katherine schön gethan hat? Schiff und Geschirr hätte ich ihm mögen an den Kopf werfen, dem gestrengen Herrn; so aber — seine Mutter selig hat manch schönes

Tafelstück bei mir weben lassen, die brave Frau — so mußt' ich meine Mütze abziehen und sagen: „Gehorsamen guten Abend, und was befehlen Euer Wohledlen?“ Daß dich der — “

„Ei, schau einer!“ sagte Johann mit unmuthigem Gesicht; „ich habe immer gedacht, ein Herr wie der Rathsschreiber, mein Herr, könne in allen Ehren mit Eurer Tochter ein Wort wechseln, ohne daß die böse Welt — “

„So? ein Wort wechseln, und Abends nach der Vesperglock im März? Er heirathet sie doch nicht, und meint Ihr, meines Kindes guter Ruf müsse nicht so rein seyn, wie Eures Herrn weiße Halskrause? Das könnt' ich brauchen!“

Der Obermeister hatte während seiner eifrigen Reden den alten Johann an der Brust gepackt und seine Stimme so erhoben, daß die Umstehenden aufmerksam wurden; der Meister Schmied hielt es daher für das Beste, den Erzürnten mit Gewalt wegzuziehen, und er verhütete so zwar weitere Streitigkeiten, doch konnte er nicht verhüten, daß es schon Mittags in der ganzen Stadt hieß: Herr von Kraftens Johann habe noch in seinen alten Tagen eine Liebschaft mit des Obermeisters Töchterlein, und sey von dem erzürnten Vater auf der Wiese darüber zur Rede gestellt worden.

Die Uebungen des Fußvolks waren indeß zu Ende gegangen, das Volk verlief sich, und auch den jungen Mann, der die unschuldige Ursache zu jenem Streit gewesen war, sah man seine Schritte der Stadt zuwenden; sein Gang war langsam und ungleich, sein Gesicht schien bleicher als sonst, seine Blicke suchten noch immer

den Boden oder ſchweiften mit dem Ausdruck von Sehnſucht oder ſtillem Gram nach den fernen blauen Bergen, den Grenzmauern von Würtemberg.

Noch nie hatte ſich Georg von Sturmfeder ſo unglücklich gefühlt, als in dieſen Stunden. Marie war mit ihrem Vater abgereist; ſie hatte ihn noch einmal beſchwören laſſen, ſeinem Verſprechen treu zu ſeyn, und wie unglücklich machte ihn dies Verſprechen! Wohl hatte es ihm damals nicht geringen Kampf gekoſtet, es zu geben; aber der betäubende Schmerz des Abſchieds, der Gram des geliebten Mädchens hatten überwunden. Doch jetzt, wo er mit feſterem Blicke ſeinen Umgebungen, ſeiner Zukunft ins Auge ſah, wie traurig, wie ſchwierig erſchien ihm ſeine Lage! Nichts davon zu ſagen, daß alle ſeine goldenen Träume, alle jene kühnen Hoffnungen von Ruhm und Ehre mit einem Mal verſchwanden; nichts davon zu ſagen, daß auch ſein Ziel, das ſo nahe lag, Marien durch Kriegsdienſte zu verdienen, ungewiß in die Weite hinausgerückt war, — er ſollte auf die Gefahr hin, von Männern, deren Achtung ihm theuer war, verkannt zu werden, dieſe Fahnen verlaſſen, gerade in einem Augenblick, wo man der Entſcheidung entgegenging. Von Tag zu Tag, ſo lange es ihm nur möglich war, verſchob er dieſe Erklärung; wo ſollte er Gründe, wo Worte hernehmen, vor dem alten, tapfern Degen Breitenſtein, ſeinem väterlichen Freunde, ſeinen Abzug zu rechtfertigen? mit welcher Stirne ſollte er vor den edlen Frondsberg treten? Ach, jene freundlichen Grüße, womit er den Sohn ſeines tapfern Waffengenoſſen zu freudigem Kampfe aufzumuntern ſchien, hatten ihn mit

tausend Qualen gefoltert. An seiner Seite war sein Vater gefallen, er hatte gehört, wie der Sterbende den Ruhm seines Namens und sein leuchtendes Beispiel als einziges Erbe dem unmündigen Knaben zusandte; dieser Mann war es, der ihm jetzt so liebevoll die Schranken öffnete, und auch ihm mußte er in so zweideutigem Lichte erscheinen.

Er hatte sich unter diesen trüben Gedanken langsam dem Thore der Stadt genähert, als er sich plötzlich am Arm ergriffen fühlte, er sah sich um, ein Mann, dem Anschein nach ein Bauer, stand vor ihm.

„Was willst Du?" fragte Georg etwas unwillig, in seinen Gedanken unterbrochen zu werden.

„Es kommt darauf an, ob Ihr der rechte seyd," antwortete der Mann. „Sagt einmal, was gehört zu Licht und Sturm?"

Georg wunderte sich ob der sonderbaren Frage und betrachtete jenen genauer. Er war nicht groß, aber kräftig; seine Brust war breit, seine Gestalt gedrungen. Das Gesicht, von der Sonne braun gefärbt, wäre flach und unbedeutend gewesen, wenn nicht ein eigener Zug von List und Schlauheit um den Mund und aus den grauen Augen Muth und Verwegenheit geleuchtet hätten. Sein Haar und Bart war dunkelgelb und gerollt; er trug einen langen Dolch im ledernen Gurt, in der einen Hand hielt er eine Art, in der andern eine runde, niedere Mütze von Leder, wie man sie noch heute bei dem schwäbischen Landvolk sieht.

Während Georg diese flüchtigen Bemerkungen machte, wurden auch seine Züge lauernd beobachtet.

„Ihr habt mich vielleicht nicht recht verſtanden, Herr Ritter," fuhr jener nach kurzem Stillſchweigen fort; „was paßt zu Licht und Sturm, daß es zwei gute Namen gibt?"

„Feder und Stein!" antwortete der junge Mann, dem es auf einmal klar wurde, was unter jener Frage verſtanden ſey; „was willſt Du damit?"

„So ſeyd Ihr Georg von Sturmfeder," ſagte jener, „und ich komme von Marien von —"

„Um Gottes Willen ſey ſtill, Freund, und nenne keinen Namen!" fiel Georg ein, „ſage ſchnell, was Du mir bringſt."

„Ein Brieflein, Junker!" ſprach der Bauer, indem er die breiten, ſchwarzen Kniegürtel, womit er ſeine ledernen Beinkleider umwunden hatte, auflöste und einen Streifen Pergament hervorzog.

Mit haſtiger Freude nahm Georg das Pergament; es waren wenige Worte, mit glänzendſchwarzer Dinte geſchrieben; den Zügen der Schrift ſah man aber an, daß ſie einige Mühe gekoſtet haben mochten, denn die Mädchen von 1519 waren nicht ſo flink mit der Feder, um ihre zärtlichen Gefühle auszudrücken, als die in unſeren Tagen, wo jede Dorfſchöne ihrem Geliebten zum Regiment eine Epiſtel, ſo lang als die dritte St. Johannis, ſchreiben kann. Die Chronik, woraus wir dieſe Hiſtorie genommen, hat uns jene Worte aufbewahrt, welche Georgs gierige Blicke aus den verworrenen Zügen des Pergaments entzifferten:

„Bedenk' Deinen Eid, — Flieh' bei Zeit.
Gott Dein Geleit. — Marie Dein in Ewigkeit."

Es liegt ein frommer, zarter Sinn in dieſen Worten; und wer ſich ein liebendes Herz dazu denkt, wie es mit dieſen Zeilen in die Ferne fliegen möchte, ein Auge voll Zärtlichkeit, umflort von einem Schleier ſtiller Thränen, einen holden Mund, der das Blättchen noch einmal küßt, verſchämte Wangen, die bei dieſem geheimnißvollen Gruße erröthen, — wer dies hinzudenkt, der wird es Georg nicht verargen, daß er einige Augenblicke wie trunken war. Ein freudiger, glänzender Blick, nach den fernen blauen Bergen hin, dankte der Geliebten für ihren tröſtenden Spruch; und wahrlich, er war auch zu keiner andern Zeit nöthiger geweſen, als gerade jetzt, um den geſunkenen Muth des jungen Mannes zu erheben. Wußte er doch, daß ein Weſen, das Theuerſte, was für ihn auf der Erde lebte, ihn nicht verkannte. Der Schluß jener Zeilen erhob ſein Herz zur alten Freudigkeit, er bot dem guten Boten die Hand, dankte ihm herzlich und fragte, wie er zu dieſen Zeilen gekommen ſey.

„Dacht' ich's doch," antwortete dieſer, daß das Blättchen keinen böſen Zauberſpruch enthalten müſſe; denn das Fräulein lächelte ſo gar freundlich, als ſie es mir in die rauhe Hand drückte. Es war vergangenen Mittwoch, als ich nach Blaubeuren kam, wo unſer Kriegsvolk ſtand. Es iſt dort in der Kloſterkirche ein prächtiger Hochaltar, worauf die Geſchichte meines Patrons, des Täufers Johannes vorgeſtellt iſt. Vor ſieben Jahren, als ich in großer Noth und einem ſchmählichen Ende nahe war, gelobte ich alle Jahre um dieſe Zeit eine Wallfarth dahin. So hielt ich es alle Jahre ſeit der Zeit, da mich der Heilige durch ein Wunder von Henkers

Hand errettet hat. Wenn ich nun mein Gebet verrichtet hatte, ging ich allemal zum Herrn Abt, um ihm ein Paar schöne Gänse oder ein Lamm zu bringen, oder was er sonst gerade gerne hat. — Aber ich mache Euch lange Weile mit meinem Geschwätz, Junker?"

„Nein, nein, erzähle nur weiter!" antwortete Georg, „komm, setze Dich zu mir auf jene Bank."

„Das würde sich schön schicken!" entgegnete der Bote, „wenn ein Bauer an des Junkers Seite sitzen wollte, den der Oberfeldhauptmann vor aller Augen so oft gegrüßt hat; erlaubt mir, daß ich mich vor Euch hinstelle."

Georg ließ sich auf einem Steinsitz am Wege nieder, der Bauer aber fuhr, auf seine Art gestützt, in seiner Erzählung fort: „Ich hatte diesmal bei den unruhigen Zeiten wenig Lust zur Wallfarth, aber „gebrochener Eid thut Gott leid," heißt es, und so mußte ich mein Gelübde vollbringen. Wie ich vom Gebet aufstand, um dem Abt zu bringen, was recht ist, sagte mir einer der Pfaffen, daß ich diesmal nicht zu seiner Ehrwürden könne, weil viele Herren und Ritter dort zu Besuch seyen. Ich bestand aber doch darauf, denn der Abt ist ein leutseliger Herr und hätte mir's nicht verziehen, wenn ich ihn nicht heimgesucht hätte. Wenn Ihr je ins Kloster hinaus kommt, so vergesset nicht nach der Treppe zu schauen, die vom Hochaltar zum Dorment führt. Sie geht durch die dicke Mauer, welche die Kirche ans Kloster schließt, und ist lang und schmal. Dort war es, wo mir das Fräulein begegnet ist. Es kommt mir nämlich ein feines Weibsbild mit Brevier und Rosenkranz die Treppe herab entgegen; ich drücke mich an die Wand, um sie vorbei zu lassen,

sie aber bleibt stehen und spricht: „Ei, Hans, woher des Wegs?“

„Woher kennt Euch denn das Fräulein?“ unterbrach ihn Georg.

„Meine Schwester ist ihre Amme und“ —

„Wie, die alte Rose ist Eure Schwester?“ rief der junge Mann.

„Habt Ihr sie auch gekannt?“ sagte der Bote; „ei, seh' doch einer! aber daß ich weiter sage: ich hatte eine große Freude, sie wieder zu sehen, denn ich besuchte meine Schwester häufig in Lichtenstein und habe das Fräulein gekannt, als man sie noch in ihres Vaters Schwertkuppel gehen lehrte. Aber ich hätte sie kaum wieder erkannt, so groß war sie geworden, und die rothen Wangen sind auch weg wie der Schnee am ersten Mai. Ich weiß nicht, wie es ging, aber mich dauerte ihr Anblick in der Seele, und ich mußte fragen, was ihr fehle, und ob ich ihr nicht etwas helfen könne? Sie besann sich eine Weile und sagte dann: ja, wenn Du verschwiegen wärest, Hans, könntest Du mir wohl einen großen Dienst leisten!“ Ich sagte zu, und sie bestellte mich bis nach der Vesper.“

„Aber wie kommt sie nur in das Kloster?“ fragte Georg, „sonst darf ja doch kein Weiberschuh über die Schwelle.“

„Der Abt ist mit ihrem Vater befreundet, und da so viel Volk in Blaubeuren liegt, so ist sie dort besser aufgehoben als im Städtchen, wo es toll genug zugeht. Nach der Vesper, als alles still war, kam sie ganz leise in den Kreuzgang. Ich sprach ihr Muth zu, wie es eben

unſer eins verſteht, da gab ſie mir dies Blättchen und bat mich, Euch aufzuſuchen."

„Ich danke Dir herzlich, guter Hans," ſagte der Jüngling. Aber hat ſie Dir ſonſt nichts an mich aufgetragen?"

„Ja," antwortete der Bote, „mündlich hat ſie mir noch etwas aufgetragen; Ihr ſollt Euch hüten, man habe etwas mit Euch vor."

„Mit mir?" rief Georg, „das haſt Du nicht recht gehört; wer und was ſoll man mit mir vorhaben?"

„Da fragt Ihr mich zuviel," entgegnete jener, „aber wenn ich es ſagen darf, ſo glaube ich, die Bündiſchen. Das Fräulein ſetzte noch hinzu, ihr Vater habe davon geſprochen, und hat nicht der Frondsberg Euch heute zugewinkt und Euch geehrt wie des Kaiſers Sohn, daß ſich jedermann darob verwunderte? Glaubt nur, es hat allemal etwas zu bedeuten, wenn ſolch ein Herr ſo freundlich iſt."

Georg war überraſcht von den richtigen Bemerkungen des ſchlichten Bauers; er entſann ſich auch, daß Mariens Vater tief in die Geheimniſſe der Bundesoberſten eingedrungen ſey und vielleicht etwas erfahren habe, was ſich zunächſt auf ihn beziehe. Aber er mochte ſinnen wie er wollte, ſo konnte er doch nichts finden, was zu dieſer geheimnißvollen Warnung Mariens gepaßt hätte. Mit Mühe riß er ſich aus dieſem Gewebe von Vermuthungen, indem er den Boten fragte, wie er ihn ſo ſchnell gefunden habe?

„Dies wäre ohne Frondsberg ſo bald nicht geſchehen," antwortete er; „ich ſollte Euch bei Herrn Dieterich

von Kraft aufſuchen. Wie ich aber die Straße herein-ging, da ſah man viel Volk auf den Wieſen. Ich dachte, eine halbe Stunde mache nichts aus, und ſtellte mich auch hin, um das Fußvolk zu betrachten. Wahrlich, der Frondsberg hat es weit gebracht! — Nun da war mir's, als hörte ich nahe bei mir Euren Namen nennen, ich ſah mich um, es waren drei alte Männer, die ſprachen von Euch und deuteten auf Euch hin; ich aber merkte mir Eure Geſtalt und folgte Euren Schritten, und weil ich meiner Sache doch nicht ganz gewiß war, ſo gab ich Euch das Räthſel von Sturm und Licht auf."

„Das haſt Du klug gemacht," ſagte Georg lächelnd; „aber komm in mein Haus, daß man Dir etwas zu eſſen reiche; wann kehrſt Du wieder heim?"

Hans bedachte ſich eine Weile, endlich aber ſagte er, indem ein ſchlaues Lächeln um ſeinen Mund zog: „Nichts für ungut, Junker, aber ich habe dem Fräulein verſprechen müſſen, nicht eher von Euch zu weichen, als bis Ihr dem bündiſchen Heer Valet geſagt habt."

„Und dann?" fragte Georg.

„Und dann gehe ich ſtracks nach Lichtenſtein und bringe ihr die gute Nachricht von Euch; wie wird ſie ſich ſehnen! alle Tage ſteht ſie wohl im Gärtchen auf dem Felſen und ſieht ins Thal hinab, ob der alte Hans noch nicht kommt!"

„Die Freude ſoll ihr bald werden," antwortete Georg, „vielleicht reite ich ſchon morgen, und dann ſchreibe ich vorher noch ein Brieflein."

„Aber greifet es doch klug an," ſagte der Bote, „das Pergament darf nicht breiter ſeyn, als jenes, das

ich brachte. Denn ich muß es wieder im Kniegürtel verſtecken. Man weiß nicht, was einem in ſo unruhiger Zeit begegnen kann, und dort ſucht es niemand."

„Es ſey ſo," antwortete Georg, indem er aufſtand. „Für jetzt lebe wohl; um Mittag komme zu Herrn von Kraft, nicht weit vom Münſter. Gib Dich für meinen Landsmann aus Franken aus, denn die Ulmer ſind den Würtembergern nicht grün."

„Sorgt nicht, Ihr ſollt zufrieden ſeyn," rief Hans dem Scheidenden zu. Er ſah dem ſchlanken Jüngling nach und geſtand ſich, daß das holde Pflegkind ſeiner Schweſter keine üble Wahl getroffen habe, wenn auch die roſigen Wangen des Kindes bei der erſten Liebe der Jungfrau etwas von ihren blühenden Farben verloren hatten.

IX.

Was unter dieſer Sonne kann es geben,
Das ich nicht hinzuopfern eilen will,
Wenn Sie es wünſchen? — Fliehen Sie!

Schiller.

Georg war es anfangs bange, wie ſich ſein neuer Bekannter in dem Kraftiſchen Hauſe benehmen werde. Er fürchtete nicht ohne Grund, jener möchte ſich durch ſeine Mundart, durch unbedachte Aeußerungen verrathen, was ihm höchſt unangenehm geweſen wäre; denn, je feſter er bei ſich beſchloſſen hatte, das Bundesheer in den nächſten Tagen zu verlaſſen, um ſo weniger wollte er in Verdacht gerathen, in Verbindung mit Würtemberg zu

stehen. Konnte und durfte er ja doch im schlimmen Falle, wenn der Bote entdeckt wurde, wenn er bekannte, an ihn geschickt worden zu seyn, die Geliebte nicht verrathen. Er wollte umkehren und den Mann aufsuchen, ihn bitten, sich so bald als möglich zu entfernen, aber als er bedachte, daß dieser schon längst von dem Platz ihrer Unterredung sich entfernt haben müsse, daß er indeß zu Kraft kommen könne, schien es ihm gerathener, dahin vorauszueilen, um jenem dort die nöthigen Winke zu geben und ihn vor Unvorsichtigkeit zu warnen.

Und doch, wenn er sich das kühne Auge, die kluge, verschlagene Miene des Mannes ins Gedächtniß rief, glaubte er hoffen zu dürfen, daß Marie, obgleich ihr keine große Wahl übrig blieb, keinem unsicheren Mann diese Botschaft anvertraut habe.

Und wirklich traute er seinem Auge, seinem Ohr kaum, als ihm um Mittag ein Landsmann aus Franken gemeldet und sein Liebesbote hereingeführt ward. Welche Gewalt mußte dieser Mensch über sich haben! Es war derselbe, und doch schien er ein ganz anderer. Er ging gebückt, die Arme hingen schlaff an dem Körper herab, selten schlug er die Augen auf, sein Gesicht hatte einen Ausdruck von Blödigkeit, der Georg ein unwillkürliches Lächeln abnöthigte. Und als er dann zu sprechen anfing, als er ihn in fränkischer Mundart begrüßte, und mit der geläufigen Zunge eines gebornen Franken dem Herrn von Kraft auf seine mancherlei Fragen antwortete, da kam er in Versuchung, an übernatürliche Dinge zu glauben, die Märchen seiner Kindheit stiegen in seinem Gedächtnisse auf, wo ein freundlicher Zauberer oder eine

huldreiche Fee in allerlei Gestalten dem Dienst zweier Liebenden sich widmet und sie glücklich mitten durch das feindselige Schicksal hindurchführt.

Der Zauber war zwar bald gelöst, als er mit dem Boten auf seinem Zimmer allein war, und ihn der gute Schwabe von seiner Persönlichkeit versicherte; aber doch konnte er ihm seine Bewunderung nicht versagen über die Rolle, die er so gut gespielt.

„Glaubt deßhalb nicht minder an meine Ehrlichkeit," antwortete der Bauer, „man wird oft genöthigt, von Jugend auf durch solche Künste sich fortzuhelfen, sie schaden keinem und thun doch dem gut, der sie kann."

Georg versicherte, ihm nicht minder zu trauen als vorher, der Bote aber bat dringend, er möchte doch jetzt auch auf seine Abreise denken, er möchte bedenken, wie sehr sich das Fränlein nach dieser Nachricht sehne, daß er nicht früher heimkehren dürfe, als bis er diese Gewißheit bringen könne.

Georg antwortete ihm, daß er nur noch den Abmarsch des Bundesheeres abwarten wolle, um in seine Heimath zurückzukehren.

„O, da braucht Ihr nicht mehr lange zu warten," antwortete der Bote; „wenn sie morgen nicht aufbrechen, so ist es übermorgen, denn das Land ist offen bis ins Herz hinein. Ich darf Euch trauen, Junker, darum sag' ich Euch dies."

„Ist es denn wahr, daß die Schweizer abgezogen sind?" fragte Georg, „und daß der Herzog keine Feldschlacht mehr liefern kann?"

Der Bote warf einen lauernden Blick im Zimmer umher, öffnete behutſam die Thüre, und als er ſah, daß kein Lauſcher in der Nähe ſey, begann er:

„Herr! ich war bei einem Auftritt, den ich nie vergeſſe, und wenn ich neunzig Jahre alt werde! Schon unterwegs waren mir auf der Alb große Schaaren der heimziehenden Schweizer begegnet; ihre Räthe und Landammänner hatten ſie heimgerufen; bei Blaubeuren ſtanden aber noch über achttauſend Mann, jedoch lauter gute Würtemberger und nichts andres drunter.

„Und der Herzog," unterbrach ihn Georg, „wo war denn dieſer?"

„Der Herzog hatte in Kirchheim zum letztenmal mit den Schweizern unterhandelt, aber ſie zogen ab, weil er ſie nicht bezahlen konnte.[16] Da kam er gen Blaubeuren, wo ſich ſein Landvolk gelagert hatte. Geſtern Morgen wurde durch Trommelſchlag bekannt gemacht, daß ſich bis neun Uhr alles Volk auf den Kloſterwieſen einſtellen ſolle. Es waren viele Männer, die dort verſammelt waren, aber jeder dachte ein und daſſelbe. Seht, Junker! der Herzog Ulerich iſt ein geſtrenger Herr und weiß den Bauer nicht für ſich zu gewinnen. Die Steuern ſind hart, der Jagdfrevel iſt ſcharf und grauſam, am Hof aber wird verpraßt, was man uns genommen hat. Aber wenn ein ſolcher Herr im Unglück iſt, da iſt es gleich ein anderes Ding. Jetzt fiel uns Allen nur ein, daß er ein tapferer Mann und unſer unglücklicher Herzog ſey, dem man das Land mit Gewalt entreißen wollte. Es ging ein Gemurmel unter uns, der Herzog wolle eine Schlacht liefern, und jeder drückte das Schwert feſter in der Hand,

grimmig schüttelten sie ihre Speere und riefen den Bündlern Verwünschungen zu. Da kam der Herzog. —"

„Du sahst den Herzog, Du kennst ihn?" rief Georg neugierig. „O sprich, wie sieht er aus?"

„Ob ich ihn kenne?" sagte der Bote mit sonderbarem Lächeln, „wahrhaftig, ich sah ihn, als es ihm nicht wohl war, mich zu sehen; der Herr ist noch ein junger Mann, wenn es viel ist, ist er zweiunddreißig Jahr. Er ist stattlich und kräftig, und man sieht ihm an, daß er die Waffen zu führen weiß. Augen hat er wie Feuer, und es lebt keiner, der ihm lange hineinschaute. — Der Herzog trat in den Kreis, den das bewaffnete Volk geschlossen hatte, und es war Todtenstille unter den vielen Menschen. Mit vernehmlicher Stimme sprach er, daß er sich, also verlassen, nimmer zu helfen wüßte.[17] Diejenigen, worauf er gehofft, seyen ihm benommen, seinen Feinden sey er ein Spott; denn ohne die Schweizer könne er keine Schlacht wagen. Da trat ein alter, eisgrauer Mann hervor, der sprach: „Herr Herzog! habt Ihr unsern Arm schon versucht, daß Ihr die Hoffnung aufgebt? schaut, diese Alle wollen für Euch bluten; ich habe Euch auch meine vier Buben mitgebracht, hat jeder einen Spieß und ein Messer, und so sind hier viele Tausend; seyd Ihr des Landes so müde, daß Ihr uns verschmäht?" Da brach dem Ulerich das Herz; er wischte sich Thränen aus dem Auge und bot dem Alten seine Hand. „Ich zweifle nicht an Eurem Muth," sprach er mit lauter Stimme. „Aber wir sind unserer zu wenig, so daß wir nur sterben können, aber nicht siegen. Geht nach Haus, Ihr guten Leute, und bleibet mir treu. Ich muß mein

Land verlassen und im bittern Elend seyn. Aber mit Gottes Hülfe hoffe ich auch wieder herein zu kommen.“ So sprach der Herzog, unsere Leute aber weinten und knirschten mit den Zähnen und zogen ab in Trauer und Unmuth.“[18]

„Und der Herzog?“ fragte Georg.

„Von Blaubeuren ist er weggeritten, wohin weiß man nicht. In den Schlössern aber liegt die Ritterschaft, sie zu vertheidigen, bis der Herzog vielleicht andere Hülfe bekommt.“ —

Der alte Johann unterbrach hier den Boten und meldete, daß der Junker auf zwei Uhr in den Kriegsrath beschieden sey, der in Frondsbergs Quartier gehalten werde; Georg war nicht wenig erstaunt über diese Nachricht; was konnte man von ihm im Kriegsrath wollen? Sollte Frondsberg schon ein Mittel gefunden haben, ihn zu empfehlen?

„Nehmt Euch in Acht, Junker,“ sprach der Bote, als der alte Johann das Gemach verlassen hatte, „und bedenkt das Versprechen, das Ihr dem Fräulein gegeben; vor Allem erinnert Euch, was sie Euch sagen ließ: Ihr sollt Euch hüten, weil man etwas mit Euch vorhabe. Mir aber erlaubt, als Euer Diener in diesem Haus zu bleiben; ich kann Euer Pferd besorgen und bin zu jedem Dienst erbötig.“

Georg nahm das Anerbieten des treuen Mannes mit Dank an, und Hans trat auch sogleich in seinen Dienst, denn er band seinem jungen Herrn das Schwert um und setzte ihm das Barrett zurecht. Er bat ihn noch unter der Thüre, seines Schwures und jener Warnung eingedenk zu seyn.

Dem unbegreiflichen Ruf in den Kriegsrath und der sonderbar zutreffenden Warnung Mariens nachsinnend, ging Georg dem bezeichneten Hause zu; man wies ihn dort eine breite Wendeltreppe hinan, wo er in dem ersten Zimmer rechts die Kriegsobersten versammelt finden sollte. Aber der Eingang in dieses Heiligthum ward ihm nicht so bald verstattet; ein alter bärtiger Kriegsmann fragte, als er die Thüre öffnen wollte, nach seinem Begehr, und gab ihm den schlechten Trost, es könne höchstens noch eine halbe Stunde dauern, bis er vorgelassen werde; zugleich ergriff er die Hand des jungen Mannes und führte ihn einen schmalen Gang hindurch, nach einem kleinen Gemach, wo er sich einstweilen gedulden sollte.

Wer je in besorgter Erwartung einsam und allein auf der Marterbank eines Vorzimmers saß, der kennt die Qual, die Georg in jener Stunde auszustehen hatte. Das ungeduldige Herz pocht der Entscheidung entgegen, alle Nerven sind gespannt, das Auge möchte die Thüre durchbohren, das Ohr schärft sich, wenn in der Ferne eine Thüre knarrt, Schritte über den Hausgang rauschen oder undeutliche Stimmen im anstoßenden Zimmer lauter werden. Aber die Thüren haben umsonst getönt, die Schritte, immer näher und näher kommend, gehen vorüber, der ungleiche Ton der Stimmen sinkt zum Geflüster herab. Die Bretter des Fußbodens und die Fenster des Nachbarhauses sind bald gezählt, und schon wieder zeigt der helle Ton der Glocke eine umsonst verlebte halbe Stunde an. Das Ohr begleitet alle Glocken und Uhren der Stadt, bemerkt ihre hohen und tiefen Töne — auch

ſie haben ausgeſchlagen. Man ſteht auf, man macht einen Gang durch das enge Gemach, horch! da geht wieder eine Thüre, gewichtige Schritte kommen den Gang herauf, die Klinke der Thüre bewegt ſich nach ſo langer Zeit wieder.

„Georg von Frondsberg läßt Euch ſeinen Gruß vermelden," ſprach der alte Kriegsmann, der nach ſo langer Zeit wieder zu Georg kam, „es könne vielleicht noch eine Weile dauern; doch ſey dies ungewiß, darum ſollet Ihr hier bleiben. Er ſchickt Euch hier einen Krug Wein zum Veſpern."

Der Diener ſetzte den Wein auf den breiten Fenſterſims des Zimmers, denn ein Tiſch war nicht vorhanden, und verließ das Gemach.

Georg ſah ihm ſtaunend nach; er hätte dies nicht für möglich gehalten; über eine Stunde war ſchon verſchwunden, und noch nicht? Er griff zu dem Wein, er war nicht übel; aber wie konnte ihm in ſeiner traurigen Einſamkeit das Glas munden?

Es iſt ein gewöhnlicher Fehler junger Leute in Georgs Jahren, daß ſie ſich für wichtiger halten als es ihre Stellung in der Welt eigentlich mit ſich bringt. Der gereiftere Mann wird eine Beeinträchtigung ſeiner Würde eher verſchmerzen oder wenigſtens ſein Mißfallen zurückhalten, während der Jüngling, empfindlicher über den Punkt der Ehre, leichter und ſchneller aufbraust. Kein Wunder daher, daß Georg, als er nach zwei tödtlich langen Stunden in den Kriegsrath abgeholt wurde, nicht in der beſten Laune war. Er folgte ſchweigend dem ergrauten Führer, der ihn hieher geleitet hatte, den langen Gang hin.

An der Thüre wandte sich jener um und sagte freundlich: „Verschmäht den Rath eines alten Mannes nicht, Junker, und legt die trotzige, finstere Miene ab; es thut nicht gut bei den gestrengen Herren da drinnen.“

Georg war in dem Augenblick zu wenig Herr über sich, als daß er den wohlgemeinten Rath hätte befolgen können; er dankte ihm durch einen Händedruck, ergriff dann rasch die gewaltige eiserne Thürklinke, und die schwere eichene Zimmerthüre drehte sich ächzend auf.

Um einen großen, schwerfälligen Tisch saßen acht ältliche Männer, die den Kriegsrath des Bundes bildeten. Einige davon kannte Georg. Jörg Truchses, Freiherr von Waldburg, nahm als Oberst-Feldlieutenant den obersten Platz an dem Tische ein, zu beiden Seiten von ihm saßen Frondsberg und Franz von Sickingen, von den Uebrigen kannte er keinen, als den alten Ludwig von Hutten; aber die Chronik hat uns ihre Namen treulich aufbewahrt, es saßen dort noch Christoph Graf zu Ortenberg, Alban von Closen, Christoph von Frauenberg und Diepolt von Stein, bejahrte, im Heere angesehene Männer.

Georg war an der Thüre stehen geblieben, Frondsberg aber winkte ihm freundlich näher zu kommen. Er trat bis an den Tisch und überschaute nun mit dem freien kühnen Blick, der ihm so eigen war, die Versammlung. Aber auch er wurde von den Versammelten beobachtet, und es schien, als fänden sie Gefallen an dem schönen, hochgewachsenen Jüngling, denn mancher Blick ruhte mit Wohlwollen auf ihm, einige nickten ihm sogar freundlich zu.

Der Truchſes von Waldburg hob endlich an: „Georg von Sturmfeder, wir haben uns ſagen laſſen, Ihr ſeyet auf der Hochſchule in Tübingen geweſen; iſt dem alſo?“

„Ja, Herr Ritter,“ antwortete Georg.

„Seyd Ihr in der Gegend von Tübingen genau bekannt?“ fuhr jener fort.

Georg erröthete bei dieſer Frage; er dachte an die Geliebte, die ja nur wenige Stunden von jener Stadt entfernt, auf ihrem Lichtenſtein war; doch er faßte ſich bald und ſagte: „Ich kam zwar nicht viel auf die Jagd, auch habe ich ſonſt die Gegend wenig durchſtreift, doch iſt ſie mir im Allgemeinen bekannt.“

„Wir haben beſchloſſen,“ fuhr Truchſes fort, „einen ſicheren Mann in jene Gegend zu ſchicken, auszukundſchaften, was der Herzog von Würtemberg bei unſerem Anzug thun wird. Es ſoll auch über die Befeſtigung des Schloſſes Tübingen, über die Stimmung des Landvolks in jener Gegend genaue Nachricht eingezogen werden; ein ſolcher Mann kann dem Würtemberger durch Klugheit und Liſt mehr Abbruch thun, als hundert Reiter, und wir haben — Euch dazu auserſehen.“

„Mich?“ rief Georg voll Schrecken.

„Euch, Georg von Sturmfeder; zwar gehört Uebung und Erfahrung zu einem ſolchen Geſchäft, aber was Euch daran abgeht, möge Euer Kopf erſetzen.“

Man ſah dem Jüngling an, daß er einen heftigen Kampf mit ſich kämpfte. Sein Geſicht war bleich, ſein Auge ſtarr, ſeine Lippen feſt zuſammengeklemmt. Die Warnung Mariens war ihm jetzt auf einmal klar; aber

wie fest er auch bei sich beschloß, den Antrag auszuschlagen, wie erwünscht beinahe diese Gelegenheit erschien, um dem Bunde zu entsagen, so kam ihm die Entscheidung doch zu überraschend, er scheute sich, vor den berühmten Männern seinen Entschluß auszusprechen.

Der Truchses rückte ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her, als der junge Mann so lange mit seiner Antwort zögerte: „Nun! wird's bald? warum besinnt Ihr Euch so lange?" rief er ihm zu.

„Verschonet mich mit diesem Auftrage," sagte Georg nicht ohne Zagen; „ich kann, ich darf nicht."

Die alten Männer sahen sich erstaunt an, als trauten sie ihren Ohren nicht. „Ihr dürft nicht? Ihr könnt nicht?" wiederholte Truchses langsam, und eine dunkle Röthe, der Verbote seines aufsteigenden Zornes, lagerte sich auf seine Stirne und um seine Augen.

Georg sah, daß er sich in seinen Ausdrücken übereilt habe; er sammelte sich und sprach mit freierem Muthe: „Ich habe Euch meine Dienste angeboten, um ehrlich zu fechten, nicht aber um mich in Feindesland zu schleichen und hinterrücks nach seinen Gedanken zu spähen. Es ist wahr, ich bin jung und unerfahren, aber so viel weiß ich doch, um mir von meinen Schritten Rechenschaft geben zu können; und wer von Euch, der Vater eines Sohnes ist, möchte ihm zu seiner ersten Waffenthat rathen, den Kundschafter zu machen?"

Der Truchses zog die dunkeln, buschigen Augenbraunen zusammen und schoß einen durchdringenden Blick auf den Jüngling, der so kühn war, anderer Meinung zu seyn als er. „Was fällt Euch ein, Junker!"

rief er, „Eure Reden helfen Euch jetzt zu nichts, es handelt sich nicht darum, ob es sich mit Eurem kindischen Gewissen verträgt, was wir Euch auftragen; es handelt sich um Gehorsam, wir wollen es, und Ihr müßt!“

„Und ich will nicht!“ entgegnete ihm Georg mit fester Stimme. Er fühlte, daß mit dem Zorn über Waldburgs beleidigenden Ton sein Muth von Minute zu Minute wachse, er wünschte sogar, der Truchses möchte noch weiter in seinen Reden fortfahren, denn jetzt glaubte er sich jeder Entscheidung gewachsen.

„Ja freilich, freilich!“ lachte Waldburg in bitterm Grimm, „das Ding hat Gefahr, so allein in Feindesland herumzureiten. Ha! ha! da kommen die Junker von Habenichts und Binnichts und bieten mit großen Worten und erhabenen Gesichtern ihren Kopf und ihren tapfern Arm an, und wenn es drauf und dran kommt, wenn man etwas von ihnen haben will, so fehlt es an Herz. Doch Art läßt nicht von Art, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm — und wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren.“

„Wenn dies eine Beleidigung für meinen Vater seyn soll,“ antwortete Georg erbittert, „so sitzen hier Leute, die ihm bezeugen können, daß er in ihrem Gedächtnisse als ein Tapferer lebt. Ihr müßt viel gethan haben in der Welt, daß Ihr Euch herausnehmt, auf andere so tief herabzusehen!“

„Soll ein solcher Milchbart mir vorschreiben, was ich reden soll?“ unterbrach ihn Waldburg, „was braucht es da das lange Schwatzen; ich will wissen, Junkerlein,

ob Ihr morgen Euer Pferd ſatteln und Euch nach unſern Befehlen richten wollt oder nicht?"

„Herr Truchſes," antwortete Georg mit mehr Ruhe als er ſich ſelbſt zugetraut hatte, „Ihr habt durch Eure ſcharfen Reden nichts gezeigt, als daß Ihr wenig wißt, wie man mit einem Edelmann, der dem Bunde ſeine Dienſte anbot, wie man mit dem Sohn eines tapfern Vaters ſprechen müſſe. Ihr habt aber als Oberſter dieſes Rathes im Namen des Bundes zu mir geſprochen und mich ſo tief beleidigt, als ob ich Euer ärgſter Feind wäre; darum kann ich nichts thun, als, wie Ihr ſelbſt befehlt, mein Roß ſatteln, aber gewiß nicht zu Eurem Dienſt. Es iſt mir nicht länger Ehre, dieſen Fahnen zu folgen, nein, ich ſage mich los und ledig von Euch für immer; gehabt Euch wohl!"

Der junge Mann hatte mit Nachdruck und Feſtigkeit geſprochen, und wandte ſich, zu gehen.

„Georg," rief Frondsberg, indem er aufſprang, „Sohn meines Freundes! — "

„Nicht ſo raſch, Junker!" riefen die Uebrigen und warfen mißbilligende Blicke auf Waldburg; aber Georg war, ohne ſich umzuſehen, aus dem Gemach geſchritten, die eiſerne Klinke ſchlug klirrend ins Schloß und die gewaltigen Flügel der eichenen Pforte lagerten ſich zwiſchen ihn und den wohlmeinenden Nachruf der beſſer geſinnten Männer; ſie ſchieden Georg von Sturmfeder auf ewig von dem ſchwäbiſchen Bunde.

X.

O wenn die Nacht des Grames dich umschlinget,
Mit schwerem Leid dein wundes Herz oft ringet,
Wenn nur der Stern, der nach der Sonne stehet,
Der Liebe Stern in dir nicht untergehet.

P. Conz.

Georg fühlte sich leichter, als er auf seinem Zimmer über das Vorgefallene nachdachte. Jetzt war ja entschieden, was zu entscheiden er so lange gezögert hatte, entschieden auf eine Weise, wie er sie besser nicht hätte wünschen können. So hatte er jetzt einen guten Grund, das Heer sogleich zu verlassen, und der Oberst-Feldlieutenant mußte die Schuld sich selbst beimessen.

Wie schnell hatte sich doch alles in den vier Tagen gewendet; wie verschieden waren die Gesinnungen, mit denen er in diese Stadt einzog, von denen, die ihn aus ihren Mauern hinaustrieben! Damals, als der Donner der Geschütze, der feierliche Klang aller Glocken, die lockenden Töne der Trompeten ihn begrüßten, wie schlug da sein Herz dem Kampf entgegen, um Marien zu verdienen! Und als er das erste Mal vor jenen Frondsberg geführt wurde, wie erhebend war der Gedanke, unter den Augen dieses Mannes zu streiten, aus seinem Munde sich Ruhm zu erwerben! — Und wie erkaltete bald darauf sein Eifer, als der Bund in seinen Augen jenen Glanz verlor, mit welchem ihn seine jugendliche Phantasie umgeben hatte; wie schämte er sich, sein Schwert für die zu ziehen, die nur von Eigennutz und Habgier getrieben, das schöne Land sich zur Beute ausersehen hatten! Wie schrecklich war ihm der

Gedanke, Marie und die Ihrigen auf der feindlichen Seite zu wissen, treuergeben dem unglücklichen Fürsten, den auch er aus seinen Grenzen jagen helfen sollte? Um eine solche Sache sollte er jenes theure Herz brechen, das unter jedem Wechsel treu für ihn schlug? „Nein! du hast es wohl mit mir gemeint," sprach er, indem sein Auge dem Strahl der Abendsonne, der durch die runden Scheiben hereinfiel, hinauf zu dem blauen Himmel folgte; „du hast es wohl mit mir gemeint; was jedem andern, der heute an meiner Stelle stand, zum Verderben gewesen wäre, hast du für mich zum Heil gelenkt!" Jene Heiterkeit, die, seit er wußte, wie furchtbar sich das Geschick zwischen ihn und die Geliebte stellte, einem trüben Ernst gewichen war, kehrte wieder auf seine Stirne, um seinen Mund zurück; er sang sich ein frohes Lied, wie in seinen frohesten Augenblicken. —

Erstaunt betrachtete ihn der eintretende Herr von Kraft. „Nun, das ist doch sonderbar," sagte er; „ich eile nach Haus, um meinen Gast in seinem gerechten Schmerz zu trösten, und finde ihn so fröhlich wie nie; wie reime ich das zusammen?"

„Habt Ihr noch nie gehört, Herr Dieterich," entgegnete Georg, der für gerathener hielt, seine Fröhlichkeit zu verbergen, „habt Ihr nie gehört, daß man auch aus Zorn lachen und im Schmerz singen kann?"

„Gehört hab' ich es schon, aber gesehen nie bis zu diesem Augenblick," antwortete Kraft.

„Nun, und Ihr habt also auch schon von der verdrießlichen Geschichte gehört?" fragte Georg, „man erzählt es sich gewiß schon auf allen Straßen?"

„O nein," antwortete der Rathsschreiber, „man weiß nirgends etwas davon, man hätte ja zugleich Eure geheime Sendung nach Würtemberg damit ausposaunen müssen. Nein, ich habe, Gott sey Dank, so meine eigenen Quellen, und erfahre manches noch in der Stunde, wo es gethan oder gesprochen wurde. Aber nehmt mir's nicht übel, Ihr habt da einen dummen Streich gemacht!"

„So," antwortete Georg lächelnd, „und warum denn?"

„Bot sich Euch nicht die schönste Gelegenheit, Euch auszuzeichnen? Wem wären die Bundesobersten mehr Dank schuldig, als —"

„Sagt es nur heraus," unterbrach ihn Georg, — „als dem Kundschafter in des Feindes Rücken. Es ist nur schade, daß mein Vater und die Ehre meines Namens mich vor und nicht hinter den Feind bestimmt haben, es sey denn, daß er vor mir fliehe."

„Dies sind Bedenklichkeiten, die ich nicht bei Euch gesucht hätte; wahrlich, wenn ich so bekannt in jener Gegend wäre, wie ihr, man hätte es mir nicht zweimal sagen dürfen."

„Ihr habt hier zu Land vielleicht andere Grundsätze über diesen Punkt," sagte Georg nicht ohne Spott, „als wir in unserem Franken; das hätte Truchses von Waldburg bedenken und einen Ulmer schicken sollen."

„Ihr bringt mich da eben recht noch auf etwas anderes; der Oberst-Feldlieutenant! wie habt Ihr ihn Euch so zum Feinde machen mögen? denn daß dieser Euch das Geschehene in seinem Leben nicht verzeiht, dürft Ihr gewiß seyn."

„Das ist mein geringster Kummer!“ antwortete Georg, „aber eines thut mir weh, daß ich den Uebermüthigen, der schon meinem Vater Böses gethan, wo er konnte, nicht vor meine Klinge stellen und ihm zeigen kann, daß der Arm nicht so ganz zu verachten ist, den er heute von sich gestoßen hat.“

„Um Gottes willen,“ fiel Kraft ein, „sprecht nicht so laut, er könnte es hören; überhaupt müßt Ihr Euch sehr zusammen nehmen, wenn Ihr ferner im Heere unter ihm dienen wollt.“

„Ich will den Herrn Truchses von meinem verhaßten Anblick bald befreien; so Gott will, habe ich die Sonne zum letzten Mal in Ulm untergehen sehen.

„So wäre es wahr,“ fragte Herr von Kraft mit Staunen, „was man noch dazu setzte und was ich nicht glauben konnte: Georg von Sturmfeder will wegen dieser Kleinigkeit unsere gute Sache verlassen?“

„Verletzung der Ehre ist nirgends eine Kleinigkeit,“ antwortete Georg ernst, „am wenigsten bei einem Stand wie der unsrige; was aber Eure gute Sache betrifft, so habe ich nachgerade eingesehen, daß ich weder für eine gute Sache noch für eine gute Meinung, sondern für ein paar große Herren und für ein paar Mauern voll Spießbürger mich schlagen sollte.“

Der unangenehme Eindruck, den besonders die letzten Worte auf den Rathsschreiber machten, entging ihm nicht, er fuhr daher, indem er seine Hand ergriff und drückte, ruhiger fort: „Nehmt mir meine scharfen Worte nicht übel, mein freundlicher Wirth! weiß Gott, ich habe Euch nicht damit beleidigen wollen; aber aus Eurem

eigenen Munde habe ich die Gesinnungen und Zwecke der verschiedenen Parteien in diesem Heere erfahren; schreibt es Euch selbst zu, wenn ich meinen eignen Weg einschlage, da Ihr mir die Binde von den Augen genommen habt."

„Ihr habt so Unrecht gerade nicht, guter Junker! es wird bunt hergehen, wenn die Herren erst das schöne Land da drüben unter sich theilen. Aber da habe ich gedacht, es gehe ja in einem hin, Ihr könntet Euch auch Euer Scherflein dabei verdienen. Man sagt, Ihr dürft es mir aber nicht übel nehmen, Euer Haus sey etwas herabgekommen, da meinte ich — "

„Nichts davon!" fiel Georg rasch ein, gerührt von der Gutmüthigkeit seines Gastfreundes; „das Haus meiner Väter zerfällt, unsere Thore hängen auf gebrochenen Angeln, auf der Zugbrücke wächst Moos und auf dem hohen Wartthurm hausen Eulen. In fünfzig Jahren steht vielleicht noch ein Thurm oder ein Mäuerchen und erinnert den Wanderer, daß hier einst ein ritterliches Geschlecht hauste. Aber wenn auch die morschen Mauern über mir zusammenstürzen und den letzten meines Stammes unter ihren Trümmern begraben, niemand soll von mir sagen: ich habe für ungerechtes Gut das Schwert meines Vaters gezogen."

„Jeder nach seiner Weise;" antwortete Dieterich, „es klingt dies alles recht schön, aber ich für meinen Theil würde mir schon etwas gefallen lassen, um mein Haus anständig und wohnlich wieder herzustellen. — Möget Ihr übrigens Euern Entschluß ändern oder nicht, auf jeden Fall hoffe ich, werdet Ihr es Euch noch einige Tage bei mir gefallen lassen."

„Ich erkenne Eure Güte," antwortete Georg, „aber Ihr seht, daß ich unter den gegenwärtigen Umständen nichts mehr in dieser Stadt zu thun habe. Ich gedenke mit Anbruch des Morgens zu reiten."

„Nun, und kann man Euch Grüße mitgeben?" sagte der Rathsschreiber mit überaus schlauem Lächeln; „Ihr reitet doch den nächsten Weg nach Lichtenstein?"

Der junge Mann erröthete bis in die Stirne hinauf. Es war zwischen ihm und seinem Gastfreund seit Mariens Abreise dieser Gegenstand noch nicht zur Sprache gekommen, um so mehr überraschte ihn jetzt die schlaue Frage seines Gastfreundes. „Ich sehe," sagte er, „daß Ihr mich noch immer falsch verstehet. Ihr glaubet, ich habe dem Bunde nur deßwegen den Rücken zugewandt, um mich an die Feinde anzuschließen? Wie mögt Ihr nur so schlimm von mir denken!"

„Ach, geht mir doch!" entgegnete der kluge Rathsschreiber, „niemand anders als mein retzendes Bäschen hat Euch von uns abwendig gemacht. Ihr hättet wohl zu allem, was der Bund gethan, ein Auge zugedrückt, wenn der alte Lichtenstein auch mitgemacht hätte; nun er auf der andern Seite steht, glaubt Ihr auch schnell umsatteln zu müssen!"

Georg mochte sich vertheidigen wie er wollte, der Rathsschreiber war zu fest von seiner eigenen Klugheit überzeugt, als daß er sich diese Meinung hätte ausreden lassen. Er fand diesen Schritt auch ganz natürlich und sah nichts böses oder unehrliches darin. Mit einem herzlichen Gruß an die Base in Lichtenstein verließ er das Zimmer seines Gastes. Doch auf der Schwelle

wandte er sich noch einmal um. „Fast hätte ich das Wichtigste vergessen," sagte er; „ich begegnete Georg von Frondsberg auf der Straße; er läßt euch bitten, heute Abend noch zu ihm in sein Haus zu kommen."

Georg hatte sich zwar selbst vorgestellt, daß ihn Frondsberg nicht ohne Abschied werde ziehen lassen, und doch war ihm bange vor dem Anblick dieses Mannes, der es so gut mit ihm gemeint und dessen freundliche Plane er so schnell durchkreuzt hatte. Er schnallte unter den Gedanken an diesen schweren Gang sein Schwert um und wollte eben seinen Mantel zurecht legen, als ein sonderbares Geräusch von der Treppe her seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Schwere Tritte vieler Menschen näherten sich seiner Thüre, er glaubte Schwerter und Hellebarden auf dem Estrich seines Vorsaals klirren zu hören. Er machte schnell einige Schritte gegen die Thüre, um sich von dem Grund seiner Vermuthung zu überzeugen.

Aber noch ehe er die Thüre erreicht hatte, ging diese auf; das matte Licht einiger Kerzen ließ ihn mehrere bewaffnete Kriegsknechte sehen, die seine Thüre umstellt hatten. Jener alte Kriegsmann, der ihn heute vor dem Kriegsrath empfangen hatte, trat aus ihrer Mitte hervor.

„Georg von Sturmfeder!" sprach er zu dem Jüngling, der mit Staunen zurücktrat, „ich nehme Euch auf Befehl eines hohen Bundesrathes gefangen."

„Mich? gefangen?" rief Georg mit Schrecken. „Warum? wessen beschuldigt man mich denn?"

„Das ist nicht meine Sache," antwortete der Alte mürrisch, „doch wird man Euch vermuthlich nicht lange

in Ungewißheit laſſen. Jetzt aber ſeyd ſo gut und reicht mir Euer Schwert und folget mir auf das Rathhaus.“

„Wie? Euch ſoll ich mein Schwert geben?“ entgegnete der junge Mann mit dem Zorn beleidigten Stolzes; „wer ſeyd Ihr, daß Ihr mir meine Waffen abfordern könnet? da muß der Rath ganz andere Leute ſchicken als Euch, ſo viel verſtehe ich auch von Eurem Handwerk!“

„Um Gottes Willen, gebt doch nach!“ rief der Rathsſchreiber, der ſich bleich und verſtört an ſeine Seite gedrängt hatte; „gebt nach! Widerſtand kann Euch wenig nützen; Ihr habt es mit dem Truchſes zu thun,“ flüſterte er heimlicher; „das iſt ein böſer Feind, bringt ihn nicht noch ärger gegen Euch auf.“

Der alte Kriegsmann unterbrach die Einflüſterungen des Rathsſchreibers. „Es iſt wahrſcheinlich das erſte Mal, Junker,“ ſagte er, „daß Ihr in Haft genommen werdet, deßwegen verzeihe ich Euch gern die unziemlichen Worte gegen einen Mann, der oft in einem Zelt mit Eurem Vater ſchlief. Euer Schwert mögt Ihr immerhin behalten; ich kenne dieſen Griff und dieſe Scheide und habe den Stahl, den ſie verſchließt, manchen rühmlichen Kampf ausfechten ſehen. Es iſt löblich, daß Ihr viel darauf haltet und es nicht in jede Hand kommen laſſen möget. Aber aufs Rathhaus müßt Ihr mit, denn es wäre thöricht, wenn Ihr der Gewalt Trotz bieten wolltet.“

Der Jüngling, dem Alles wie ein Traum erſchien, ergab ſich ſchweigend in ſein Schickſal; er trug dem Rathſchreiber heimlich auf, zu Frondsberg zu gehen und

dieſen von ſeiner Gefangenſchaft zu unterrichten. Er wickelte ſich tiefer in ſeinen Mantel, um auf der Straße bei dieſem unangenehmen Gang nicht erkannt zu werden, und folgte dem ergrauten Führer und ſeinen Landsknechten.

XI.

Die Eiſenthür geht auf, des Kerkers ſchwarze Wand
Erhellt ein blaſſer Schein, er höret jemand gehen
Und ſtemmt ſich auf, und ſieht —

Wieland.

Der Trupp, den Gefangenen in der Mitte, bewegte ſich ſchweigend dem Rathhaus zu. Nur eine einzige Fackel leuchtete ihnen voran, und Georg dankte dem Himmel, daß ſie nur ſparſame Helle verbreitete; denn er glaubte, alle Menſchen, die ihm begegneten, müßten es ihm anſehen, daß er ins Gefängniß geführt werde. Nächſt dieſem beſchäftigte ihn unterwegs vorzüglich ein Gedanke: es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er in ein Gefängniß geführt wurde, er dachte daher nicht ohne Grauen an einen feuchten, unreinlichen Kerker; das Burgverließ in ſeinem alten Schloſſe, das er als Knabe einmal beſucht hatte, kam ihm immer vor das Auge; er war einigemal im Begriff, ſeinen Führer darüber zu befragen, doch drängte der Gedanke, man möchte es für kindiſche Furcht anſehen, ſeine Frage immer wieder zurück.

Nicht wenig war er daher überraſcht, als man ihn in ein geräumiges, ſchönes Zimmer führte, das zwar nicht ſehr wohnlich ausſah, denn es enthielt nur eine

leere Bettstelle und einen ungeheuern Kamin, aber in Vergleichung mit den Bildern seiner Phantasie eher einem Prunkgemach als einem Gefängniß glich. Der alte Kriegsmann wünschte dem Gefangenen gute Nacht und zog sich mit seinen Knechten zurück; ein kleiner, hagerer, ältlicher Mann trat ein; der große Schlüsselbund, welcher an seiner Seite hing und jeden seiner Schritte wie mit Kettengerassel bezeichnete, gab ihn als den Rathhausdiener oder Schließer kund. Er legte schweigend einige große Scheite Holz ins Kamin, und bald loderte ein behagliches Feuer auf, das dem jungen Mann in der kalten Märznacht sehr zu Statten kam. Auf die Bretter der breiten, leeren Bettstelle breitete der Schließer eine große, wollene Decke, und das erste Wort, das Georg aus seinem Munde hörte, war die freundliche Einladung an den Gefangenen, sichs bequem zu machen. Die harten Bretchen, nur mit einer dünnen Decke überlegt, mochten nun freilich nicht sehr einladend aussehen, doch lobte Georg die Bemühungen des Alten und sein Gefängniß.

„Das ist halt die Ritterhaft;“ belehrte ihn der Schließer, „die für den gemeinen Mann ist unter der Erde und nicht so schön, doch dafür desto besuchter.“

„Hier war wohl seit langer Zeit niemand?“ fragte Georg, indem er das öde Gemach musterte.

„Der letzte war vor sieben Jahren ein Herr von Berger, er ist in jenem Bett verschieden; Gott sey seiner armen Seele gnädig! Es schien ihm aber hier zu gefallen, denn er ist schon in mancher Mitternacht aus seinem Grab herauf gestiegen, um sein altes Zimmer zu besuchen.“

„Wie?“ sagte Georg lächelnd, „hieher soll er sich nach seinem Tode noch bemüht haben?“

Der Schließer warf einen scheuen Blick in die Ecken des Zimmers, die von dem unruhigen Flackern des Kaminfeuers kaum erhellt, sich bald vor-, bald zurückzudrängen schienen; er legte das Holz zurecht und brummte: „man spricht so mancherlei.“

„Und auf jener Decke ist er verschieden?“ rief Georg, den bei allem jugendlichen Muth doch ein unwillkürlicher Schauder überlief.

„Ja, Herr!“ flüsterte der Schließer leise, „dort auf jener Decke ist er abgefahren; Gott gebe, daß es nicht tiefer als ins Fegfeuer ging! Wir nennen deßwegen die Decke nur das Leichentuch, das Zimmer aber heißt des Ritters Todtenkammer!“ Mit leisen Schritten, als fürchte er, durch jeden Laut den Todten zu erwecken, schlich er aus dem Gemach, desto vernehmlicher rauschten außen seine Schlüssel in dem Thürschloß, als feierten sie seinen Triumph, einem gräulichen Spuk entflohen zu seyn.

„Also auf dem Leichentuch in des Ritters Todtenkammer!“ dachte Georg und fühlte, wie sein Herz lauter pochte. Man hatte zwar damals das menschliche Gemüth noch nicht wie in unsern Tagen durch eigene Gespenster- und Schauerbücher für das Grauenhafte empfänglich gemacht; doch hatten Ammen und alte Knechte hinlänglich dafür gesorgt, den Geist des Junkers Georg mit diesem reichlich wuchernden Unkraut anzupflanzen.

Er war daher unschlüssig, ob er sich auf das Leichentuch legen sollte oder nicht? Aber er sah keinen

Stuhl, keine Bank in der ganzen Todtenkammer, der Boden, mit Backsteinen zierlich ausgelegt, war noch kälter als das kalte, feuchte Leichentuch; er begann sich dieser Untersuchungen, dieses Zögerns zu schämen, und bald nahm ihn das gastliche Lager des Verstorbenen auf.

Auch das härteste Lager ist weich für den, der mit gutem Gewissen zur Ruhe geht. Georg hatte sein Nachtgebet gesprochen und war bald entschlummert. Aber aus dem Leichentuch stiegen wunderliche Träume auf und lagerten sich bange über den jungen Mann; er sah deutlich, wie der alte Schließer zu dem Schlüsseloch hereinguckte und sich segnete, daß er auf der andern Seite der Thüre stehe, denn in der Todtenkammer begann es recht unheimlich zu werden. Es fing an, wunderlich umher zu rauschen, auf den Backsteinen schlurften alte Sohlen in häßlichen Tönen; Georg glaubte zu träumen, er ermannte sich, er horchte, er horchte wieder, aber es war keine Täuschung; schwere Tritte tönten im Gemach. Jetzt wurde das Feuer heller angeschürt; der ungewisse Schein der Flamme spielte um eine große, dunkle Gestalt; sie bewegte sich, der Weg vom Kamin zum Bette war gar nicht weit. Die Schritte kommen näher, das Leichentuch wird angefaßt und geschüttelt; Georg, von unabwendbarer Furcht befallen, drückt die Augen zu, aber als die Decke gerade neben seinem Haupte gefaßt wurde, als eine kalte, schwere Hand sich auf seine Stirne legte, da riß er sich los aus seiner Angst, er sprang auf und maß mit ungewissen Blicken jene dunkle Gestalt, die jetzt dicht vor ihm stand; hell flackerten die Flammen

im Kamine, sie beleuchteten die wohlbekannten Züge Georgs von Frondsberg.

„Ihr seyd es, Herr Feldhauptmann?“ rief Georg, indem er freier athmete und seinen Mantel zurecht legte, um den Ritter nach Würde zu empfangen.

„Bleibt, bleibt,“ sagte jener und drückte ihn sanft auf sein Lager nieder; ich setze mich zu Euch auf das Bett und wir plaudern noch ein Halbstündchen, denn es ist auf allen Glocken erst neun Uhr, und in Ulm schläft noch niemand, als dieser Sprudelkopf, dem man zur Abkühlung heute Nacht recht hart gebettet hat.“ Er faßte Georgs Hand, und setzte sich zu seinen Füßen auf das Bett.

„O, wie kann ich diese milde Nachsicht verdienen!“ sprach Georg, „stehe ich nicht in Euren Augen als ein Undankbarer da, der Euer Wohlwollen zurückstößt, und was Ihr gütig für ihn angesponnen, mit rauher Hand zerreißt?“

„Nein, mein junger Freund!“ antwortete der freundliche Mann, „Du stehst vor meinen Augen als der ächte Sohn deines Vaters; gerade so schnell fertig mit Lob und Tadel, mit Entschluß und Rede war er; daß er ein Ehrenmann dabei war, weiß ich wohl, aber ich weiß auch, wie unglücklich ihn sein schnelles Aufbrausen, sein Trotz, den er für Festigkeit ausgab, machten.“

„Aber sagt selbst, edler Herr!“ entgegnete Georg, „konnte ich heute anders handeln? Hatte mich nicht der Truchses aufs Aeußerste gebracht?“

„Du konntest anders handeln, wenn Du die Weise und Art dieses Mannes beachtetest, welche sich Dir

letzthin schon kund gab. Auch hättest Du denken können, daß Leute genug da waren, die Dir kein Unrecht geschehen ließen. Du aber schüttetest das Kind mit dem Bade aus, und liefst weg."

„Das Alter soll kälter machen," erwiederte der junge Mann, „aber in der Jugend hat man heißes Blut; ich kann alles ertragen, Härte und Strenge, wenn sie gerecht sind und meine Ehre nicht kränken. Aber kalter Spott, Hohn über das Unglück meines Hauses kann mich zum wüthenden Wolf machen. Wie kann ein so hoher Mann nur Freude daran haben, einen so zu quälen?"

„Auf diese Art äußert sich immer sein Zorn," belehrte ihn Frondsberg; je kälter und schärfer er aber von außen ist, desto heißer kocht in ihm die Wuth. Er war es, der auf den Gedanken kam, Dich nach Tübingen zu senden, theils weil er sonst keinen wußte, theils auch, um das Unrecht, das er Dir angethan, wieder gut zu machen. Denn in seinem Sinne war diese Sendung höchst ehrenvoll. Du aber hast ihn durch Deine Weigerung gekränkt und vor dem Kriegsrath beschämt."

„Wie?" rief Georg, „der Truchses hat mich vorgeschlagen? So kam also jene Sendung nicht von Euch?"

„Nein," gab ihm der Feldhauptmann mit geheimnißvollem Lächeln zur Antwort; „nein! ich habe ihm sogar mit aller Mühe abgerathen, Dich zu senden; aber es half nichts, denn die wahren Gründe konnte ich ihm doch nicht sagen. Ich wußte, ehe Du eintratst, daß Du Dich weigern würdest, dies Amt anzunehmen. — Nun,

reiße doch die Augen nicht so auf, als wolltest Du mir durch das lederne Koller ins Herz hinein schauen. Ich weiß allerlei Geschichten von meinem jungen Trotzkopf da!"

Georg schlug verwirrt die Augen nieder. „So kamen Euch die Gründe nicht genügend vor, die ich angab?" sagte er; was wollt ihr denn so Geheimnißvolles von mir wissen?"

„Geheimnißvoll? nun so gar geheimnißvoll ist es gerade nicht; denn merke für die Zukunft: wenn man nicht verrathen seyn will, so muß man weder bei Abendtänzen sich geberden, wie einer, der vom Sankt Veitstanz befallen ist, noch Nachmittags um drei Uhr zu schönen Mädchen gehen. Ja, mein Sohn, ich weiß allerlei," setzte er hinzu, indem er lächelnd mit dem Finger drohte, „ich weiß auch, daß dieses ungestüme Herz gut würtembergisch ist."

Georg erröthete, und vermochte den lauernden Blick des Ritters nicht auszuhalten. „Würtembergisch?" entgegnete er, nachdem er sich mit Mühe gefaßt hatte, „da thut Ihr mir unrecht; nicht mit Euch zu Feld ziehen zu wollen, heißt noch nicht, sich an den Feind anschließen; gewiß, ich schwöre Euch — "

„Schwöre nicht!" fiel ihm Frondsberg rasch ins Wort, „ein Eid ist ein leichtes Wort, aber es ist doch eine drückend schwere Kette, die man bricht oder von der man zerbrochen wird. Was Du thun wirst, das wird so seyn, daß es sich mit Deiner Ehre verträgt. Nur Eines mußt Du dem Bunde an Eidesstatt geloben, und dann erst wirst Du Deiner Haft entlassen: in den nächsten vierzehn Tagen nicht gegen uns zu kämpfen."

„So legt Ihr mir alſo dennoch falſche Geſinnungen unter?“ ſprach Georg bewegt; „das hätte ich nicht gedacht! und wie unnöthig iſt dieſer Schwur! Für wen und mit wem ſollte ich denn auf jener Seite kämpfen? Die Schweizer ſind abgezogen, das Landvolk hat ſich zerſtreut, die Ritterſchaft liegt in den Feſtungen und wird ſich hüten, den nächſten beſten, der vom Bundesheer herüberläuft, in ihre Mauern aufzunehmen, der Herzog ſelbſt iſt entflohen — “

„Entflohen!“ rief Frondsberg aus, „entflohen? das weiß man noch nicht ſo gewiß: warum hätte der Truchſes denn die Reiter ausgeſchickt?“ ſetzte er hinzu; „und überhaupt, wo haſt Du dieſe Nachrichten alle her? Haſt Du den Kriegsrath belauſcht? oder ſollte es wahr ſeyn, was einige behaupten wollen, daß Du verdächtige Verbindungen mit Würtemberg unterhälſt?“

„Wer wagt dies zu behaupten?“ rief Georg erblaſſend.

Frondsbergs durchdringende Augen ruhten prüfend auf den Zügen des jungen Mannes. „Höre, Du biſt mir zu jung und ehrlich zu einem Bubenſtücke,“ ſagte er, „und wenn Du etwas der Art im Schilde führteſt, hätteſt Du Dich wohl nicht vom Bunde losgeſagt, ſondern auch ferner Würtembergs Spion gemacht.“

„Wie? ſpricht man ſo von mir?“ unterbrach ihn Georg; „wenn Ihr nur ein Fünkchen Liebe zu mir habt, ſo nennt mir den ſchlechten Kerl, der ſo von mir ſpricht!“

„Nur nicht gleich wieder ſo aufbrauſend!“ entgegnete Frondsberg und drückte die Hand des jungen Mannes; „Du kannſt denken, daß, wenn ein ſolches Wort öffentlich

gesprochen würde oder ich an diese Einflüsterungen glaubte, Georg von Frondsberg nicht zu Dir käme. Aber etwas muß denn doch an der Sache seyn. Zu dem alten Lichtenstein kam öfters ein schlichter Bauersmann in die Stadt; er fiel nicht auf zu einer Zeit, wo so vielerlei Menschen hier sind. Aber man gab uns geheime Winke, daß dieser Bauer ein verschlagener Mann und ein geheimer Botschafter aus Würtemberg sey. Der Lichtensteiner zog ab, und der Bauer und sein geheimnißvolles Treiben war vergessen. Diesen Morgen hat er sich wieder gezeigt. Er soll vor der Stadt lange Zeit mit Dir gesprochen haben, auch wurde er in Deinem Haus gesehen. Wie verhält sich nun die Sache?"

„Georg hatte ihm mit wachsendem Staunen zugehört. „So wahr ein Gott über mir ist, sagte er, als Frondsberg geendet hatte, ich bin unschuldig. Heute früh kam ein Bauer zu mir und — "

„Nun warum verstummst Du auf einmal?" fragte Frondsberg, Du glühst ja über und über, was ist es denn mit diesem Boten?"

„Ach! ich schäme mich, es auszusprechen, und dennoch habt Ihr ja schon alles errathen; er brachte mir ein paar Worte von — meinem Liebchen!" Der junge Mann öffnete bei diesen Worten sein Wamms und zog einen Streifen Pergament hervor, den er dort verborgen hatte. „Seht, dies ist alles, was er brachte," sagte er, indem er es Frondsberg bot.

„Das ist also alles?" lachte dieser, nachdem er gelesen hatte, „armer Junge! und Du kennst also diesen Mann nicht näher? Du weißt nicht, wer er ist."

„Nein, er ist auch weiter nichts, als unser Liebesbote, dafür wollte ich stehen!“

„Ein schöner Liebesbote, der nebenher unsere Sachen auskundschaften soll; weißt Du denn nicht, daß es der gefährlichste Mann ist, es ist der Pfeifer von Hardt.“

„Der Pfeifer von Hardt?“ fragte Georg, „zum ersten Mal höre ich diesen Namen; und was ist es denn, wenn er der Pfeifer von Hardt ist?“

„Das weiß niemand recht; er war beim Aufstand des armen Conrad einer der schrecklichsten Aufrührer, nachher wurde er begnadigt, seit der Zeit führt er ein unstätes Leben und ist jetzt ein Kundschafter des Herzogs von Würtemberg.“

„Und hat man ihn aufgefangen?“ forschte Georg weiter, denn unwillkürlich nahm er wärmeren Antheil an seinem neuen Diener.

„Nein, das gerade ist das Unbegreifliche; man machte uns so still als möglich die Anzeige, daß er sich wieder in Ulm sehen lasse; in Eurem Stall soll er zuletzt gewesen seyn, und als wir ihn ganz in geheim aufheben wollten, war er über alle Berge. Nun, ich glaube Deinem Wort und Deinen ehrlichen Augen, daß er in keinen andern Angelegenheiten zu Dir kam. — Du kannst Dich übrigens darauf verlassen, daß er, wenn es derselbe ist, den ich meine, nicht allein Deinetwegen sich nach Ulm wagte. Und solltest Du je wieder mit ihm zusammentreffen, so nimm Dich in Acht, solchem Gesindel ist nicht zu trauen. Doch der Wächter ruft zehn Uhr. Lege Dich noch einmal aufs Ohr und verträume Deine Gefangenschaft. Vorher aber gieb mir Dein Wort

wegen der vierzehn Tage, und das ſage ich Dir, wenn Du Ulm verläßt, ohne dem alten Frondsberg Lebewohl zu ſagen — "

„Ich komme, ich komme!" rief Georg, gerührt von der Wehmuth des verehrten Mannes, die jener umſonſt unter einer lächelnden Miene zu verbergen ſuchte. Er gab ihm Handtreue, wie es der Kriegsrath verlangte, der Ritter aber verließ mit langſamen Schritten die Todtenkammer.

XII.

Nur einmal noch laß leuchten
Mir Deiner Augen Strahl,
Laß hören Deine Stimme
Nur noch ein einzig Mal!

C. Grüneiſen.

Die Mittagsſonne des folgenden Tages ſendete drückende Strahlen auf einen Reiter, welcher über den Theil der ſchwäbiſchen Alb, der gegen Franken ausläuft, hinzog. Er war jung, mehr ſchlank als feſt gebaut, und ritt ein hochgewachſenes Pferd von dunkelbrauner Farbe; er war wohl bewaffnet mit Bruſtharniſch, Dolch und Schwert; einige andere Stücke ſeiner Armatur, als der Helm und die aus Eiſenblech getriebenen Arm- und Beinſchienen, waren am Sattel befeſtigt. Die hellblau und weiß geſtreifte Feldbinde, die von der rechten Schulter ſich über die Bruſt zog, ließ errathen, daß der junge Mann von Adel war, denn dieſe Auszeichnung war damals ein Vorrecht höherer Stände.

Er war auf einem Berggipfel angekommen, welcher eine weite Aussicht ins Thal hinab gewährte. Er hielt sein schnaubendes Roß an, wandte es zur Seite und genoß nun den schönen Anblick, der sich vor seinem Auge ausbreitete. Vor ihm eine weite Ebene, von waldigen Höhen begrenzt, durchströmt von den grünen Wellen der Donau; zu seiner Rechten die Hügelkette der würtembergischen Alb, zu seiner Linken in weiter, weiter Ferne die Schneekuppen der Tyroler Alpen. In freundlichem Blau spannte der Himmel seinen Bogen über diese Scene, und seine sanften lichten Farben contrastirten sonderbar mit den schwärzlichen Mauern Ulms, das am Fuße des Berges lag, mit seinem dunkelgrauen, ungeheuern Münsterthurm. Die dumpfen Glocken dieser alten Kirche begannen in diesem Augenblick den Mittag einzuläuten; ihre Töne zogen in langen, beruhigenden Akkorden über die weite Ebene, bis sie sich an den fernen Bergen brachen und zitternd in das Blau der Lüfte verschwebten, als wollten sie auf ihrer melodischen Leiter die Wünsche der Menschen zum Himmel tragen.

„So begleitet ihr also den Scheidenden, wie ihr seinen Eintritt begrüßt habt!“ rief der junge Reiter, „mit denselben Tönen, mit denselben feierlichen Akkorden sprechet ihr zu ihm, wenn er kommt und geht; wie anders, wie so ganz anders deutete ich eure ehernen Stimmen, als mein Ohr euch zum ersten Mal lauschte. Da vernahm ich in euch verwandte Töne, es klang mir wie ein Ruf zur Geliebten! Und jetzt, da ich scheide, ohne Aussicht, ohne Freude, jetzt ruft ihr mir dieselben Töne entgegen? Die Geburt meiner seligen Hoffnung

habt ihr eingeläutet, von euch tönt jetzt das Grabgeläute meiner Hoffnung. Das Bild des Lebens!“ setzte er wehmüthig hinzu, indem er nach einem langen Abschiedsblick auf dieses Thal, auf diese Mauern, sein Pferd wandte. „Das Bild des Lebens! Um Wiege und Sarg schweben sie in gleichen Tönen, und die Glocken meiner Hauskapelle haben an jenem fröhlichen Tage, wo man mich zur Taufe trug, mir eben so getönt, wie sie mir tönen werden, wenn man den letzten Sturmfeder zu Grabe trägt!“

Das Gebirge wurde jetzt steiler, und Georg, denn als diesen haben unsere Leser den jungen Reiter schon längst erkannt, Georg ließ sein Pferd langsam hinschreiten, indem er seinen Gedanken nachhing. Es war der Weg nach seiner Heimath, und die Vergleichungen, die er zwischen dieser Heimkehr und dem fröhlichen Auszug anstellte, mochten nicht dazu beitragen, seine düsteren Gefühle aufzuhellen. Der gestrige Tag, der schnelle Wechsel heftiger Empfindungen, seine Verhaftung, zuletzt noch heute der Abschied von Männern, die ihm wohlwollten, hatte ihn heftig angegriffen.

Wie treuherzig und gutmüthig hatte Dieterich von Kraft, sein zierlicher Gastfreund, seine Abreise bedauert; wie gleich war sich dieser gute Mensch in seinem Wohlwollen gegen ihn geblieben, von ersten Becher an, den er mit ihm im Rathhaussaale geleert, bis zum Abschiedstrunk, den er seinem Gast noch auf das Pferd kredenzte; und wie hatte er ihm gelohnt? Beschäftigt mit sich selbst, hatte er ihn wenig geachtet, übersehen. Wie hatte er dem biedern Breitenstein, wie dem Helden Frondsberg,

der ihn vor den Augen eines Heeres wie seinen Liebling ausgezeichnet hatte, wie hatte er ihnen vergolten? Wahrlich, es ist für ein edles Gemüth kein Gedanke drückender, als der, für undankbar zu gelten bei Männern, in deren Augen wir geachtet seyn möchten.

Er hatte unter diesen trüben Gedanken eine gute Strecke auf dem Gebirgsrücken zurückgelegt. Die Strahlen der Märzsonne wurden immer drückender, die Pfade rauher, und er beschloß, unter dem Schatten einer Fichte sich und seinem Pferde Mittagsruhe zu gönnen. Er stieg ab, schnallte den Sattelgurt leichter und ließ das ermüdete Thier die sparsam hervorkeimenden Gräser aufsuchen. Er selbst streckte sich unter der Eiche nieder, und so gerne er sich dem Schlafe überlassen hätte, wozu nach dem ermüdenden Ritte ihn der kühle Schatten einlud, so hielt ihn doch die Besorgniß, in so unruhigen Zeiten in einem Lande, das so nahe dem Schauplatz des Krieges lag, um sein Roß und vielleicht gar um seine Waffen zu kommen, einige Zeit wach, bis er in jenen Zustand versank, wo die Seele zwischen Wachen und Schlafen umsonst mit dem Körper kämpft, der ungestüm seine Rechte fordert.

Er mochte wohl ein Stündchen geschlummert haben, als ihn das Wiehern seines Pferdes aufschreckte; er sah sich um und gewahrte einen Mann, der, ihm den Rücken kehrend, sich mit dem Thier beschäftigte. Sein erster Gedanke war, daß man seine Unachtsamkeit benützen und das Pferd entführen wolle; er sprang auf, zog sein Schwert und war in drei Sprüngen dort. „Halt! was hast du da mit dem Pferd zu schaffen!“ rief er, indem

er seine Hand etwas unsanft auf die Schulter des Mannes legte.

„Habt Ihr mich denn schon wieder aus Eurem Dienst entlassen, Junker?“ antwortete dieser und wandte sich zu ihm; an den listigen, kühnen Augen, an dem lächelnden Mund erkannte Georg sogleich den Boten, den ihm Marie gesandt hatte; er war noch unschlüssig, wie er sich gegen ihn benehmen sollte, denn Frondsbergs Warnung schreckte ihn ab, Mariens Zuversicht empfahl ihn, doch der Bauer fuhr fort, indem er ihm eine gute Hand voll Heu vorzeigte: „Ich konnte mir wohl denken, daß Ihr keinen Futtersack mitnehmen werdet; auf den Bergen da oben sieht es noch schlecht aus mit dem Gras, da habe ich denn Eurem Braunen einen Arm voll Heu mitgebracht; es hat ihm trefflich behagt.“ So sprach der Bauer und fuhr ganz gelassen fort, dem Pferd das Futter hinzureichen.

„Und woher kommst du denn?“ fragte Georg, nachdem er sich ein wenig von seinem Erstaunen erholt hatte.

„Nun, Ihr seyd ja so schnell von Ulm weggeritten, daß ich Euch nicht gleich folgen konnte,“ antwortete jener.

„Lüge nicht!“ unterbrach ihn der junge Mann; „sonst kann ich dir fürder nicht vertrauen. Du kommst jetzt nicht aus jener Stadt her.“

„Nun, Ihr werdet mich doch nicht schelten, daß ich mich etwas früher auf den Weg machte als Ihr?“ sagte der Bauer und wandte sich ab; doch entging Georg nicht, daß jenes listige Lächeln wieder über sein Gesicht zog.

„Laß mein Pferd jetzt ſtehen," rief Georg ungeduldig, „und komm mit mir unter die Fichte dort; da ſetze Dich hin und ſprich, aber ohne auszuweichen, warum haſt Du geſtern Abend ſo plötzlich die Stadt verlaſſen?"

„An den Ulmern lag es nicht," entgegnete jener; ſie wollten mich ſogar einladen, länger bei ihnen zu bleiben, und wollten mir freie Koſt und Wohnung geben."

„Ja, ins tiefſte Verließ wollten ſie Dich ſtecken, wo weder Sonne noch Mond hinſcheint, und wohin die Kundſchafter und Späher gehören."

„Mit Verlaub, Junker," erwiederte der Bote, „da wäre ich, wiewohl ein paar Stockwerke tiefer, in dieſelbe Behauſung gekommen, wie Ihr."

„Hund von einem Aufpaſſer!" rief der Junker ungeduldig, indem Zorn ſeine Wangen röthete; „willſt Du meines Vaters Sohn in eine Reihe ſtellen mit dem Pfeifer von Hardt?"

„Was ſprecht Ihr da?" fuhr der Mann an ſeiner Seite mit wilder Miene auf; „was nennt Ihr für einen Namen? kennt Ihr den Pfeifer von Hardt?" Er hatte vielleicht unwillkürlich bei dieſen Worten die Art, die neben ihm lag, in ſeine nervigte Rechte gefaßt. Seine gedrungene feſte Geſtalt, ſeine breite Bruſt gaben ihm, trotz ſeiner nicht anſehnlichen Größe, doch das Anſehen eines nicht zu verachtenden Kämpfers; ſein wildrollendes Auge, ſein eingepreßter Mund möchten manchen einzelnen Mann außer Faſſung gebracht haben.

Der Jüngling aber ſprang muthig auf, er warf ſein langes Haar zurück, und ein Blick voll Stolz und Hoheit begegnete dem finſtern Auge jenes Mannes; er

legte seine Hand an den Griff seines Schwertes und sagte ruhig und fest: „Was fällt Dir ein, Dich so vor mich hinzustellen und mit dieser Stirne mich zu fragen? Du bist, wenn ich nicht irre, der, den ich nannte, Du bist dieser Meuter und Anführer von aufrührerischen Hunden; pack dich fort, auf der Stelle, oder ich will dir zeigen, wie man mit solchem Gesindel spricht!“

Der Bauer schien mit seinem Zorn zu ringen; er hieb die Art mit einem kräftigen Schwung in den Baum und stand nun ohne Waffe vor dem zürnenden jungen Mann. „Erlaubet,“ sagte er, „daß ich Euch für ein andermal warne, Euren Gegner, und sey er auch nur ein geringer Bauersmann wie ich, nicht zwischen Euch und Eurem Braunen stehen zu lassen; denn wenn ich Euren Befehl, mich fortzupacken, hätte aufs schnellste befolgen wollen, wäre er mir trefflich zu Statten kommen.“

Ein Blick dahin überzeugte Georg, daß der Bauer wahr gesprochen habe; erröthend über diese Unvorsichtigkeit, die beweisen konnte, wie wenig er noch Erfahrung im Kriege besitze, ließ er seine Hand von dem Griff seines Schwertes sinken und setzte sich, ohne etwas zu erwiedern, auf die Erde nieder. Der Bauer folgte, jedoch in ehrerbietiger Entfernung, seinem Beispiel und sprach: „Ihr habt ganz recht, daß Ihr mir grollt, Herr von Sturmfeder, aber wenn Ihr wüßtet, wie weh mir jener Name thut, würdet Ihr vielleicht meine schnelle Hitze verzeihen! Ja, ich bin der, den man so nennt, aber es ist mir ein Greuel, mich also rufen zu hören; meine Freunde nennen mich Hans, aber meinen Feinden gefällt jener Name, weil ich ihn hasse?

„Was hat dir dieser unschuldige Name gethan?“ fragte Georg; „warum nennt man dich so? warum willst du dich nicht so nennen lassen?“

„Warum man mich so nennt?“ antwortete jener; „ich bin aus einem Dorf, das heißt Hardt und liegt im Unterland, nicht weit von Nürtingen; meinem Gewerbe nach bin ich ein Spielmann und musicire auf Märkten und Kirchweihen, wenn die ledigen Burschе und die jungen Mägdlein tanzen wollen. Deßwegen nannte man mich den Pfeifer von Hardt. Aber dieser Name hat sich mit Unthat und Blut befleckt in einer bösen Zeit, drum hab' ich ihn abgethan und kann ihn nimmer leiden.“

Georg maß ihn mit einem durchdringenden Blick, indem er sagte: „Ich weiß wohl, in welcher bösen Zeit: als ihr Bauern gegen euern Herzog rebellirt habt, da warst du einer von den ärgsten. Ists nicht also?“

„Ihr seyd wohl bekannt mit dem Schicksal eines unglücklichen Mannes,“ sagte der Bauer, finster zu Boden blickend; „Ihr müßt aber nicht glauben, daß ich noch derselbe bin. Der Heilige hat mich gerettet und meinen Sinn geändert, und ich darf sagen, daß ich jetzt ein ehrlicher Mann bin.“

„O, erzähle mir,“ unterbrach ihn der Jüngling, „wie ging es zu in jenem Aufruhr? wie wurdest du gerettet? wie kommts, daß du jetzt dem Herzog dienst?“

„Das alles will ich auf ein andermal versparen,“ entgegnete jener; „denn ich hoffe nicht, zum letzten Mal an Eurer Seite zu seyn; erlaubt mir dafür, daß ich auch Euch etwas frage: wo soll Euch denn dieser Weg hinführen? da geht nicht die Straße nach Lichtenstein!“

„Ich gehe auch nicht nach Lichtenstein," antwortete Georg niedergeschlagen; „mein Weg führt nach Franken zu dem alten Oheim; das kannst du dem Fräulein vermelden, wenn du nach Lichtenstein kommst."

„Und was wollt Ihr beim Oheim? Jagen? das könnt Ihr anderswo eben so gut; Langeweile haben? die kauft Ihr aller Orten wohlfeil; kurz und gut, Junker," setzte er gutmüthig lächelnd hinzu, „ich rathe Euch, wendet Euer Roß und reitet so ein paar Tage mit mir in Würtemberg umher; der Krieg ist ja so gut als beendigt; man kann ganz ungehindert reisen."

„Ich habe dem Bund mein Wort gegeben, in vierzehn Tagen nicht gegen ihn zu fechten; wie kann ich also nach Würtemberg gehen?"

„Heißt denn das gegen ihn fechten, wenn Ihr ruhig Eure Straße ziehet? So also, vierzehn Tage lang? In vierzehn Tagen glauben sie den Krieg vollendet? Wird noch mancher nach vierzehn Tagen den Kopf verstoßen an den Mauern von Tübingen. Kommt mit, es ist ja nicht gegen Euren Eid!"

„Und was soll ich in Würtemberg?" rief Georg schmerzlich, „soll ich recht in der Nähe sehen, wie meine Kriegsgesellen bei Eroberung der Vesten sich Ruhm erwerben? Soll ich den Bundesfahnen, denen ich auf ewig Lebewohl gesagt und den Rücken gekehrt, noch einmal begegnen? Nein, nach Franken will ich ziehen, in meine Heimath!" sagte er düster, indem er die umwölkte Stirn in die Hand stützte, „in meine alten Mauern will ich mich begraben und träumen, wie ich hätte glücklich seyn können!"

„Das ist ein schöner Entschluß für einen jungen Mann von Eurem Schrot und Korn! Habt Ihr denn in Würtemberg gar nichts zu thun, als des armen Herzogs Burgen zu stürmen? Nun, reitet immerhin," fuhr er fort, indem er den Jüngling mit listigem Lächeln anblickte, „versucht einmal, ob der Lichtenstein nicht mit Sturm genommen werden könne?"

Der junge Mann erröthete bis in die Stirne hinauf; „wie magst du nur jetzt deinen Scherz treiben?" sagte er, halb in Unmuth, halb lächelnd, „wie magst du mit meinem Unglück spassen?"

„Fällt mir nicht ein, Scherz mit meinem gnädigen Junker zu treiben," antwortete sein Gefährte; es ist mein voller Ernst, daß ich Euch bereden möchte, dorthin zu ziehen."

„Und was dort thun?"

„Nun, den alten Herrn für Euch gewinnen und die Thränen des bleichen Fräuleins zu stillen, das wegen Euch Tag und Nacht weint!"

„Und wie soll ich auf den Lichtenstein kommen? der Vater kennt mich nicht, wie soll ich mit ihm bekannt werden?"

„Seyd Ihr der erste Rittersmann, der nach Sitte der Väter eine freie Zehrung in einem Schloß fordert? Lasset nur mich dafür sorgen, so sollt Ihr bald auf den Lichtenstein kommen!"

Der Jüngling sann lange Zeit nach, er erwog alle Gründe für und wider, er bedachte, ob es nicht gegen seine Ehre sey, statt vom Schauplatz des Krieges sich zu entfernen, in eine Gegend zu reisen, wohin sich der

Krieg nothwendig ziehen mußte. Doch als er bedachte, wie mild die Bundesoberſten ſelbſt ſeinen Abfall angeſehen hatten, wie ſie ſogar im Fall ſeines völligen Uebertrittes zum Feinde nur vierzehn Täge Friſt angeſetzt hatten, als ihm Mariens trauernde Miene, ihre ſtille Sehnſucht auf ihrem einſamen Lichtenſtein vorſchwebte, da neigte ſich die Schale nach Würtemberg.

„Noch ein Mal will ich ſie ſehen, nur noch ein Mal ſie ſprechen," dachte er. — „Nun wohlan!" rief er endlich, „wenn du mir verſprichſt, daß nie davon die Rede ſeyn ſoll, mich an die Würtemberger anzuſchließen; daß ich nicht als Anhänger Eures Herzogs, ſondern als Gaſt in Lichtenſtein behandelt werde, wenn du dies verſprichſt, ſo will ich folgen."

„Für mich kann ich dies wohl verſprechen," antwortete der Bauer, „aber wie kann ich etwas geloben für den Ritter von Lichtenſtein?"

„Ich weiß, wie du mit ihm ſteheſt, und daß du oft zu ihm nach Ulm kamſt, und er ſein Vertrauen in dich ſetzt; ſo gut du ihm geheime Botſchaft aller Art bringen konnteſt, ſo gut kannſt du ihm auch dies beibringen."

Der Pfeifer von Hardt ſah den jungen Mann lange ſtaunend an. „Woher wißt Ihr dies?" rief er, „doch — die, welche mich verfolgten, können auch dies geſagt haben. Nun gut, ich verſpreche Euch, daß Ihr überall ſo angeſehen ſeyn ſollt, wie Ihr wollt; beſteiget Euer Roß; ich will Euch führen, und Ihr ſollt willkommen ſeyn auf Lichtenſtein!"

XIII.

Da spricht der arme Hirte: deß mag noch werden Rath;
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat.
Kein Mensch mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort,
Wollt Ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort.

L. Uhland.

Von jenem Bergrücken, wo Georg den Entschluß gefaßt hatte, seinem geheimnißvollen Führer zu folgen, gab es zwei Wege in die Gegend von Reutlingen, wo Mariens Bergschloß, der Lichtenstein, lag. Der eine war die offene Heerstraße, welche von Ulm nach Tübingen führt. Sie führte durch das schöne Blauthal, bis man bei Blaubeuren wieder an den Fuß der Alb kommt, von da quer über dieses Gebirge, vorbei an der Veste Hohen-Urach, gegen St. Johann und Pfullingen hin. Dieser Weg war sonst für Reisende, die Pferde, Sänften oder Wagen mit sich führten, der bequemere. In jenen Tagen aber, wo Georg mit dem Pfeifer von Hardt über das Gebirge zog, war es nicht rathsam, ihn zu wählen. Die Bundestruppen hatten schon Blaubeuren besetzt, ihre Posten dehnten sich über die ganze Straße bis gegen Urach hin, und verfuhren gegen jeden, der nicht zum Heere gehörte oder zu ihnen sich bekannte, mit großer Strenge und Erbitterung. Georg hatte seine Gründe, diese Straße nicht zu wählen, und sein Führer war zu sehr auf seine eigene Sicherheit bedacht, als daß er dem jungen Mann von diesem Entschluß abgerathen hätte.

Der andere Weg, eigentlich ein Fußpfad, und nur den Bewohnern des Landes genauer bekannt,

berührte auf einer Strecke von beinahe zwölf Stunden nur einige einzeln stehende Höfe, zog sich durch dichte Wälder und Gebirgsschluchten, und hatte, wenn er auch hie und da, um die Landstraßen zu vermeiden, einen Bogen machte und für Pferde ermüdend und oft beinahe unzugänglich war, doch den großen Vortheil der Sicherheit.

Diesen Pfad wählte der Bauer von Hardt und der Junker willigte mit Freuden ein, weil er hoffen durfte, hier auf keine Bündischen zu stoßen. Sie zogen rasch fürbaß, der Bauer war immer an Georgs Seite; wenn die Stellen schwierig wurden, führte er sorgsam sein Pferd, und bewies überhaupt so viele Aufmerksamkeit und Sorgfalt für Reiter und Roß, daß in Georgs Seele jene Warnungen Frondsbergs vor diesem Manne immer mehr an Gewicht verloren und er nur einen treuen Diener in ihm sah.

Georg unterhielt sich gerne mit ihm; er urtheilte über manche Dinge, die sonst außer dem Kreise des Landmanns liegen, klug und scharfsinnig, und mit einem so schlagenden Witz, daß er dem sonst ernsten jungen Mann, den seine zweifelhafte Lage oft trübe stimmte, unwillkürlich ein Lächeln abnöthigte. Von jeder Burg, die in der Ferne aus den Wäldern auftauchte, wußte er eine Sage zu erzählen, und die Klarheit und Lebendigkeit, mit welcher er vortrug, bewies, daß er bei manchem Hochzeitsschmaus, bei manchem Kirchweihtanz neben seinem Amt als Spielmann auch das eines Erzählers übernommen haben müsse. Nur so oft Georg auf sein eigenes Leben, besonders auf jene

Periode kommen wollte, wo der Pfeifer von Hardt eine bedeutende Rolle in dem Aufruhr des armen Conrad gespielt hatte, brach er düster ab, oder wußte mit mehr Geläufigkeit, als man dem schlichten Manne zugetraut hätte, das Gespräch auf andere Gegenstände zu bringen.

So waren sie ohne Aufenthalt fortgereist; Hans wußte immer voraus, wann wieder ein Gehöfte kam, wo sie Erfrischung für sich und gutes Futter für das Pferd finden würden. Ueberall war er bekannt, überall wurde er freundlich, wiewohl, wie es Georg schien, meistens mit Staunen aufgenommen. Er flüsterte dann gewöhnlich ein Viertelstündchen mit dem Hausvater, während die Hausfrau dem jungen Ritter emsig und freundlich mit Brod, Butter und unvermischtem Aepfelwein aufwartete, und die „Büebla" und „Mädla" den hohen, schlanken Gast, seine schönen Kleider, seine glänzende Schärpe, die wallenden Federn seines Barretts bewunderten. War dann das kleine Mahl verzehrt, hatte Georgs Pferd wieder Kräfte gesammelt, so begleitete das ganze Haus den Scheidenden bis an die Thüre, und der junge Reiter konnte zu seiner Beschämung niemals die Gastfreundschaft der guten Leute belohnen; mit abwehrenden Blicken auf den Pfeifer von Hardt weigerten sie sich standhaft, seine kleinen Gaben anzunehmen. Auch dieses Räthsel löste ihm sein Begleiter nicht; denn seine Antwort: „wenn die Leute nach Hardt kommen, kehren sie auch wieder bei mir ein," schien nur eine ausweichende zu seyn.

Die Nacht brachten sie ebenfalls in einem dieser zerstreuten Höfe zu, wo die Hausfrau ihrem vornehmen

Gast mit nicht geringerer Bereitwilligkeit auf der Ofenbank ein Bett zurecht machte, als sie ihm zu Ehren ein paar Tauben geopfert und einen dick geschmälzten Haberbrei aufgetragen hatte.

Den folgenden Tag setzten sie ihre Reise auf dieselbe Art fort, nur kam es Georg vor, als ob sein Führer mit noch mehr Vorsicht als gestern zu Werke gehe; denn er ließ, wenn sie sich einem Hof nahten, den Reiter wohl fünfhundert Schritte davon Halt machen, nahte sich behutsam den Gebäuden, und erst, nachdem er Alles sorgfältig ausgespähet hatte, winkte er dem Junker, zu folgen. Georg befragte ihn umsonst, ob es in dieser Gegend gefährlicher sey, ob die Bundestruppen schon in der Nähe seyen? er sagte nichts bestimmtes darüber.

Gegen Mittag, als die Gegend lichter wurde und der Weg sich mehr gegen das ebene Land herabzuziehen schien, schien die Reise gefährlicher zu werden; denn der Spielmann von Hardt schien sich von jetzt an gar nicht mehr den Wohnungen nähern zu wollen, sondern hatte sich in einem Hof mit einem Sack versehen, der Futter für das Pferd und hinlängliche Lebensmittel für sie beide enthielt; es schien, als ob er meist noch einsamere Pfade als bisher aufsuche; auch glaubte Georg zu bemerken, daß sie nicht mehr dieselbe Richtung verfolgten, wie früher, sondern sehr stark zur Rechten ablenkten.

Am Rand eines schattigen Buchenwäldchens, wo eine klare Quelle und frischer Rasen zur Ruhe einlud, machten sie Halt; Georg stieg ab, und sein Führer zog aus seinem Sack ein gutes Mittagsmahl. Nachdem er das Pferd versehen hatte, setzte er sich zu den Füßen

des jungen Ritters und begann mit großem Appetit zuzugreifen.

Georg hatte seinen Hunger gestillt und betrachtete jetzt mit aufmerksamem Auge die Gegend. Es war ein schönes, breites Thal, in welches sie hinab sahen. Ein kleines Flüßchen eilte schnell durchhin, die Felder, wovon es begrenzt war, schienen gut und fleißig angepflanzt, eine freundliche Burg erhob sich auf einem Hügel am andern Ende des Thales, die ganze Gegend war freundlicher als der Gebirgsrücken, über welchen sie gezogen waren.

„Es scheint, wir haben die Alb verlassen," sagte der junge Mann, indem er sich zu seinem Gefährten wandte; „dieses Thal, jene Hügel sehen bei weitem freundlicher aus als der Felsenboden und die öden Weideplätze, die wir durchzogen. Selbst die Luft weht hier milder und wärmer als oben, wo uns die Winde oft so hart anfaßten."

„Ihr habt recht gerathen, Junker," sagte Hans, indem er die Reste ihrer Mahlzeit sorgfältig in den Sack legte; „diese Thäler gehören zum Unterland, und jenes Flüßchen, das Ihr sehet, strömt in den Neckar."

„Wie kommt es aber, daß wir so weit vom Weg ablenken?" fragte Georg, „es kam mir schon oben im Gebirge vor, als haben wir die alte Richtung verlassen, aber du wolltest nie darauf hören. Dieser Weg muß, so viel ich die Lage von Lichtenstein kenne, viel zu weit rechts führen.

„Nun, ich will es Euch jetzt sagen," antwortete der Bauer, „ich wollte Euch auf der Alb nicht unnöthig bange

machen, jetzt aber sind wir, so Gott will, in Sicherheit; denn im schlimmsten Fall sind wir keine vier Stunden mehr von Hardt, wo sie uns nichts mehr anhaben sollen."

„In Sicherheit?" unterbrach ihn Georg verwundert, „wer soll uns etwas anhaben?"

„Ei, die Bündischen," erwiederte der Spielmann; „sie streifen auf der Alb, und oft waren ihre Reiter keine tausend Schritte mehr von uns; mir für meinen Theil wäre es nicht lieb gewesen, in ihre Hände zu fallen, denn sie sind mir, wie Ihr wohl wisset, gar nicht grün; und auch Euch wäre es vielleicht nicht ganz recht, gefangen vor den Herrn Truchseß geführt zu werden."

„Gott soll mich bewahren!" rief der Junker; „vor den Truchseß? lieber lasse ich mich auf der Stelle todt schlagen. Was wollen sie denn aber hier? Es ist ja hier in der Nähe keine Veste von Würtemberg, und du sagtest mir ja doch, sie können ungehindert durchs Land ziehen; wornach streifen sie denn?"

„Seht, Junker! es gibt überall schlechte Leute; was ein rechter Würtemberger ist, der läßt sich eher die Haut abziehen, als daß er den Herzog verräth, nach welchem die Bündler jetzt ein Treibjagen halten. * Aber der Truchseß soll unter der Hand einen ganzen Haufen Gold dem versprochen haben, der ihn fängt; er hat seine Reiter ausgeschickt, diese streifen jetzt überall, und die Leute sagen, es gäbe einige unter den Bauern, die sich vom Gold blenden lassen und den Spürhunden alle Schluchten und Schlupfwinkel zeigen."[19]

---

* Vergl. hinten Anmerk. 21.

„Nach dem Herzog sollen sie streifen? Der ist ja aus dem Lande geflohen, oder, wie andere sagen, in Tübingen auf seinem festen Schlosse, wo ihn vierzig Ritter beschützen.“

„Ja, die vierzig Edlen sind dort,“ antwortete der Bauer mit schlauer Miene; „auch des Herzogs Söhnlein, der Christoph, ist dort, das hat seine Richtigkeit; ob aber der Herzog selbst dort ist, weiß niemand recht. Im Vertrauen gesagt, wie ich ihn kenne, schließt er sich nur zur höchsten Noth in eine Veste ein; er ist ein kühner, unruhiger Herr, und es ist ihm wohler in den Wäldern und Bergen, wenn es auch Gefahr hat.“

„Den Herzog also suchen sie? also müßte er hier in der Nähe seyn?“

„Wo er ist, weiß ich nicht,“ erwiederte der Pfeifer von Hardt, „und ich wollte wetten, dies weiß niemand als Gott; aber wo er seyn wird, weiß ich,“ setzte er hinzu, und es schien Georg, als ob ein Strahl von Begeisterung aus dem Auge dieses Mannes breche; „wo er seyn wird, wenn die Noth am höchsten ist, wo seine Getreuen sich zu ihm finden werden, wo manche treue Brust zur Mauer werden wird, um den Herrn in der Noth gegen diese Bündler zu schützen. Denn ist er auch ein strenger Herr, so ist er doch ein Würtemberger, und seine schwere Hand ist uns lieber, als die gleißenden Worte des Baiern und des Oesterreichers.“

„Und wenn sie den unglücklichen Fürsten erkennen, wenn sie auf ihn stoßen? hat er nicht seine Gestalt verhüllt und unkenntlich gemacht? Du hast mir einmal sein Gesicht beschrieben, und ich glaube ihn beinahe vor mir

zu ſehen, beſonders ſein gebietendes, glänzendes Auge. Aber wie iſt ſeine Geſtalt?“

„Er mag kaum acht Jahre älter ſeyn als Ihr,“ entgegnete jener; „er iſt nicht ſo groß als Ihr, aber in vielem Euch ähnlich an Geſtalt; beſonders wenn Ihr zu Pferd ſaßet und ich hinter Euch ging, da gemahnte es mich oft und ich dachte: ſo, gerade ſo ſah der Herzog aus in den Tagen ſeiner Herrlichkeit.“

Georg war aufgeſtanden, um nach ſeinem Pferd zu ſehen; die Worte des Bauern hatten ihn um ſeine Sicherheit beſorgt gemacht, und er ſah jetzt erſt ein, wie thöricht er gehandelt, in dieſem Kriegsſtrudel ſich durch ein occupirtes Land ſtehlen zu wollen. Es wäre ihm höchſt unangenehm geweſen, in dieſem Augenblicke gefangen zu werden; zwar konnte er nach ſeinem Eide reiſen, wohin er wollte, wenn er nur in den nächſten vierzehn Tagen keinen thätlichen Antheil an dem Kampfe gegen den Bund nahm; aber er fühlte, welch nachtheiliges Licht es dennoch auf ihn werfen müßte, in dieſer Gegend, ſo weit von dem Weg nach ſeiner Heimath, aufgegriffen zu werden, und dazu noch in Geſellſchaft eines Mannes, der den Bundesoberſten ſehr verdächtig, ſogar gefährlich geſchienen hatte. Umzukehren war keine Möglichkeit, denn es ließ ſich beinahe mit Gewißheit annehmen, daß die Bundestruppen bereits die ganze Breite der Alb eingenommen hatten; das ſicherſte ſchien, ſich zu beeilen, über die äußerſten Poſten des Heeres hinaus zu kommen; man hatte dann die Gefahr im Rücken, vor und neben ſich aber freie Bahn.

Das ſonſt ſo muntere Thier, das ſeinen Herrn über dieſe Gefahren hinaus tragen ſollte, hing die Ohren;

die große Eile und die ermüdenden, steinigten Fußpfade hatten seine Kraft geschwächt; zu seinem großen Verdruß bemerkte Georg sogar, daß es auf den linken Vorderfuß nicht gerne auftrete, was nach einem achtstündigen Weg über scharfe, eckige Felsen nicht zu verwundern war. Der Bauer bemerkte die Verlegenheit des Junkers; er untersuchte das Thier und rieth, es noch einige Stunden stehen zu lassen, gab aber zugleich den Trost, er sey der Gegend so kundig, daß sie eine große Strecke in der Nacht zurücklegen könnten.

XIV.

Es ziehen vom Schwabenbunde
Die Jäger durchs Gefild,
Sie spüren in die Runde
Nach einem Fürstenwild.

G. Schwab.

Der junge Mann ergab sich in sein Schicksal und suchte Zerstreuung in der lieblichen Aussicht, die sich noch bei weitem herrlicher seinen Augen öffnete, als ihn der Bauer etwa fünfzig Schritte höher geführt hatte. Sie standen auf einer Felsenecke, die einen schönen Ausläufer der schwäbischen Alb begrenzte. Ein ungeheures Panorama breitete sich vor den erstaunten Blicken Georgs aus, so überraschend, von so lieblichem Schmelz der Farben, von so erhabener Schönheit, daß seine Blicke eine geraume Zeit wie entzückt daran hingen. Und wirklich, wer je mit reinem Sinn für Schönheiten der Natur, ohne himmelhohe Alpen, ohne Thäler wie das Rheingau zu suchen, die schwäbische Alb bestiegen hat, der wird die

Erinnerung eines solchen Anblickes zu den lieblichsten zählen.

Man denke sich eine Kette von Gebirgen, die von der weitesten Entfernung, dem Auge kaum erreichbar, durch alle Farben einer herrlichen Beleuchtung, von sanftem Grau, durch alle Nüancen von Blau, am Horizont sich hinzieht, bis das dunkle Grün der näher liegenden Berge mit seinem sanften Schmelz die Kette schließt. Auf diesen Gipfeln eines langen Gebirgsrücken erkennt das Auge Schlösser und Burgen ohne Zahl, die wie Wächter auf diese Höhen sich lagern und über das Land hinschauen. Jetzt sind ihre Thürme zerfallen, ihre stattlichen Thore sind gebrochen, den tiefen Burggraben füllen Trümmer und Moos, und die Hallen, in welchen sonst laute Freude erscholl, sind verstummt; aber damals, als Georg auf dem Felsen von Beuren stand, ragten ihrer viele noch fest und herrlich; sie breiteten sich wie eine undurchbrochene Schaar gewaltiger Männer zwischen den Heldengestalten von Staufen und Hohenzollern aus.

„Ein herrliches Land, dieses Würtemberg!“ rief Georg, indem sein Auge von Hügel zu Hügel schweifte; „wie kühn, wie erhaben diese Gipfel und Bergwände, diese Felsen und ihre Burgen! Und wenn ich mich dorthin wende gegen die Thäler des Neckars, wie lieblich jene sanften Hügel, jene Berge mit Obst und Wein besetzt, jene fruchtbaren Thäler mit schönen Bächen und Flüssen, dazu ein milder Himmel und ein guter, kräftiger Schlag von Menschen!“

„Ja,“ fiel der Bauer ein, „es ist ein schönes Land; doch hier oben will es noch nicht viel sagen, aber was

so unter Stuttgart ist, das wahre Unterland, Herr! da ist es eine Freude, im Sommer oder Herbst am Neckar hinab zu wandeln; wie da die Felder so schön und reich stehen, wie der Weinstock so dicht und grün die Berge überzieht, und wie Nachen und Flöße den Neckar hinauf und hinabfahren, wie die Leute so fröhlich an der Arbeit sind und die schönen Mädchen singen wie die jungen Lerchen!"

„Wohl sind jene Thäler an der Rems und dem Neckar schöner," entgegnete Georg, „aber auch dieses Thal zu unsern Füßen, auch diese Höhen um uns her haben eigenen, stillen Reiz; wie heißen jene Burgen auf den Hügeln? sprich, wie heißen jene fernen Berge?"

Der Bauer überblickte sinnend die Gegend und zeigte auf die hinterste Bergwand, die dem Auge kaum noch sichtbar aus den Nebeln ragte. „Dort hinten, zwischen Morgen und Mittag ist der Roßberg; in gleicher Richtung herwärts, jene vielen Felsenzacken sind die Höhen von Urach. Dort, mehr gegen Abend, ist Achalm; nicht weit davon, doch könnt Ihr ihn hier nicht sehen, liegt der Felsen von Lichtenstein."

„Dort also," sagte Georg stille vor sich hin, und sein Auge tauchte tief in die Nebel des Abends, „dort, wo jenes Wölkchen in der Abendröthe schwebt, dort schlägt ein treues Herz für mich; jetzt auch steht sie vielleicht auf der Zinne ihres Felsens und sieht herüber in diese Welt von Bergen, vielleicht nach diesem Felsen hin. O, daß die Abendlüfte dir meine Grüße brächten und jene rosigen Wolken dir meine Nähe verkündeten!"

„Weiter hin, Ihr sehet doch jene scharfe Ecke, das ist die Teck; unsere Herzoge nennen sich Herzoge von Teck,

es ist eine gute, feste Burg; wendet Eure Blicke hier zur Rechten, jener hohe, steile Berg war einst die Wohnung berühmter Kaiser, es ist Hohenstaufen."

„Aber wie heißt jene Burg, die hier zunächst aus der Tiefe emporsteigt?" fragte der junge Mann; „sieh nur, wie sich die Sonne an ihren hellen weißen Wänden spiegelt, wie ihre Zinnen in goldenen Duft zu tauchen scheinen, wie ihre Thürme in röthlichem Lichte erglänzen."

„Das ist Neuffen, Herr! auch eine starke Veste, die dem Bunde zu schaffen machen wird."

Die Sonne des kurzen, schönen Märztages begann während dieses Zwiegesprächs der Wanderer hinab zu sinken. Die Schatten des Abends rollten dunkle Schleier über das Gebirge und verhüllten dem Auge die ferneren Gipfel und Höhen. Der Mond kam bleich herauf und überschaute sein nächtliches Gebiet. Nur die hohen Mauern und Thürme von Neuffen röthete die Sonne noch mit ihren letzten Strahlen, als sey dieser Felsen ihr Liebling, von welchem sie ungern scheide. Sie sank, auch diese Mauern hüllten sich in Dunkel, und durch die Wälder zog die Nachtluft, geheimnißvolle Grüße flüsternd, dem heller strahlenden Mond entgegen.

„Jetzt ist die wahre Tageszeit für Diebe und für flüchtige Reisende, wie wir," sagte der Bauer, indem er des Junkers Pferd aufzäumte; „sey es noch um eine Stunde, so ist die Nacht kohlschwarz, und dann soll uns, bis die Sonne wieder aufgeht, kein bündischer Reiter ausspüren!"

„Glaubst du, es habe Gefahr?" sagte Georg, indem er seine Hand nach dem Helm ausstreckte und das

dünne Barrett abnahm. „Meinst du nicht, wir sollten uns besser wappnen?“

„Laßt hängen, Junker!“ rief der Bauer lachend, „solch eine Sturmhaube ist an sich schon kalt und gibt in einer frischen Nacht nicht sehr warm; laßt immer Euer Barrett sitzen; in dieser Gegend suchen sie den Herzog nicht, und sollten sie kommen, wir zwei fürchten ihrer viere nicht.“

Der junge Mann ließ zögernd seinen schönen Helm am Sattelknopf hängen, er schämte sich, weniger Muth zu zeigen als sein Begleiter, der unberitten, nur durch eine dünne lederne Mütze geschützt und mit einer einfachen Art schlecht bewaffnet war. Er schwang sich auf. Sein Führer ergriff die Zügel des Rosses und schritt voran den Berg hinab.

„Du meinst also,“ fragte Georg nach einer Weile, „bis hieher werden sich die bündischen Reiter nicht wagen?“

„Es ist nicht wohl möglich,“ antwortete der Pfeifer, „Neuffen ist ein starkes Schloß und hat gute Besatzung; sie werden es zwar in kurzer Zeit mit Heeresmacht belagern, aber Gesindel, wie die Handvoll Reiter des Truchseß, wagt sich doch nicht in die Nähe der feindlichen Burg.“

„Schau! wie hell und schön der Mond scheint,“ rief der Jüngling, der noch immer erfüllt von dem Anblick auf dem Berge, die wunderlichen Schatten der Wälder und Höhen, die hellglänzenden Felsen betrachtete; „sieh, wie die Fenster von Neuffen im Mondlicht schimmern!“

„Es wäre mir lieber, er schiene heute Nacht nicht,“ entgegnete sein Führer, indem er sich zuweilen besorgt

umsah; „dunkle Nacht wäre besser für uns, der Mond hat schon manchen braven Mann verrathen. Doch jetzt steht er gerade über dem Reissenstein, wo der Riese gewohnt hat; es kann nicht mehr lange dauern, so ist er hinunter."

„Was schwatzst du da von einem Riesen, der auf dem Reissenstein gewohnt hat?"

„Ja, dort hat vor langer Zeit ein Riese gewohnt,[20] das hat seine Richtigkeit; dort über dem Berg, gerade wo jetzt der Mond steht, liegt ein Schloß, das heißt der Reissenstein; es gehört jetzt den Helfensteinern; es liegt auf jähen Felsen, weit oben in der Luft, und hat keine Nachbarschaft, als die Wolken, und bei Nacht den Mond. Gerade über der Burg, auf einem Berge, ~~worauf jetzt~~ der Heimenstein ~~steht~~, liegt eine Höhle, und darinnen wohnte vor Alters eine Riese. Er hatte ungeheuer viel Gold, und hätte herrlich und in Freuden leben können, wenn es noch mehr Riesen und Riessinnen außer ihm gegeben hätte. Da fiel es ihm ein, er wolle sich ein Schloß bauen, wie es die Ritter haben auf der Alb. Der Felsen gegenüber schien ihm gerade recht dazu.

„Er selbst aber war ein schlechter Baumeister; er grub mit den Nägeln haushohe Felsen aus der Alb und stellte sie auf einander, aber sie fielen immer wieder ein und wollten kein geschicktes Schloß geben. Da legte er sich auf den ~~Beurener~~ Felsen und schrie ins Thal hinab nach Handwerkern; Zimmerleute, Maurer, Steinmetze, Schlosser, alles solle kommen und ihm helfen, er wolle gut bezahlen.

„Man hörte sein Geschrei im ganzen Schwabenland, vom Kocher hinauf bis zum Bodensee, vom Neckar bis

an die Donau, und überall her kamen die Meister und Gesellen, um dem Riesen das Schloß zu bauen. — Reitet aus dem Mondschein, Junker, hierher in den Schatten, Euer Harnisch glänzt wie Silber und könnte leicht den Spürhunden in die Augen glänzen!

„Nun, um wieder auf den Riesen zu kommen, so war es lustig anzusehen, wie er vor seiner Höhle im Sonnenschein saß und über dem Thal drüben auf dem hohen Felsen sein Schloß bauen sah; die Meister und Gesellen waren flink an der Arbeit und bauten, wie er ihnen über das Thal hinüber zuschrie; sie hatten allerlei fröhlichen Schwank und Kurzweil mit ihm, weil er von der Bauerei nichts verstand. Endlich war der Bau fertig, und der Riese zog ein und schaute aus dem höchsten Fenster aufs Thal hinab, wo die Meister und Gesellen versammelt waren, und fragte sie, ob ihm das Schloß gut anstehe, wenn er so zum Fenster herausschaue. Als er sich aber umsah, ergrimmte er, denn die Meister hatten geschworen, es sey Alles fertig, aber an dem obersten Fenster, wo er heraussah, fehlte noch ein Nagel.

„Die Schlossermeister entschuldigten sich und sagten: es habe sich keiner getraut, vor's Fenster hinaus in die Luft zu sitzen und den Nagel einzuschlagen. Der Riese aber wollte nichts davon hören, sondern zahlte den Lohn nicht aus, bis der Nagel eingeschlagen sey.

„Da zogen sie alle wieder in die Burg, die wildesten Bursche vermaßen sich hoch und theuer, es sey ihnen ein Geringes, den Nagel einzuschlagen; wenn sie aber an das oberste Fenster kamen und hinausschauten in die

Luft und hinab in das Thal, das so tief unter ihnen lag, und ringsum nichts als Felsen, da schüttelten sie den Kopf und zogen beschämt ab. Da boten die Meister zehnfachen Lohn, wer den Nagel einschlage, und es fand sich lange keiner.

„Nun war ein flinker Schlossergeselle dabei, der hatte die Tochter seines Meisters lieb, und sie ihn auch, aber der Vater war ein harter Mann und wollte sie ihm nicht zum Weib geben, weil er arm war. Der faßte sich ein Herz und dachte, er könne hier seinen Schatz verdienen oder sterben, denn das Leben war ihm entleidet ohne sie; er trat vor den Meister, ihren Vater, und sprach: gebt Ihr mir Eure Tochter, wenn ich den Nagel einschlage? Der aber gedachte seiner auf diese Art los zu werden, wenn er auf die Felsen hinabstürze und den Hals breche, und sagte ja.

„Der flinke Schlossergeselle nahm den Nagel und seinen Hammer, sprach ein frommes Gebet, und schickte sich an, zum Fenster hinaus zu steigen und den Nagel einzuschlagen für sein Mädchen. Da erhob sich ein Freudengeschrei unter den Bauleuten, daß der Riese vom Schlaf aufwachte und fragte, was es gebe. Und als er hörte, daß sich einer gefunden habe, der den Nagel einschlagen wolle, kam er, betrachtete den jungen Schlosser lange, und sagte: „Du bist ein braver Kerl und hast mehr Herz als das Lumpengesindel da; komm, ich will dir helfen. Da nahm er ihn beim Genick, daß es allen durch Mark und Bein ging, hob ihn zum Fenster hinaus in die Luft und sagte: „Jetzt hau drauf zu! ich lasse dich nicht fallen.“

Und der Knecht schlug den Nagel in den Stein, daß er fest saß; der Riese aber küßte und streichelte ihn, daß er beinahe ums Leben kam, führte ihn zum Schlossermeister und sprach: Diesem gibst du dein Töchterlein. Dann ging er hinüber in seine Höhle, langte einen Geldsack heraus und zahlte jeden aus bei Heller und Pfenning. Endlich kam er auch an den flinken Schlossergesellen; zu diesem sagte er: „Jetzt gehe heim, du herzhafter Bursche, hole deines Meisters Töchterlein und ziehe ein in diese Burg, denn sie ist dein.

„Deß freuten sich alle; der Schlosser ging heim, und" —

„Horch! hörtest du nicht das Wiehern von Rossen?" rief Georg, dem es in der Schlucht, die sie durchzogen, ganz unheimlich wurde. Der Mond schien noch hell, die Schatten der Eichen bewegten sich, es rauschte im Gebüsch, und oft wollte es ihm bedünken, als sehe er dunkle Gestalten im Wald neben sich hergehen.

Der Pfeifer von Hardt blieb stehen, ungeduldig, daß ihn der Junker nicht bis zum Ende erzählen lasse: „Es kam mir vorhin auch so vor, aber es war der Wind, der in den Eichen ächzt, und der Schuhu rief im Gebüsch. Wären wir nur das Wiesenthal noch hinüber, da ist es so offen und hell wie bei Tag; jenseits fängt wieder der Wald an, da ist es dann dunkel und hat keine Noth mehr. Gebt Eurem Braunen die Sporen und reitet Trab über das Thal hin, ich laufe neben Euch her."

„Warum denn jetzt auf einmal Trab?" fragte der junge Mann, „meinst du, es habe Gefahr? Gestehe

nur, nicht wahr, du haſt ſie auch geſehen die Geſtalten im Wald, die neben uns her ſchlichen? Glaubſt du, es ſind Bündiſche?“

„Nun ja,“ flüſterte der Bauer, indem er ſich umſah, „mir war es auch, als ob uns jemand nachſchleiche; drum ſputet Euch, daß wir aus dem verdammten Hohlweg hinauskommen, und dann im Trab über das Thal hinüber, weiterhin hat es keine Gefahr.“

Georg machte ſein Schwert locker in der Scheide und nahm die Zügel ſeines Roſſes kräftiger in die Fauſt. Schweigend zogen ſie die Schlucht hinab, beleuchtet von ſo hellem Mondſchein, daß der junge Mann jeden Zug ſeines Gefährten erkennen konnte und deutlich ſah, daß er ſeine Art auf die Schulter nahm und ein Meſſer, das er im Wamms verborgen hatte, heraus zog und in den Gürtel ſteckte.

Sie wollten eben am Ausgang des Hohlweges in das Thal einbiegen, da rief eine Stimme im Gebüſch: „Das iſt der Pfeifer von Hardt, drauf Geſellen, der dort auf dem Roß muß der Rechte ſeyn.“

„Fliehet, Junker, fliehet!“ rief ſein treuer Führer und ſtellte ſich mit ſeiner Art zum Kampf bereit; doch Georg zog ſein Schwert, und in demſelben Augenblick ſah er ſich von fünf Männern angefallen, während ſein Gefährte ſchon mit drei andern im Handgemenge war.

Der enge Hohlweg hinderte ihn, ſich ſeiner Vortheile zu bedienen und zur Seite auszuweichen. Einer packte die Zügel ſeines Roſſes, doch in demſelben Augenblick traf ihn Georgs Klinge auf die Stirne, daß er ohne Laut niederſank; auch die andern, wüthend gemacht

durch den Fall ihres Genoſſen, drangen noch ſtärker auf ihn ein und riefen ihm zu, ſich zu ergeben; aber Georg, obgleich er ſchon am Arm und Fuß aus mehreren Wunden blutete, antwortete nur durch Schwerthiebe.

„Lebendig oder todt!“ rief einer der Kämpfenden, „wenn der Herr Herzog nicht anders will, ſo mag er's haben.“ Er rief's, und in demſelben Augenblick ſank Georg von Sturmfeder, von einem ſchweren Hieb über den Kopf getroffen, nieder. In tödtlicher Ermattung ſchloß er die Augen, er fühlte ſich aufgehoben und weggetragen, und hörte nur das grimmige Lachen ſeiner Mörder, die über ihren Fang zu triumphiren ſchienen.

Nach einer kleinen Weile ließ man ihn auf den Boden nieder, ein Reiter ſprengte heran, ſaß ab und trat zu denen, die ihn getragen hatten. Georg raffte ſeine letzte Kraft zuſammen, um die Augen noch einmal zu öffnen. Er ſah ein unbekanntes Geſicht, das ſich über ihn beugte. „Was habt ihr gemacht?“ hörte er rufen, „dieſer iſt es nicht, ihr habt den Falſchen getroffen. Macht, daß ihr fortkommt, die von Neuffen ſind uns auf den Ferſen.“ Matt zum Tode ſchloß Georg ſein Auge, nur ſein Ohr vernahm wilde Stimmen und das Geräuſch von Streitenden, doch auch dieſes zog ſich ferne; feuchte Kälte drang aus dem Boden des Wieſenthales und machte ſeine Glieder erſtarren, aber ein ſüßer Schlummer ſenkte ſich auf den Verwundeten herab, und mit dem letzten Gedanken an die Geliebte entſchwanden ſeine Sinne.

XV.

Von vieler Burgen Walle
Des Bundes Fahnen wehn,
Die Städte huld'gen alle,
Kein Schloß mag widerstehn,
Nur Tübingen, die Veste,
Verspricht noch Wehr und Trutz.
G. Schwab.

Der schwäbische Bund war mit Macht in Würtemberg eingedrungen, von Tag zu Tag gewann er an Boden, von Woche zu Woche wurden seine Heere furchtbarer. Zuerst war nach langer muthiger Gegenwehr der Höllenstein, das feste Schloß von Heidenheim, gefallen. Ein tapferer Mann, Stephan von Lichow, hatte dort befehligt; aber mit seinen paar Feldschlangen, mit einer Handvoll Knechte konnte er den Tausenden des Bundes und der Kriegskunst eines Frondsberg nicht widerstehen. Bald nachher fiel Göppingen. Nicht minder tapfer, als der von Lichow, hatte sich Philipp von Rechberg gewehrt, hatte sogar für sich und seine Knechte freien Abzug erfochten; aber das Schicksal des Landes vermochte er nicht abzuwenden. Teck, damals noch eine starke, feste Burg, fiel durch Unvorsichtigkeit der Besatzung; am muthigsten hielt sich Möckmühl; es schloß einen Mann in seinen Mauern ein, der sich allein mit zwanzig der Belagerer geschlagen hätte; sein eiserner Wille war oft nicht minder schwer als seine eiserne Hand auf ihnen gelegen. Auch diese Mauern wurden gebrochen und Götz von Berlichingen fiel in des Bundes Hand. Auch Schorndorf konnte den Kanonen Georgs

von Frondsberg nicht widerstehen; es war die festeste Stadt gewesen; mit ihr fiel das Unterland.[21]

So war nun ganz Würtemberg bis herauf gegen Kirchheim in der Bündischen Gewalt, und der Baiern Herzog brach mit seinem Lager auf, um mit Ernst an Stuttgart zu gehen. Da kamen ihm Gesandte entgegen nach Denkendorf, die um Gnade flehten. Sie durften zwar nicht wagen, vor dem erbitterten Feind ihren Herzog zu entschuldigen, aber sie gaben zu bedenken, daß ja er, die Ursache des Krieges, nicht mehr unter ihnen sey, daß man nur gegen seinen unschuldigen Knaben, den Prinzen Christoph, und gegen das Land Krieg führe. Aber vor der ehernen Stirne Wilhelms von Baiern, vor den habgierigen Blicken der Bundesglieder fanden diese Bitten keine Gnade. Ulerich habe diese Strafe verdient, gab man zur Antwort, das Land habe ihn unterstützt, also mit gefangen, mit gehangen — auch Stuttgart mußte seine Thore öffnen.

Aber noch war der Sieg nichts weniger als vollständig; der größte Theil des Oberlandes hielt noch zu dem Herzog, und es schien nicht, als ob er sich auf den ersten Aufruf ergeben wolle. Dieses höher gelegene Gebirgsland wurde von zwei festen Plätzen, Urach und Tübingen, beherrscht; so lange diese sich hielten, wollten auch die Lande umher nicht abfallen. In Urach hielt es die Bürgerschaft mit dem Bunde, die Besatzung mit dem Herzog. Es kam zum Handgemenge, worin der tapfere Kommandant erstochen wurde; die Stadt ergab sich den Bündischen.

Und so war in der Mitte des April nur Tübingen noch übrig; doch dieses hatte der Herzog stark befestigt,

dort waren seine Kinder und die Schätze seines Hauses; dem Kern des Adels, vierzig wackern, kampfgeübten Rittern, und zweihundert der tapfersten Landeskinder war das Schloß anvertraut. Diese Veste war stark, mit Kriegsvorräthen wohl versehen, an ihr hingen jetzt die Blicke der Würtemberger; denn aus diesen Mauern war ihnen so manches Schöne und Herrliche hervorgegangen, von diesen Mauern aus konnte das Land wieder dem angestammten Fürsten erobert werden, wenn es sich so lange hielt, bis er Entsatz herbeibrachte. Und dorthin wandten sich jetzt die Bündischen mit aller Macht. Ihrer Gewappneten Schritte tönten durch den Schönbuch, die Thäler des Neckars zitterten unter dem Hufschlag ihrer Rosse; auf den Fildern zeigten tiefe Spuren, wohin die schweren Feldschlangen, Falkonen und Bombarden, die Kugel- und Pulverwagen, der ganze furchtbare Apparat einer langen Belagerung gezogen war.

Diese Fortschritte des Krieges hatte Georg von Sturmfeder nicht gesehen. Ein tiefer, aber süßer Schlummer hielt wie ein mächtiger Zauber seine Sinne viele Tage lang gefangen; es war ihm in diesem Zustand wohl zu Muth, wie einem Kinde, das an dem Busen seiner Mutter schläft, nur hin und wieder die Augen ein wenig öffnet, um in eine Welt zu blicken, die es noch nicht kennt, um sie dann wieder auf lange zu verschließen. Schöne, beruhigende Träume aus besseren Tagen gaukelten um sein Lager, ein mildes, seliges Lächeln zog oft über sein bleiches Gesicht und tröstete die, welche mit bang[redacted]er Erwartung seiner pflegten.

Wir wagen es, den Leſer in die niedere Hütte zu führen, die ihn gaſtfreundlich aufgenommen hatte, und zwar am Morgen des neunten Tages, nachdem er verwundet worden war.

Die Morgenſonne dieſes Tages brach ſich in farbigen Strahlen an den runden Scheiben eines kleinen Fenſters und erhellte das größere Gemach eines dürftigen Bauernhauſes. Das Geräthe, womit es ausgeſtattet war, zeugte zwar von Armuth, aber von Reinlichkeit und Sinn für Ordnung. Ein großer eichener Tiſch ſtand in einer Ecke des Zimmers, auf zwei Seiten von einer hölzernen Bank umgeben. Ein geſchnitzter, mit hellen Farben bemalter Schrein mochte den Sonntagsſtaat der Bewohner, oder ſchöne ſelbſtgeſponnene Leinwand enthalten; das dunkle Getäfel der Wände trug ringsum ein Bret, worauf blanke Kannen, Becher und Platten von Zinn, irdenes Geſchirr, mit ſinnreichen Reimen bemalt, und allerlei muſikaliſche Inſtrumente eines längſt verfloſſenen Jahrhunderts, als: Zimbeln, Schalmaien und eine Cither aufgeſtellt waren. Um den großen Kachelofen, der weit vorſprang, waren reinliche Linnen zum Trocknen aufgehängt, und ſie verdeckten beinahe dem Auge eine große Bettſtelle, mit Gardinen von großgeblümtem Gewebe, die im hinterſten Theil der Stube aufgeſtellt war.

An dieſem Bette ſaß ein ſchönes liebliches Kind von etwa ſechzehn bis ſiebenzehn Jahren. Sie war in jene maleriſche Bauerntracht gekleidet, die ſich theilweiſe bis auf unſere Tage in Schwaben erhalten hat. Ihr gelbes Haar war unbedeckt und fiel in zwei langen, mit

bunten Bändern durchflochtenen Zöpfen über den Rücken hinab. Die Sonne hatte ihr freundliches rundes Gesichtchen etwas gebräunt, doch nicht so sehr, daß es das schöne jugendliche Roth auf der Wange verdunkelt hätte; ein munteres blaues Auge blickte unter den langen Wimpern hervor; weiße faltenreiche Aermel bedeckten bis an die Hand den schönen Arm, ein rothes Mieder, mit silbernen Ketten geschnürt, mit blendend weißen zierlich genähten Linnen umgeben, schloß eng um den Leib, ein kurzes schwarzes Röckchen fiel kaum bis über die Knie herunter; diese schmucken Sachen, und dazu noch eine blanke Schürze und schneeweiße Zwickelstrümpfe mit schönen Kniebändern, wollten beinahe zu stattlich aussehen zu dem dürftigen Gemach, besonders da es Werktag war.

Die Kleine spann emsig feine glänzende Fäden aus ihrer Kunkel, zuweilen lüftete sie die Gardinen des Bettes und warf einen verstohlenen Blick hinein. Doch schnell, als wäre sie auf bösen Wegen erfunden worden, schlug sie die Vorhänge wieder zu und strich die Falten glatt, als sollte niemand merken, daß sie gelauscht habe.

Die Thüre ging auf und eine runde ältliche Frau, in derselben Tracht wie das Mädchen, aber ärmlicher gekleidet, trat ein. Sie trug eine dampfende Schüssel Suppe zum Frühstück auf und stellte Teller auf dem Tische zurecht. Indem fiel ihr Blick auf das schöne Kind am Bette, sie staunte sie an, und wenig hätte gefehlt, so ließ sie den Krug mit gutem Apfelwein fallen, den sie eben in der Hand hielt.

„Was fällt der aber um Gotteswilla ei', Bärbele," sagte sie, indem sie den Krug niedersetzte und zu dem Mädchen trat, „was fällt der ei', daß de am Wertich da nuia rautha Rock zum Spinna anziehst? und au 's nui Mieder hot se an, und, ei daß di! — au a silberne Kette? und en frischa Schurz, und Strümpf no so mir nir dier nir aus em Kasta reißa? Wer wird dann en solcha Hochmuth treiba? du dummes Ding, du! Woißt du net, daß mer arme Leut sind? und daß du es Kind voma onglückliche Mann bist?" —

Die Tochter hatte geduldig die ereiferte Frau ausreden lassen; sie schlug zwar die Augen nieder, aber ein schelmisches Lächeln, das über ihr Gesicht flog, zeigte, daß die Strafpredigt nicht sehr tief gehe. „Ei, so lasset Uich doch b'richta," antwortete sie, „was schadets dann dem Rock, wenn i ihn au amol ama christlicha Wertich anhan? an der silberna Kette wird au nir verderbt, und da Schurz kann i jo wieder wäscha!"

„So? als wemma et immer gnuag z'wäscha und z'putza hätt? So sag mer no, was ist denn in de g'fahra, daß de so strählst und schöa machst?"

„Ah was!" flüsterte das erröthende Schwabenkind, „wisset er dann net, daß heut der acht Tag ist? hot et der Aetti g'sait, der Junker werd' am heutiga Morga verwacha, wenn sei Tränkle guete Wirking häb? und do hanne eba denkt" —

„Ist's um dui Zeit?" entgegnete die Hausfrau freundlicher. „De host wärle Reacht; wenn er verwacht und sieht älles so schluttig und schlampig, se ist et guot und könnt Verdruß gä beim Aette. I sieh au aus wie

na Drach. Gang, Bärbele, hol mer mei ſchwaarz Wammes, mei rauths Miader und en friſcha Schurz."

„Aber, Muater," gab die Kleine zu bedenken, „Er wendt Ich doch et do athau wölla? wenn der Junker jetzt no grad verwacha thät? ganget lieber uffe und theant Ich droba an, i bleib derweil bei em."

„Da hoſte au Reacht, Mädle," murmelte die Alte, ließ ſelbſt das Frühſtück ſtehen und ging, um ſich in ihren Putz zu werfen. Die Tochter aber öffnete das Fenſter der friſchen erquickenden Morgenluft, ſie ſtreute Futter auf den breiten Simms, viele Tauben und Sperlinge flogen heran und verzehrten mit Gurren und Zwitſchern ihr Frühſtück; die Finken in den Bäumen vor den Fenſtern antworteten in einem vielſtimmigen Chorus, und das ſchöne Mädchen ſah, von der Morgenſonne umſtrahlt, lächelnd ihren kleinen Koſtgängern zu.

In dieſem Augenblick öffneten ſich die Gardinen des Bettes, der Kopf eines ſchönen jungen Mannes ſah heraus; wir kennen ihn, es iſt Georg.

Ein leichtes Roth, der erſte Bote wiederkehrender Geſundheit, lag auf ſeinen Wangen; ſein Blick war wieder glänzend wie ſonſt, ſein Arm ſtemmte ſich kräftig auf das Lager. Erſtaunt blickte er auf ſeine Umgebungen; dieſes Zimmer, dieſes Geräthe waren ihm fremd, er ſelbſt, ſeine ganze Lage kam ihm ungewohnt vor. Wer hatte ihm dieſe Binde um das Haupt gebunden? wer hatte ihn in dieſes Bett gelegt? Es war ihm, wie einem, der mit fröhlichen Brüdern eine Nacht durchjubelt, die Beſinnung endlich verloren hat und auf einem fremden Lager aufwacht.

Lange sah er dem Mädchen am Fenster zu; dieses Bild, das erste, das ihm bei seinem Erwachen aus langem Schlafe entgegen trat, war so freundlich, daß er das Auge nicht davon abwenden konnte; endlich siegte die Neugierde, über das, was mit ihm vorgegangen war, gewisser zu werden; er machte ein Geräusch, indem er die Gardinen des Bettes noch weiter zurückschlug.

Das Mädchen am Fenster schien zusammen zu schrecken; sie wandte sich um, über ein schönes Gesicht flog ein brennendes Roth, freundliche blaue Augen staunten ihn an; ein rother lächelnder Mund schien vergebens nach Worten zu suchen, den Kranken bei seiner Rückkehr ins Leben zu begrüßen. Sie faßte sich und eilte mit kurzen Schrittchen an das Bette, doch machte sie unterwegs mehrere Mal Halt, als besinne sie sich, ob er denn wirklich wieder aufgewacht sey, ob es sich auch schicke, daß sie zu ihm trete, da er jetzt wieder lebe wie ein anderer Mensch.

Der junge Mann, nachdem er der Verlegenheit des schönen Kindes lächelnd zugesehen hatte, brach zuerst das Stillschweigen.

„Sag' mir, wo bin ich? wie kam ich hieher?" fragte Georg, „wem gehört dieses Haus, worin ich, mir scheint aus einem langen Schlaf erwacht bin?"

„Sind Er wieder ganz bei Ich?" rief das Mädchen, indem sie vor Freude die Hände zusammenschlug. „Ach, Herr Jeses! wer hett' des denkt? Er gucket oin doch au wieder g'scheit an und et so duselig, daß oims ällemol angst und bang wora ist."

„Ich war also krank?“ forschte Georg, der das Idiom des Mädchens nur zum Theil verstand. „Ich lag einige Stunden ohne Bewußtseyn?“

„Ei, wie schwätzet Er doch!“ kicherte das hübsche Schwabenkind, und nahm das Ende des langen Zopfbandes in den Mund, um das laute Lachen zu verbeißen; „a baar Stund saget Er? Heit Nacht wird's g'rad nei Tag, daß se Ich brocht hent.“

Der Jüngling staunte sie mit ernsten Blicken an. Neun Tage, ohne zu Marien zu kommen! Zu Marien? Mit diesem himmlischen Bilde kehrte wie mit einem Schlag seine Erinnerung wieder; er erinnerte sich, daß er vom Bunde sich losgesagt habe, daß er sich entschlossen habe, nach Lichtenstein zu reisen, daß er über die Alb auf geheimen Wegen gezogen sey, daß — er und sein Führer überfallen, vielleicht gefangen wurden; „gefangen!“ rief er schmerzlich, „sage, Mädchen, bin ich gefangen?“

Diese hatte mit wachsender Angst gesehen, wie sich die klaren Blicke des jungen Ritters verfinstert hatten, wie seine freundlichen Züge ernst, beinahe wild wurden. Sie glaubte, er falle in jenen schrecklichen Zustand zurück, wo er, vom Wundfieber hart angefallen, einige Stunden lang geraset hatte; und der schwermüthige Ton seiner Frage konnte ihre Frucht nicht mindern. Unschlüssig, ob sie bleiben oder um Hülfe rufen sollte, trat sie einen Schritt zurück.

Der junge Mann glaubte in ihrem Schweigen, in ihrer Angst die Bestätigung seiner Frage zu lesen. „Gefangen, vielleicht auf lange, lange Zeit,“ dachte er, „vielleicht weit von ihr entfernt, ohne Hoffnung, ohne

Troſt, etwas von ihr zu wiſſen!“ Sein Körper war noch zu erſchöpft, als daß er der trauernden Seele widerſtanden hätte; eine Thräne ſtahl ſich aus dem geſenkten Auge.

Das Mädchen ſah dieſe Thräne, ihre Angſt löste ſich augenblicklich in Mitleiden auf, ſie trat näher, ſie ſetzte ſich an ſein Bett, ſie wagte es, die herabhängende Hand des Jünglings zu ergreifen. „Er müeſſet et greina,“ ſagte ſie; „Euer Gnada ſind jo jetzt wieder g'ſund, und — Er kennet jo jetzt bald wieder fortreita,“ ſetzte ſie wehmüthig hinzu.

„Fortreiten?“ fragte Georg, „alſo bin ich nicht gefangen?“

„G'fanga? noi, g'fanga ſend Er net; es hätt zwar a baarmol ſey kenne, wia dia vom ſchwäbiſcha Bund vorbeizoga ſend, aber mer hent Ich ällemol guet verſteckt; der Vater hot g'ſait, mer ſolla da Junker koin Menſcha ſeha lau.“

„Der Vater?“ rief der Jüngling, „wer iſt der gütige Mann? wo bin ich denn?“

„Ha, wo werdet Er ſey?“ antwortete Bärbele, „bei uns ſend Er in Hardt.“

„In Hardt?“ ein Blick auf die muſikaliſch ausſtaffirten Wände gab ihm Gewißheit, daß er Freiheit und Leben jenem Manne zu verdanken habe, der ihm wie ein Schutzgeiſt von Marien zugeſandt war. „Alſo in Hardt? und dein Vater iſt der Pfeifer von Hardt? nicht wahr?“

„Er hot's et gern, wemmer em ſo ruaft,“ antwortete das Mädchen; „er iſt freile ſei's Zoiches a Spielma; er hairts am gernſta wemmer Hans zua nem ſait.“

„Und wie kam ich denn hierher?“ fragte jener wieder.

„Ja wisset Er denn au gar koi Wörtle meh?“ lächelte das hübsche Kind und bediente sich wieder des Zopfbandes. Sie erzählte, ihr Vater sey schon seit einigen Wochen nicht zu Hause gewesen, da sey er einesmals vor neun Tagen in der Nacht an das Haus gekommen und habe stark gepocht, bis sie erwacht sey. Sie habe seine Stimme erkannt und sey hinabgeeilt, um ihm zu öffnen. Er sey aber nicht allein gewesen, sondern noch vier andere Männer bei ihm, die eine, mit einem Mantel verdeckte Tragbahre in die Stube niedergelassen haben. Der Vater habe den Mantel zurückgeschlagen und ihr befohlen zu leuchten, sie sey aber heftig erschrocken, denn ein blutender, beinahe todter Mann sey auf der Bahre gelegen. Der Vater habe ihr befohlen, das Zimmer schnell zu wärmen, indessen habe man den Verwundeten, den sie seinen Kleidern nach für einen vornehmen Herrn erkannt habe, auf das Bett gebracht; der Vater habe ihm seine Wunden mit Kräutern verbunden, habe ihm dann auch selbst einen Trank bereitet, denn er verstehe sich trefflich auf die Arzneien für Thiere und Menschen. Zwei Tage lang seyen sie alle besorgt gewesen, denn der Junker habe gerast und getobt; nach dem zweiten Tränklein aber sey er stille geworden, der Vater habe gesagt, am achten Morgen werde er gesund und frisch erwachen, und wirklich sey es auch so eingetroffen.

Der junge Mann hatte mit wachsendem Erstaunen der Rede des Mädchens zugehört; er hatte sie oft

unterbrechen müſſen, wenn er ihre zierlichen Ausdrücke nicht recht verſtand, oder wenn ſie in ihrer Rede abſchweifte, um die Kräuter zu beſchreiben, woraus der Pfeifer von Hardt ſeine Arzneien bereitet hatte.

„Und Dein Vater,“ fragte er ſie, „wo iſt er?“

„Was wiſſet mir, wo er iſt!“ antwortete ſie ausweichend; doch als beſinne ſie ſich eines Beſſeren, ſetzte ſie hinzu: „Uich kammes jo ſaga, denn Ihr müeſſet guet Freund ſey mit em Vater; er iſt nach Lichtaſtoi.“

„Nach Lichtenſtein?“ rief Georg, indem ſich ſeine Wangen höher färbten; „und wann kommt er zurück?“

„Ja er ſott ſchau ſeit zwoi Tag do ſey, wie ner g'ſait hot. Wennem no nix g'ſcheha iſt; d'Leut ſaget, dia bündiſche Reiter baſſenem uff.“

Nach Lichtenſtein — dorthin zog es ja auch ihn; er fühlte ſich kräftig genug, wieder einen Ritt zu wagen und die Verſäumniß der neun Tage einzuholen. Seine nächſte und wichtigſte Frage war daher nach ſeinem Roß; und als er hörte, daß es ſich ganz wohl befinde und im Kuhſtall ſeiner Ruhe pflege, war auch der letzte Kummer von ihm gewichen. Er dankte ſeiner holden Pflegerin für ſeine Wartung, und bat ſie um ſein Wamms und ſeinen Mantel. Sie hatte längſt alle Spuren von Blut und Schwerthieben aus den ſchönen Gewändern vertilgt; mit freundlicher Geſchäftigkeit nahm ſie die Habe des Junkers aus dem geſchnitzten und gemalten Schrein, wo ſie neben ihrem Sonntagsſchmuck geruht hatte, lächelnd breitete ſie Stück vor Stück vor ihm aus, und ſchien ſein Lob, daß ſie alles ſo ſchön gemacht habe, gerne zu hören. Dann enteilte ſie dem Gemach, um die frohe

Botſchaft, daß der Junker ganz geneſen ſey, der Mutter zu verkündigen.

Ob ſie der Mutter auch geſtanden, daß ſie ſchon ſeit einer halben Stunde mit dem ſchönen freundlichen Herrn geplaudert habe, wiſſen wir nicht; wir haben aber Urſache, daran zu zweifeln, denn jene ältliche, runde Frau hatte Erfahrung aus ihrer Jugend, und glaubte ihrem Töchterlein die Warnung nie genug wiederholen zu können: „Sie ſolle ſich wohl hüten, mit einem jungen Burſchen länger als ein Ave Maria lang zu ſprechen.“

XVI.

— Was kümmert's dich? Du fragſt
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen.
Schiller.

Als die runde Frau und Bärbele von der Bodenkammer herabſtiegen, war ihr erſter Gang, nicht in das Gemach, wo ihr Gaſt war, ſondern nach der Küche, und zwar aus zweierlei Gründen: einmal, weil jetzt dem Gaſt ein kräftiges Habermus gekocht werden mußte, und dann — von der Küche ging ein kleines Fenſter in die Stube, dorthin ſtellte ſich die Mutter, um die Mienen des Junkers zu rekognoſciren.

Bärbele ſtellte ſich auf die Zehen und ſchaute ihrer Mutter über die Schulter durchs Fenſterlein. Sie ſtaunte und ihr Herz pochte ſeit ſiebzehn Jahren zum erſtenmal recht ungeſtüm, denn ſo hübſch hatte ſie ſich doch den Junker nicht gedacht. Sie war zwar oft von ſeinem Anblick bis zu Thränen gerührt geweſen, wenn er mit

ſtarren Augen, ohne Bewußtſeyn, beinahe ohne Leben da lag; ſeine bleichen, noch im Kampf mit dem Tode ſo ſchönen Züge hatten ſie oft angezogen wie ein rührendes, erhabenes Bild den frommen Sinn einer Betenden anziehet; aber jetzt, ſie fühlte es, jetzt war es was ganz anderes. Die Augen waren wieder gefüllt von ſchönem, muthigem Feuer, es wollte dem Bärbele auf den Zehen bedünken, als habe ſie, ſo alt ſie geworden, noch gar keine ſolche geſehen. Das Haar lag nicht mehr in unordentlichen Strängen um die ſchöne Stirne; es fiel geordnet und reich auf den Nacken hinab.

Seine Wangen hatten ſich wieder geröthet, ſeine Lippen waren ſo friſch wie die Kirſchen an Petri und Paul; und wie ihn das ſeidengeſtickte Wamms gut kleidete, und der breite weiße Halskragen, den er über das Kleid heraus gelegt hatte. Aber das konnte das Mädchen nicht ergründen, warum er wohl immer auf eine aus weiß und blauer Seide geflochtene Schärpe niederſah, ſo feſt, ſo eifrig, als wären geheimnißvolle Zeichen eingewoben, die er zu entziffern bemüht ſey. Ja, es kam ihr ſogar vor, als drücke er die Feldbinde an das Herz, als führe er ſie an die Lippen voll Andacht und Inbrunſt, wie man Reliquien zu verehren pflegt.

Die runde Frau hatte indeſſen ihre Forſchungen durch das Fenſterlein vollendet. „'S iſt a Herr wie na Prinz," ſagte ſie, indem ſie das Habermus umrührte; „was er a Wammes a hot! dia Herra z'Stuagert kennets et ſchöner hau. Was duet er no mit dem Fetza, won er in der Hand hot? Er gukta jo ſchier ausenander! Es iſt, ka ſey, a bisle Bluat na komma, daß ens verzirnt."

„Noi ſell iſch et," entgegnete Bärbele, die jetzt bequemer das Zimmer überſehen konnte; „aber wiſſeter, Muater, wia mers fürkommt? er macht ſogar fuiriga Auga druf na; ſell iſt gewiß ebbes von ſeim Schatz."

Die runde Frau konnte ſich nicht enthalten, über die richtige Vermuthung ihres Kindes etwas weniges zu lächeln, doch ſchnell nahm ſie ihre mütterliche Würde wieder zuſammen, indem ſie entgegnete: „A, was woiſt du von Schätz! So na Kind wie du muaß gar a nix ſo denka. Gang jetzt weg vom Fenſterle dort, lang mir ſell Häfele her. Der Herr wird a fürnehms Freſſa g'wohnt ſey, i muaß am a bisle viel Schmalz in de Brei dauh."

Bärbele verließ etwas empfindlich das Fenſter; ſie wußte, daß ſie ihrer Mutter nicht widerſprechen dürfe, aber diesmal hatte dieſe offenbar Unrecht. Ging nicht das Mädchen ſchon ſeit einem Jahr in den Lichtkarz, wo von den Mädchen des Dorfes über Schätzchen und Liebe viel geſprochen und geſungen wurde? hatten nicht einige ihrer Geſpielinnen, die wenige Wochen älter waren als ſie, ſchon jede einen erklärten Schatz, und ſie allein ſollte nicht davon ſprechen, nicht einmal etwas davon wiſſen dürfen? Nein, es war recht unbillig von der runden Frau, ihrem Töchterlein, das, wenn ſie ſich auf die Zehen ſtellte, der Mutter über die Schultern ſehen konnte, ſolche Wiſſenſchaft geradehin zu verbieten. Aber wie es zu geſchehen pflegt, das Verbot reizt gewöhnlich zur Uebertretung, und Bärbele nahm ſich vor, nicht eher zu ruhen, als bis ſie wiſſe, warum der junge Ritter mit ſo gar „fuirigen Augen" auf ſeine Feldbinde hinſchaue.

Das Frühstück des Junkers war indessen fertig geworden, es fehlte nichts mehr als ein Becher guten alten Weines; auch dieser war bald herbeigebracht, denn der Pfeifer von Hardt war zwar ein geringer Mann, aber nicht so arm, daß er nicht für feierliche Gelegenheiten ein Fäßchen im Keller liegen hatte; das Mädchen trug den Wein und das Brod, und die runde Frau ging im vollen Sonntagsstaat, die Schüssel mit Habermus in beiden Fäusten, ihrem holden Töchterlein voran in die Stube.

Es kostete den jungen Mann nicht geringe Mühe, den vielen Knixen der Pfeifersfrau Einhalt zu thun; sie hatte in ihrer Jugend einmal auf dem Schloß zu Neuffen gedient, und wußte, was Lebensart war; daher blieb sie mit der rauchenden Schüssel an ihrer eigenen Schwelle stehen, bis ihr der gestrenge Junker ernstlich befahl, vorzutreten. Die Tochter aber stand erröthend hinter der runden Frau, und ihr verschämtes Gesicht ward nur auf Augenblicke sichtbar, wenn die Mutter sich recht tief vereinigte. Auch sie machte die gehörige Anzahl Knixe, doch mochten sie nicht so ungemein ehrerbietig seyn, denn sie hatte ja schon ein halb Stündchen mit ihm geplaudert.

Das Mädchen deckte jetzt den Tisch mit frischen Linnen, setzte dem Junker das Habermus und den Wein an den Ehrenplatz in der Ecke der Bank unter dem Crucifix; dann steckte sie einen zierlich geschnitzten hölzernen Löffel in das Mus; er blieb aufrecht darin stehen, und es war dies ein gutes Zeichen, daß das Frühstück delikat bereitet sey. Als der Junker sich niedergelassen hatte,

ſetzten ſich auch Mutter und Tochter an den Tiſch zu ihrem Suppennapf, doch in beſcheidener Entfernung und nicht ohne das Salzfaß zwiſchen ſich und ihren vornehmen Gaſt zu ſtellen. Denn ſo wollte es die Sitte in den guten alten Zeiten.

Georg hatte, während ſie das Frühmahl verzehrten, Muße genug, die beiden Frauen zu betrachten. Er geſtand ſich, daß die Hausehre des Pfeifers von Hardt eine ſtattliche Frau ſey, die vielleicht manchen weniger kühnen Mann als ſeinen Führer und Erretter unter die Stelzen ihrer gewichtigen Schuhe (Pantoffel hatte ſie wohl nicht) gebracht hätte. Auch das Kind des Spielmanns dünkte ihm eine liebliche Dirne, und ein ſo ſchöner Kopf, ſolche freundliche Augen hätten vielleicht in ſeinem Herzen einen nicht zu verachtenden Raum gewonnen, wäre es nicht von einem Bild ſchon ganz erfüllt geweſen, wäre nicht die Kluft ſo unendlich groß geweſen, welche Geburt und Verhältniſſe zwiſchen dem Erben des Namens Sturmfeder und der geringen Tochter des Pfeifers von Hardt befeſtigt hatte. Nichts deſto weniger ruhten ſeine Blicke mit Wohlgefallen auf ihren reinen unſchuldigen Zügen, und wäre die runde Frau nicht mit ihrer Suppe zu beſchäftigt geweſen, ſo wäre ihr wohl die Röthe nicht entgangen, die auf den Wangen ihres Kindes aufſtieg, wenn zufällig einer ihrer verſtohlenen Blicke dem Auge des jungen Mannes begegnete.

„Der Napf iſt leer, jetzt iſt es Zeit zu ſchwatzen.“ Dieſer richtige Spruch galt auch hier, ſobald das Tiſchtuch weggenommen war. Georg lagen vornehmlich zwei Dinge am Herzen: er mußte gewiß ſeyn, wann der

Pfeifer von Lichtenstein zurückkommen würde, weil er nur seine Nachrichten über die Geliebte abwarten wollte, um dann sogleich zu ihr zu eilen; und zweitens war es ihm sehr wichtig, zu erfahren, wo das Heer des Bundes in diesem Augenblicke stehe. Ueber das Erstere konnte er keine weitere Auskunft erhalten, als was ihm das Mädchen früher schon gesagt hatte: der Vater sey etwa seit sechs Tagen abwesend, habe aber versprochen, am fünften Abend wieder hier zu seyn, und sie erwarten ihn daher stündlich. Die runde Frau vergoß Thränen, indem sie dem Junker klagte, daß ihr Mann, seitdem dieser Krieg begonnen, kaum einige Stunden zu Haus gewesen sey; er sey von früheren Zeiten her schon als ein unruhiger Mann berüchtigt, jetzt murmeln die Leute auch wieder allerlei über ihn, und gewiß bringe er seine Frau und sein Kind durch sein gefährliches Leben noch in Unglück und Jammer.

Georg suchte alle Trostgründe hervor, um ihre Thränen zu stillen; es gelang ihm wenigstens in so weit, daß sie ihm seine Fragen nach dem Bundesheer beantwortete.

„Ach Herr," sagte sie, „des ist a Graus und a Jomer; 's ist grad, wie wenn der wild Jäger uf de Wolka reitet und mit seine g'spenstige Hund übers Land wegzieht; 's ganz Unterland hent se schau, und jetzt goth's mit em hella Haufa ge Tibenga."

„So sind die Festungen alle schon in ihrer Hand?" fragte Georg verwundert, „Höllenstein, Schorndorf, Göppingen, Teck, Urach? Sind sie alle schon eingenommen?"

„Alles hent se; a Mann von Schorndorf hot's g'sait, daß se de Höllastoi, Schorndorf und Göppinga hent. Aber von Teck und Aurich kane uich ganz gnau berichta, mer send jo koine drei, vier Stund davo.“ Sie erzählte nun, am dritten April sey das Heer vor Teck gezogen; sie haben einen Theil des Fußvolkes vor das eine Thor gesetzt und sich mit der Besatzung über die Uebergabe besprochen. Da seyen alle Knechte zu diesem Thor geeilt und haben zugehört, und indessen sey das andere Thor von den Feinden bestiegen worden.[22] Im Schloß Urach aber seyen vierhundert herzogliche Fußknechte gewesen; diese habe die Bürgerschaft nicht in die Stadt lassen wollen, als der Feind anrückte. Es sey zum Gefecht zwischen ihnen gekommen, worin die Knechte auf den Markt gedrungen seyen, dort aber sey der Vogt von einer Kugel getroffen und nachher mit Hellebarden niedergestoßen worden; die Stadt habe sich dem Bunde ergeben. „Es ist koi Wunder,“ schloß die runde Frau ihre Erzählung, „älle Burga und Schlösser nehmet se ei; denn se hent lange Feldschlanga und Bombardier-Stuck, wo se Kugla draus schießet, graißer als mei Kopf, daß älla Maura zema brecha, und älla Tirn einfalla müesset.“

Georg konnte nach diesem Bericht ahnen, daß eine Reise von Hardt nach Lichtenstein nicht minder gefährlich seyn werde, als jener Ritt über die Alb, denn er mußte gerade die Linie zwischen Urach und Tübingen durchschneiden. Doch war Urach schon seit mehreren Tagen von dem Heere verlassen; die Belagerung von Tübingen mußte nothwendig viele Mannschaft erfordern,

und so konnte Georg dennoch hoffen, daß keine eigentlichen Posten mehr den Strich Landes, den er zu durchreisen hatte, besetzt halten werden.

Mit Ungeduld erwartete er daher die Ankunft seines Führers. Seine Kopfwunde war geheilt; sie war nicht tief gewesen, denn die Federn seines Barretts und sein dichtes Haar hatten dem Hiebe, der nach ihm geführt worden war, seine Schärfe benommen; doch war der Schlag noch immer kräftig genug gewesen, um ihn auf so viele Tage des Bewußtseyns zu berauben. Auch seine übrigen Wunden an Arm und Beinen waren geheilt, und die einzige körperliche Folge jener unglücklichen Nacht war eine Mattigkeit, die er dem Blutverlust, dem langen Liegen und dem Wundfieber zuschrieb; doch auch diese schwand von Stunde zu Stunde, denn ein frischer Muth und sehnsüchtige Gedanken in die Ferne verjagen gar bald solche schlimme Gäste.

Es gehörte übrigens dieser frische Muth und ein wenig jugendliche Neugierde dazu, ihm die langsam hinschleichenden Stunden erträglich zu machen; es gehörte die muntere Tochter des Pfeifers dazu, um ihn vergessen zu lassen, wie unerträglich lange ihr Vater auf sich warten lasse. Er sah hier, was er sich schon lange zu sehen gewünscht hatte, eine ächte schwäbische Bauernwirthschaft. Wie drollig kamen ihm ihre Sitten, ihre Sprache vor; sein Franken, so nahe es an dieses Würtemberg grenzte, hatte doch wieder einen anderen Schlag von Leuten; es deuchte ihm, seine Bauern seyen pfiffiger, verschlagener, in manchen Dingen weniger roh als diese. Aber die gutmüthige Ehrlichkeit dieser Leute, die aus ihren Augen,

aus ihrer Sprache, aus ihrem ganzen Wesen hervorblitzte; ihre muntere, unverdrossene Arbeitsamkeit; ihre Reinlichkeit, die ihrer Armuth ein ehrbares, sogar schmukkes Ansehen gab, dies alles machte, daß er zu fühlen glaubte, es haben diese Leute als Menschen mehr inneren Gehalt als die, welche er in seinen Gauen kennen gelernt hatte, wenn sie auch in manchen Dingen nicht so viel Verschlagenheit zeigten.

Bewundern mußte er auch die trauliche gutmüthige Geschwätzigkeit des Mädchens. Die runde Frau mochte schmälen wie sie wollte, mochte sie noch so oft ermahnen, den hohen Stand des Ritters zu bedenken, sie ließ es sich nicht nehmen, ihren Gast zu unterhalten, besonders da sie ihren geheimen Plan, zu erforschen, ob sie in Hinsicht auf die Feldbinde besser gerathen habe, als die Mutter, noch nicht aufgegeben hatte. Sie hatte hierüber noch ihre ganz besondern Gedanken: als nämlich der Junker so gar krank gelegen, war sie in der Nacht noch lange aufgeblieben, um dem Vater Gesellschaft zu leisten, der am Bette des Verwundeten wachte. Doch bald schlief sie über ihrer Arbeit ein; es mochte ungefähr zehn Uhr in der Nacht seyn, da sie von einem Geräusch im Zimmer aufgeschreckt wurde. Sie sah einen Mann mit dem Vater angelegentlich sprechen; seine Züge entgingen ihr nicht, obgleich er sich in eine große Kappe gehüllt hatte; sie glaubte einen Diener des Ritters von Lichtenstein, der schon oft auf geheimnißvolle Weise zu dem Pfeifer von Hardt gekommen war, und bei dessen Anwesenheit sie immer das Zimmer hatte verlassen müssen, in ihm zu erkennen.

Neugierig, endlich einmal zu hören, was dieſer Mann bei dem Vater zu thun habe, ſchloß ſie ihre Augen wieder feſt zu, denn es war ihr wahrſcheinlich, daß ihr Vater ſie nur im Zimmer ließ, weil er ſie für feſt eingeſchlafen hielt. Der Mann erzählte von einem Fräulein, die über eine gewiſſe Nachricht untröſtlich ſey. Sie habe den fremden Mann gebeten und gefleht, nach Hardt zu gehen und Nachricht einzuziehen, ſie habe geſchworen, wenn er nicht gute Nachricht bringe, ihrem Vater alles zu ſagen und zur Pflege des Kranken ſelbſt zu kommen. Solches hatte der Lichtenſteiner heimlich geſprochen; der Vater hatte darauf das Fräulein beklagt, hatte dem Boten den ganzen Zuſtand des Kranken geſchildert und verſprochen, daß er, ſobald ſich der Kranke gebeſſert habe, ſelbſt kommen werde, um dem Fräulein dieſen Troſt zu bringen. Der Fremde Mann hatte ſodann dem Kranken ein Löckchen von ſeinen langen Haaren abgeſchnitten, es in ein Tuch geſchlagen und unter dem Wamms wohl verwahrt; darauf war er, vom Vater geführt, aus der Stube gegangen, und kurz nachher hörte ſie ihn bei Nacht und Nebel wieder wegreiten.

Dieſe Begebenheit hatten die vielerlei Geſchäfte der folgenden Tage bald wieder aus dem leichten jugendlichen Sinn der Tochter des Pfeifers von Hardt verdrängt; ſie erwachten aber jetzt aufs neue, aufgeregt durch das, was Bärbele durchs Küchenfenſter geſehen hatte. Sie wußte, daß der Ritter von Lichtenſtein eine Tochter habe, denn die Schweſter des Spielmanns war ja ihre Amme. Und dieſes Fräulein mußte es wohl ſeyn, die den Leichtenſteiner Knecht geſandt hatte, um ſich ſo

angelegentlich nach dem Kranken zu erkundigen, die sogar selbst kommen wollte, um ihn zu pflegen.

Alle Sagen von liebenden Königstöchtern, von Rittern, die krank in Gefangenschaft gelegen und von holden Fräulein errettet wurden, alles, was über dieses Kapitel jemals in der traulichen Spinnstube erzählt worden war, — und es gab viele „grausige" Geschichten hierüber — kam ihr in das Gedächtniß. Sie wußte nun zwar nicht, wie es mit der Minne so vornehmer Leute beschaffen sey, aber sie dachte, es werde dem hohen Fräulein wohl ungefähr eben so um's Herz seyn, wie den Mädchen von Hardt, wenn sie an einen schmucken Burschen von Ober-Ensingen oder Köngen ihr Herz verschenkt haben. Und in dieser Hinsicht kam ihr das Verhältniß, dem sie in Gedanken nachspürte, gar reizend vor, besonders dachte sie sich den Schmerz des Fräuleins auf ihrer fernen, hohen Burg recht grausam und rührend, wie sie nicht wisse, ob ihr Schatz lebendig oder todt sey, wie sie nicht zu ihm könne, um ihn zu sehen und zu pflegen.

Sie wußte ein Lied, das man oft im Lichtkarz sang; es hatte eine schöne Weise und kam ihr unwillkürlich auch jetzt in den Sinn; es hieß:

Wenn i im Bett' lieg' und bi krank,
Wer führt mir mein Schätzle zum Tanz?
Und wenn i im Grab' lieg' und faule,
Wer kußt no ihr Honigmaule?

Thränen traten ihr in die sonst so fröhlichen Augen, als sie bedachte, wie leicht der Junker seinem Liebchen hätte wegsterben können, und wie sie dann so einsam und ohne Liebe gewesen wäre, und doch war sie gewiß recht

ſchön und eines vornehmen reichen Ritters Kind. Doch iſt nicht der Junker noch viel ſchlimmer daran? dachte das gutherzige Schwabenkind weiter; dem Fräulein hatte ja der Vater jetzt Nachricht von ihm gebracht, aber er, er wußte ja ſeit vielen Tagen kein Wörtchen von ihr; denn früher wußte er nichts von ſich ſelbſt, und ſeit er wieder ganz bei Leben war, konnte er auch nichts wiſſen; darum hatte er wohl die Binde, die er gewiß von ihr hatte, ſo beweglich angeſchaut und ans Herz und den Mund gedrückt? Sie nahm ſich vor, ihm zu erzählen, was in jener Nacht vorgegangen ſey; vielleicht iſt es ihm doch ein Troſt, dachte ſie.

Georg hatte bemerkt, wie die fröhliche Miene des ſpinnenden Bärbele's nach und nach ernſter geworden war, wie ſie über etwas nachzuſinnen ſchien, ja er glaubte ſogar eine Thräne in ihrem Auge bemerkt zu haben. „Was haſt du, Mädchen?“ ſagte er, als die Mutter gerade das Zimmer verlaſſen hatte, „warum wirſt du auf einmal ſo ſtill und ernſt? und netzeſt ja ſogar deine Fäden mit Thränen?“

„Send denn Ihr ſo luſtig, Junker?“ fragte Bärbele und ſah ihm recht feſt ins Auge; „i han g'moint, es ſey vorig ebbes aus eure Auge g'rollt, was ſelle Binde dort g'netzt hot. Sell hent Er g'wiß vo Eurem Schäzle, und jetzt thuet Ichs loid, daß Er et bei er ſind?“

Sie mochte nahe ans Ziel getroffen haben, denn der junge Mann erröthete tief über ihre Frage. „Du haſt vielleicht recht,“ ſagte er lächelnd, „doch bin ich deßwegen nicht gar zu traurig, ich werde ſie bald wiederſehen.“

„Ach, was des für a Freud seyn wird in Lichtastoi!“ entgegnete Bärbele mit einem schelmischen Seitenblick.

Georg erstaunte; sollte ihr der Vater von dem Geheimniß seiner Liebe etwas gesagt haben? „In Lichtenstein?“ fragte er sie, „was weißt du von mir und Lichtenstein?

„Ach, i mags dem gnädigen Fräule wohl g'önna, daß sie wieder a mol a Freud hot; mer hot mer gsait, se häb rechtschaffa g'jomert, wie Er so krank gwe send.“

„Gejammert, sagst du?“ rief Georg, indem er aufsprang und zu ihr trat, „so wußte sie um meine Krankheit? O sprich, was weißt du von Marie? kennst du sie? Was sagte der Vater von ihr?“

„Der Vater hot koi sterbes Wörtle zu mer g'sait, und i wißt au net, daß es a Fräule von Lichtastoi geit, wenn et mei Bas ihr Amm wär. Aber Er müesset mers et übel nemma, Junker, dasse a bisle g'horcht hau; gucket des Ding ist so ganga.“ Sie erzählte dem Junker, wie sie hinter das Geheimniß gekommen sey, und daß der Vater, wahrscheinlich um guten Trost zu bringen, nach Lichtenstein gegangen sey.

Georg wurde schmerzlich bewegt durch diese Nachricht, er hatte bis jetzt geglaubt, Marie werde die Nachricht seines Unfalls zugleich mit der tröstlichen Kunde seiner Genesung erhalten; und jetzt mußte er erfahren, daß sie mehrere bange Tage in Ungewißheit geschwebt sey; in der schrecklichen Ungewißheit, ob er nicht hier noch entdeckt werde, ob er gerettet werde, ob sie ihn je wiedersehen würde; er kannte ihr treues Herz, und wie lebhaft konnte er sich ihren Kummer denken! Wahrlich,

ſein eigenes Unglück ſchien ihm gering und nicht zu beachten, wenn er ſich den Jammer des theuren Mädchens vorſtellte. Wie viel hatte ſie in Ulm gelitten, wie ſchmerzlich war ihr der Abſchied von ihm geworden; und kaum hatte ihr Herz wieder freier geathmet in dem Gedanken, daß er des Bundes Fahnen verlaſſen werde, kaum hatte ſie ein wenig heiterer in die Zukunft geſehen, ſo kam ihr die Schreckensbotſchaft von der tödtlichen Wunde. Und dieſes alles vor den Blicken des Vaters verſchließen, dieſen großen Schmerz allein tragen zu müſſen, ohne eine, auch nur eine Seele zu haben, bei welcher ſie weinen, bei welcher ſie Troſt ſuchen konnte. Jetzt fühlte er erſt, wie nothwendig es ſey, ſchnell nach Lichtenſtein zu eilen, und ſeine Ungeduld wurde zum Unmuth, daß jener ſonſt ſo kluge Mann gerade in dieſen koſtbaren Augenblicken ſo lange ausbleibe.

Das Mädchen mochte ſeine Gedanken errathen: „I ſieh wohl, Er möchtet gern von uns fort; wenn no der Vater do wär, denn alloi ſendt er da Weg nach Lichtaſtoi net; Er ſend koi Witaberger, des merke an der Sproch, und do kennet er leicht verirra. Wiſſeter was? i lauf em Vater entgege und mach, daß er bald kommt.“

„Du wollteſt ihm entgegen gehen?“ ſagte Georg, gerührt von der Gutmüthigkeit des Mädchens; „weißt du denn, ob er ſchon in der Nähe iſt? vielleicht iſt er noch ſtundenweit entfernt, und in einer Stunde wird es Nacht!“

„Und wär's ſo Nacht, daß mer da Weg mit de Händ greifa müeßt, und müeßt i laufa bis Lichtaſtoi, i wetts gern dauh, Er kommet jo no bälder zu — “

Erröthend ſchlug ſie die Augen nieder, denn trieb ſie auch ihr gutes Herz, ſich zum Liebesboten des Ritters anzubieten, ſo ſchämte ſie ſich doch, jenes zarte Verhältniß, das ihr heute ſo klar, wie noch nie zuvor einleuchtete, zu berühren.

„Und willſt du mir zu lieb gehen bis Lichtenſtein, ſo wäre es ja thöricht von mir, zurück zu bleiben und erſt deinen Vater zu erwarten. Ich ſattle geſchwind mein Roß und reite neben dir her, und du zeigſt mir den Weg, bis ich ihn nicht mehr verfehlen kann.“

Das Mädchen von Hardt ſchlug die Augen nieder und ſpielte mit dem langen Zopfband; „aber es wird jo ſcho enera Stund Nacht,“ flüſterte ſie kaum hörbar.

„Ei, was ſchadet das? dann bin ich um den Hahnenſchrei in Lichtenſtein,“ antwortete Georg; „du wollteſt dich ja vorhin ſelbſt bei Nacht und Nebel auf den Weg machen.“

„Ja i wohl,“ entgegnete Bärbele ohne aufzuſehen, „aber Euch iſts g'wiß et g'ſund, wo ner erſt krank g'wä ſent, ſo in der kühla Nacht en Weg von ſechs Stund z'macha.“

Das kann ich nicht beachten!“ rief Georg, „und die Wunde iſt ja geheilt, ich bin geſund wie zuvor; nein! rüſte dich immer, gutes Kind, wir brechen ſogleich auf, ich gehe, mein Pferd zu ſatteln.“ Er nahm den Zaum von einem Nagel an der Wand, wo er aufgehängt war, und ſchritt zur Thüre.

„Herr! Euer Gnaden!“ rief ihm das Mädchen ängſtlich nach; „laſſet's lieber geh. Gucket, 's thuet ſe et, daß mer ſo ſelbander in der Nacht fortganget. D'Leut

in Hardt ſend ſo gar wunderlich und mer thät mer g'wiß ebbes ahänga, wenne — Wartet lieber bis morga früh, ſo wille uich meinetwega führa bis Pfullinga."

Der Junker ehrte die Gründe des guten Mädchens und hing ſchweigend den Zaum wieder an die Wand. Es möchte ihm freilich lieber geweſen ſeyn, wenn die Leute von Hardt weniger geneigt waren, Böſes zu denken; doch es war hier nichts zu thun, als ſich ſchweigend in ſein Schickſal zu ergeben. Er beſchloß daher, dieſen Abend und die folgende Nacht noch auf den Pfeifer zu warten; käme er nicht, ſo wollte er mit dem früheſten Morgen zu Pferd ſeyn und unter Leitung ſeiner ſchönen Tochter nach Lichtenſtein aufbrechen.

XV.

Die linden Lüfte ſind erwacht,
Sie ſäuſeln und wehen Tag und Nacht,
Sie ſchaffen an allen Enden.
O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, ſey nicht bang!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

L. Uhland.

Aber der Pfeifer von Hardt kehrte auch in dieſer Nacht nicht nach Haus zurück, und Georg, der ſeine Sehnſucht nach der Geliebten nicht mehr länger zügeln konnte, ſattelte, als der Morgen graute, ſein Pferd. Die runde Frau hatte nach einigen harten Kämpfen ihrem Töchterlein erlaubt, daß ſie den Junker geleiten dürfe. Sie wußte zwar, daß ein ſo unerhörtes Ereigniß

viele Abende zur Unterhaltung in den Spinnſtuben von Hardt dienen werde und ſah es deßwegen nicht ganz gerne. Wenn ſie aber bedachte, wie viel ihrem Eheherrn an dem jungen Ritter gelegen ſeyn müſſe, weil er ihn in ſein Haus aufgenommen und wie einen Sohn gepflegt hatte, ſo glaubte ſie doch, dieſen letzten Dienſt ihrem Gaſt nicht abſchlagen zu dürfen; doch machte ſie die Bedingung, daß Bärbele vorausgehen und ihn eine Viertelſtunde hinwärts an einem Markſtein erwarten müſſe.

Georg nahm gerührt Abſchied von der ſtattlichen runden Frau, die ihm zu Ehren heute noch einmal in ihrem Sonntagsſtaat prangte; er hatte in den geſchnitzten Schrank einen Goldgulden gelegt, ein wichtiges Geſchenk für die damalige Zeit und eine bedeutende Summe für die Reiſekaſſe Georgs von Sturmfeder. Der Pfeifer von Hardt ſoll übrigens nie etwas von dieſem Depoſitum erfahren haben; ſey es nun, daß die gute runde Frau den Goldgulden nicht gefunden hat, oder daß ſie ihrem Eheherrn nichts davon berichtete, aus Angſt, er möchte den Junker durch die Rückgabe des Geſchenkes beleidigen. Nur ſo viel iſt gewiß, daß die Frau des Spielmanns kurze Zeit nach dieſem Vorfall mit einem nagelneuen Rock in der Kirche erſchien, zur Verwunderung aller Weiber in der Gegend, und daß ihre Tochter Bärbele ein ſchönes Mieder von feinem Tuch mit Goldborten auf der nächſten Kirchweih trug, das man früher nie an ihr geſehen. Auch ſoll ſie jedesmal erröthet ſeyn, wenn die Mädchen das neue Mieder befühlten und lobten. Welch großen Staat

konnte man in den guten Zeiten um einen Goldgulden machen!

Georg fand seine Führerin auf dem bezeichneten Markstein sitzend. Sie sprang auf, als er heran kam, und ging mit raschen Schritten neben ihm her. Das Mädchen kam ihm heute noch viel hübscher vor als gestern. Ihre Wangen hatte der frische Aprilmorgen mit hohem Roth bedeckt und ihre Augen glänzten freundlich. Ihre Tracht eignete sich ganz gut zu einem weiten Marsch, denn das kurze Röckchen hinderte den Fuß nicht, flink auszuschreiten. Sie hatte ein Körbchen an den Arm gehängt, als wolle sie zu Markt in die Stadt gehen. Sie trug aber weder Gemüß noch Früchte darin, was sie wohl sonst in die Stadt zu bringen pflegte, sondern ein Regentuch, mit dem sie sich gegen die wechselnden Launen eines Apriltages versehen hatte. Der Junker dachte bei sich, als sie so schmuck und rüstig neben ihm hinging, daß das Mädchen wohl einmal eine gute tüchtige Hausfrau zu werden verspreche, und pries den jungen Burschen glücklich, der einst das Kleinod des Spielmannes von Hardt für sich gewinnen werde.

Sie hatte unstreitig viel von dem lebhaften Geiste ihres Vaters geerbt. Denn, wie jener bei der Reise über die Alb seinem vornehmen Gefährten durch Erzählungen und Hindeutungen auf die Gegend den Weg zu verkürzen bemüht gewesen war, so wußte auch sie, so oft das Gespräch zu stocken begann, entweder auf einen schönen Punkt in den Thälern und Bergen umher aufmerksam zu machen, oder sie theilte ihm unaufgefordert

eine und die andere Sage mit, die sich an ein Schloß, an ein Thal oder einen Bach knüpften.

Sie wählte meistens Nebenwege, und führte den Reiter höchstens zwei bis dreimal durch Dörfer; von zwei zu zwei Stunden aber machten sie Halt. Endlich nach drei solchen Stationen sah man in der Entfernung von einer kleinen halben Stunde ein Städtchen liegen; der Weg schied sich hier und ein Fußpfad führte links ab in ein Dorf. An diesem Scheidepunkte blieb das Mädchen stehen und sagte: „Was Er dort sehet, ist Pfullinga, von dort kann Ich jedes Kind da Weg nach Lichtastoi zeiga.“

„Wie? du willst mich schon verlassen?“ fragte Georg, der sich an die munteren, sinnigen Reden seiner Begleiterin so gewöhnt hatte, daß ihn der Abschied überraschte; „warum gehst du nicht wenigstens mit mir bis Pfullingen? Dort kannst du in der Herberge etwas essen und trinken; du willst doch nicht geradezu nach Haus laufen?“

Das Mädchen suchte freundlich auszusehen und zu scherzen, doch konnte sie einen schmerzlichen Zug um den Mund und trübe Augen nicht verbergen; denn wohl mochte auch ihr die Nähe ihres schönen Gastes theurer geworden seyn, als sie vielleicht selbst wußte. „Do mueß i von Ich geh, gnädiger Herr,“ sagte sie, „so gerne au no weiters mitging; aber d' Mueter wills so; dort in dem Dörfle am Berg hanne a Baas, und bei der bleibe heut, und morga gange wieder noch Hardt. Jetzt b'hüet Ich Gott der Herr und d'heilig Jungfrau, und älle seine Heilige nemmet Ich in Schutz. Grüeßet

mer de Vater und au," ſetzte ſie lächelnd hinzu, indem ſie ſchnell eine Thräne abſchüttelte, „grüeßet mer ſell Frähla, die Er ſo gern hent."

„Dank dir Bärbele," entgegnete Georg und reichte ihr die Hand zum Abſchied vom Pferd hinab. „Ich kann dir deine treue Pflege nicht vergelten. Aber wenn du nach Haus kommſt, ſo ſchau in den geſchnitzten Schrank, dort wirſt du etwas finden, das vielleicht zu einem neuen Mieder oder zu einem Röckchen für den Sonntag reicht. Nun, und wenn du es dann zum erſten Mal anhaſt und dein Schatz dich darin küßt, ſo gedenke an Georg von Sturmfeder!"

Der junge Mann gab ſeinem Pferde die Sporen und trabte über die grüne Ebene hin dem Städtchen zu. Zweihundert Schritte weit entfernt, ſchaute er ſich noch einmal nach der Tochter des Spielmannes um. Sie ſtand noch dort, wo er ſie verlaſſen hatte, im rothen Mieder, im kurzen Röckchen, mit langen Zöpfen und weißen Strümpfen; ſie war es und keine andere; aber ſie hielt die Hand vor die glänzenden Augen und Georg war ungewiß, ob ſie die Strahlen der Sonne dadurch abhalten wolle, indem ſie ihm nachblickte, oder ob ſie vielleicht jene Thräne verwiſche, die er in ihren Wimpern blinken ſah, als ſie Abſchied nahm.

Bald war er am Thor der kleinen Stadt angelangt. Er fühlte ſich ermüdet und durſtig, und fragte daher auf der Straße nach einer guten Herberge. Man wies ihn nach einem kleinen düſteren Haus, wo ein Spieß über der Thüre und ein Schild, mit einem ſpringenden Hirſch geziert, zur Einkehr einluden. Ein kleiner

baarfußiger Junge führte sein Pferd in den Stall, ihn selbst aber empfing in der Thüre eine junge freundliche Frau und führte ihn zur Trinkstube.

Es war dies ein weites, finsteres Zimmer, an dessen Wänden sich schwere eichene Tische und Bänke hinzogen. Die ungeheure Menge von Kannen und Bechern, die, blank gescheuert, von den Gestellen am Getäfel herabblinkte, bewies, daß die Herberge zum Hirsch sehr besucht seyn müsse. In der That saßen auch, obgleich es erst Mittag war, schon viele Gäste beim Wein. Sie schauten den stattlichen jungen Ritter prüfend an, als er an ihren Tischen vorüber zum Ehrenplatz, in ein sechseckiges, wie eine Laterne aus lauter Fenstern erbautes Erkerlein geführt wurde; doch ließen sie sich in ihrem Gespräch durch den vornehmen Gast nicht lange stören, sondern schwatzten weiter über Krieg und Frieden, über Schlachten und Belagerungen, wie ehrsame Spießbürger in so unruhigen Zeiten, wie Anno 1519, zu thun pflegten.

Die Wirthin schien an ihrem Gast Gefallen zu finden. Sie schaute mit lächelnder Miene nach ihm herüber, wenn sie am Erkerlein vorbeiging, und als sie ihm eine Kanne alten Heppacher und einen silbernen Becher vorsetzte, zog sich ihr etwas großer Mund zu holdseliger Freundlichkeit. Sie versprach ihm auch, ein junges Huhn zu braten und einen Tisch zu decken, wenn er sich nur ein wenig gedulden wolle; einstweilen solle er sich den Wein gut bekommen lassen. Das laternenförmige Erkerlein lag um zwei Stufen höher als die übrige Trinkstube; Georg konnte daher mit Muße die

Tiſche überſehen und trinkend die Gäſte muſtern. Obgleich er nicht viel in Herbergen und Weinſtuben ſich herum zu treiben pflegte, ſo hatte er doch, vielleicht dadurch, daß er weniger ſprach als beobachtete, einen eigenen Takt in Beurtheilung ſolcher Umgebungen gewonnen, der ihn auch bei ſeinen jetzigen Beobachtungen unterſtützte.

Die Geſellſchaft, die um einen der großen eichenen Tiſche ſaß, beſtand aus etwa zehen bis zwölf Männern. Sie unterſchieden ſich auf den erſten Anblick nicht ſehr von einander; große Bärte, kurze Haare, runde Mützen, dunkle Wämmſer gehörten dem einen ſo gut, wie dem andern an. Doch ſonderte ein ſchärferer Blick bald vorzüglich drei von den Uebrigen. Der eine — er ſaß Georg am nächſten, war ein kleiner, fetter, freundlicher Mann. Sein Haar war im Nacken etwas länger als das der anderen, er hatte es ſorgfältiger gekämmt, auch ſchien ſein dunkler Bart beſſer gepflegt zu ſeyn. Ein Mantel von feinem ſchwarzem Tuch und ein Filzhut mit ſpitzigem Kopf und breiter Krämpe, die hinter ihm an einem Nagel hingen, bezeichneten einen Mann von einigem Gewicht, vielleicht gar einen Rathsherrn. Er mochte auch eine beſſere Sorte trinken als die Uebrigen, denn er ſchlürfte bedächtig, und wenn er mit dem Deckel an ſeinem Krug das Zeichen gab, daß er leer ſey, that er er dies mit einem gewiſſen Anſtand und vernehmlicher als die Uebrigen. Er ſah bei allem, was geſprochen wurde, überaus fein und liſtig aus, als wiſſe er noch manches, ohne es gerade hier preisgeben zu wollen. Auch hatte er das Vorrecht, das Kellnermädchen in die

Backen zu kneipen oder ihren runden Arm zu „tätſcheln,“ wenn ſie die gefüllte Kanne brachte.

Ein anderer Mann, der am entgegengeſetzten Ende des Tiſches ſaß, ſtach nicht minder gegen ſeine Umgebungen ab, als der Fette; alles war an ihm länglich und hager. Sein Geſicht, von der Stirne bis zu dem langen zugeſpitzten Kinn, maaß wohl eine gute Mannsſpanne; ſeine Finger, mit welchen er auf dem Tiſche den Takt eines Liedes ſpielte, das er leiſe vor ſich hin pfiff, hatten etwas ſpinnenartiges, und als ſich Georg einmal zufällig bückte, gewahrte er zu ſeinem großen Erſtaunen, daß der hagere Mann lange, dünne Beine beinahe unter dem ganzen Tiſch hin ausgeſtreckt hatte. Er hatte um ſeine Naſe etwas Hochfahrendes, das ſich auch in der Art, wie er allem, was die Bürger vorbrachten, widerſprach, ausdrückte; er ſah aus, wie einer der viel mit vornehmen Herren umgegangen iſt, ihre Art und Weiſe angenommen hat, aber doch nicht recht bequem damit zurecht kommt. Er konnte nicht aus dem Städtchen ſeyn, denn er hatte die Wirthin nach ſeinem Pferd gefragt. Nach Georgs Muthmaßungen war er ein reiſender Arzt, wie ſie zu jener Zeit im Land umherzogen, um die Menſchen künſtlich umzubringen.

Der dritte Mann, der dem Gaſt im Erker auffiel, ſah etwas zerriſſen und zerlumpt aus; er hatte übrigens etwas Bewegliches, Liſtiges in ſeinem Weſen, das ihn von der gutmüthigen behaglichen Ruhe der Spießbürger merklich unterſchied. Er hatte über dem einen Auge ein großes Pflaſter, das andere aber blickte kühn und offen um ſich. Ein großer Reiſeſtock mit eiſerner Spitze, der

neben ihm lag, und ſein lederbeſetzter Rücken, worauf er gewöhnlich einen Korb oder eine Kiſte tragen mochte, ließen ſchließen, daß er entweder ein Bote ſey, oder wahrſcheinlicher noch einer jener herumziehenden Krämer, die auf Märkte und Kirchweihen, nebſt wunderbaren Nachrichten aus fernen Landen, für die Weiber wirkſame Mittel gegen behextes Vieh und für die Mädchen ſchöne bunte Bänder und Tücher bringen.

Dieſe drei waren es auch, die das Geſpräch führten, das nur hin und wieder durch einen Ausruf der Verwunderung oder durch ein Klopfen mit den Krugdeckeln von den übrigen ehrſamen Bürgern unterbrochen wurde.

Dieſe Männer handelten übrigens eine Materie ab, die Georgs Intereſſe ſehr in Anſpruch nahm. Sie ſprachen über die Unternehmungen des Bundes im würtembergiſchen Unterland. Der Krämer mit dem ledernen Rücken hatte erzählt, daß Möckmühl, worin ſich Götz von Berlichingen eingeſchloſſen, von den Bündiſchen erſtürmt, und jener tapfere Mann gefangen worden ſey. [28]

Der Rathsherr hatte zu dieſer Nachricht liſtig gelächelt und einen guten Zug von ſeiner beſſern Sorte getrunken; der Hagere ließ aber den Lederrücken nicht ausſprechen, er ſchlug den Takt mit den langen Fingern etwas vernehmlicher und ſagte mit hohler Stimme: „Das iſt erſtunken und erlogen, Freund! ſeht, das iſt gar nit möglich, denn der Berlichingen verſteht die ſchwarze Kunſt und iſt feſt, das muß ich wiſſen, und überdies hat er allein mit ſeiner eiſernen Hand in

mancher Schlacht zweihundert Mann maustodt geſchlagen, was wird er ſich denn fangen laſſen!“

„Mit Verlaub,“ unterbrach ihn der fette Herr, „dem iſt nicht alſo, ſondern Götz iſt in der That gefangen und ſitzt in Heilbronn. Aber nicht, weil er erlegen iſt, denn ſein Schloß in Möckmühl iſt nicht erſtürmt worden, ſondern die Bündiſchen haben ihm und den Seinigen freien Abzug verſprochen; wie er aber aus dem Thor kam, wurde er überfallen, ſeine Knechte getödtet und er gefangen. Seht, das iſt nicht recht, und da hat der Bund ſchändlich gehandelt.“

„Da muß ich doch bitten, Herr,“ ſprach der Lange, „daß man nicht alſo von den Bundesoberſten ſpricht; ich kenne viele Herren davon genau, wie z. B. Herr Truchſeß von Waldburg mein geneigter Herr und Freund iſt.“

Der fette Herr ſchien etwas erwiedern zu wollen, ſpielte aber das, was ihm auf der Zunge lag, mit einigem Wein hinunter. Jedoch die Bürger brachen bei Erwähnung ſo vornehmer Bekanntſchaften in ein Gemurmel des Staunens aus und lüfteten ehrerbietig ihre Mützen.

„Nun, wenn Ihr bei dem Bunde ſo gut bekannt ſeyd,“ ſagte der Zerlumpte mit etwas trotziger Miene, ſo werdet Ihr uns die beſte Nachricht geben können, wie es um Tübingen ausſieht.“

„Es pfeift aus dem letzten Loche,“ antwortete der Gefragte; „ich war vor kurzer Zeit dort und ſah die fürtrefflichen und ſchrecklichen Anſtalten zur Belagerung.“

„Ei! — So! — Wie!“ flüſterten die Bürger und rückten näher zuſammen, als erwarteten ſie wichtige Kunde.

Der hagere Mann lehnte ſich an die Lehne ſeines Stuhles zurück, ſteckte die langen Finger in die Degenkuppel, ſtreckte die Beine um einige Zoll länger aus und ſprach: „Ja, ja, ihr Leute, dort ſieht es arg aus; alle Ortſchaften in der Nachbarſchaft ſind in großem Schaden, denn die Obſtbäume ſind alle abgehauen, man ſchießt mit aller Macht auf Stadt und Schloß, und die Stadt hat ſich ſchon ergeben; im Schloß liegen vierzig Ritter, aber ſie können die paar Mäuerlein nicht mehr lange halten!“

„Was? ein paar Mäuerlein?“ rief der fette Herr und ſetzte ſeine Kanne klirrend auf den Tiſch; „wer je das Schloß von Tübingen geſehen hat, kann nicht von ein paar Mäuerlein reden. Hat es nicht auf den Seiten, wo es an den Berg ſtößt, zwei tiefe Graben, daß die Bündler mit keiner Leiter hinauf können, und Mauern zwölf Schuh dick, und Thürme, aus welchen ſie ihre Feldſchlangen nicht übel ſpielen laſſen.“

„Umgeſchoſſen, umgeſchoſſen!“ rief der lange Mann mit ſo greulich hohler Stimme, daß die erſchrockenen Bürger die Thürme von Tübingen krachen zu hören glaubten; „den neuen Thurm, den der Ulerich neulich aufbaute, hat der Frondsberg umgeſchoſſen, wie wenn er nie da geſtanden wäre.“ [24]

„Aber damit iſt noch nicht Alles hin,“ antwortete der Zerlumpte. „Die Ritter machen Ausfälle aus dem Schloß, und haben ſchon manchen auf dem Wörth am Neckar ſchlafen gelegt. Und dem Frondsberg haben ſie den Hut vom Kopf geſchoſſen, daß er heute noch Ohrenſummen hat.“ [25]

„Da seyd Ihr falsch berichtet," sprach der Hagere nachlässig; „Ausfälle? dafür haben die Belagerer leichte Reiter wie die Teufel; es sind Griechen, ich weiß nicht vom Ganges oder Epiros, man heißt sie Stratioten; die haben einen Obersten, den Georg Samares, der läßt keinen Hund aus dem Loch ausfallen." [26]

„Der hat halt auch ins Gras beißen müssen," entgegnete der zerlumpte Mann mit einem höhnischen Seitenblicke: „die Hunde, wie Ihr sie nennt, sind dennoch ausgefallen, obgleich der Grieche vor dem Loch stand, und haben ihn gebissen und gefangen, und — "

„Gefangen? den Samares?" rief der Lange, aus seiner vornehmen Ruhe aufgeschreckt; „Freund, das habt Ihr falsch gehört!"

„Nein," antwortete jener sehr ruhig, „ich habe die Glocken läuten hören, als man ihn in Sanct Jörgenkirche begraben hat."

Die Bürger schauten aufmerksam nach dem langen Fremden, um zu erforschen, was für einen Eindruck diese Nachricht auf ihn mache. Er ließ seine buschigen Augenbraunen herab, daß von seinen Augen nichts mehr zu sehen war, zwirbelte seinen langen dünnen Knebelbart, schlug mit der knöchernen Hand auf den Tisch und sagte: „Und wenn sie ihn auch in zehn Stücke zerhauen hätten, den Griechen, es hilft doch nichts! das Schloß muß über, da hilft nichts, und hat man Tübingen, dann gute Nacht Würtemberg! Der Ulerich ist zum Land hinaus, und meine gnädigen Herren und Gönner sind Meister."

„Wer ſteht Euch davor, daß er nicht wieder kommt? und dann? — —“ ſagte der kluge fette Herr und klappte den Deckel zu.

„Was? wiederkommen!“ ſchrie jener, „der Bettelmann! Wer ſagt das, daß er wiederkommt? Wer wagt es? He?“

„Was geht es uns an!“ murmelten die Gäſte unmuthig, „wir ſind friedliche Bürger, uns iſts einerlei, wer Herr im Land iſt, wenn nur die Steuern anders werden. — Wenn man in der Herberg iſt, wird doch auch noch ein Wort erlaubt ſeyn.“ So ſprachen ſie, und der Hagere ſchien zufrieden, daß ihm keiner etwas Ernſtliches entgegnete. Er ſah einen um den andern mit ſtechendem Blicke an, zog dann ſein Geſicht in freundlichere Falten und ſagte: „Es war nur zur Erinnerung, daß wir den Herzog fürder nicht mehr brauchen; mein' Seel, mir iſt er wie Gift und Operment, darum gefällt mir auch das Paternoſter ſo gut, das Einer auf ihn gemacht hat; ich will es einmal ſingen.“ Die Bürger ſahen finſter vor ſich hin und ſchienen nicht ſehr begierig auf den Spottgeſang, der ihrem unglücklichen Herzog galt. Jener aber befeuchtete ſeine Kehle mit einem guten Trunk und ſang mit heißerer unangenehmer Stimme: [27]

„Vater Unſer,
Reutling iſt unſer;
Der du biſt in dem Himmel,
Eßling wöll'n wir bald gewinnen;
Geheiligt werde Dein Nam',
Heilbronn und Weil wöll'n wir auch han;
Zu uns komme Dein Reich,
Der Ulmer Bund ſteht uns keinen gleich;

Dein Will' geſchehe,
Die Münz' hat gereit ein ander Gepräge;
Gieb uns unſer täglich Brod,
Wir haben Geſchütz für alle Noth;
Vergieb uns unſere Schuld,
Wir haben des Königs von Frankreich Huld;
Als wir vergeben unſern Schuldigern,
Wir wöll'n dem Bund das Maul zuſperr'n!
Laß uns nicht geführt werden,
Wir wöll'n bald Kaiſer werden,
In keine Verſuchung, ſondern erlös' uns von allem Uebel. Amen.
So behalten wir des Kaiſers Namen."

Er ſchloß ſeinen Geſang mit einem fatalen zitternden Schnörkel, der weiter keinen Effekt hervorbrachte, als daß die Bürger einander heimlich anſtießen und über die jämmerlichen Töne des Sängers die Achſel zuckten. Er aber ſchaute ſtolz in dem Kreiſe umher, als wolle er in den Mienen ſeiner Zuhörer den gerechten Beifall leſen.

„Ihr habt da ein gar frommes Lied geſungen," ſagte der Zerlumpte; „ſo fein kann ichs nicht, aber doch weiß ich auch ein neues Lied, und will es mit Eurem Verlaub ſingen."

Der Hagere ſah ihn ſcheel und ſpöttiſch an, die Bürger aber nickten ihm zu, und er begann mit einem angenehmen Tenor, indem er die Augen halb zuſchloß, aber doch hin und wieder auf den langen Mann hinüberſchielte, als beobachte er, welchen Eindruck ſein Geſang mache: [28]

„O weh, wo bleibet deine Kraft,
Würtemberg, du arme Landſchaft;
Ich klag dich billig hart und ſehr,
Denn der Bader von Ulm der iſt dein Herr.

„Der zu Nürnberg die Wetſchger macht,
Der Weber von Augsburg treibt auch ſein' Pracht,
Der Salzſieder von ſchwäbiſch Hall,
Von Ravensburg die Krämer all'.

„Von Rothweil die neuen Schweizerknaben
Wollten der Gans auch ein' Feder haben,
Und der Schneider von Memming iſt in der Sach'
Und auch der Kürſchner von Biberach."

Lärmender Beifall und Gelächter unterbrach den Sänger; ſie langten über den Tiſch herüber, ſchüttelten dem Zerlumpten die Hand und lobten ſein Lied. Der Hagere ſprach kein Wort, ſondern warf finſtere Blicke auf die Geſellſchaft; man war ungewiß, ob er den Beifall des Zerlumpten beneidete, oder ob der Gegenſtand des Liedes ihn beleidigte. Der fette Herr aber ſah ungemein klug aus, brummte die Weiſe des Liedes mit und nickte bei jeder Kraftſtelle mit dem Haupt.

Der Sänger mit dem ledernen Rücken fuhr fort:

„Den Saymer von Kempten ich Euch meld'
Und Holzhauer von dem Herdtfeld,
Und andere, die ich nit nennen will,
Der Haufen iſt groß und wird gar zu viel.

„Und auch der iſt in dem Strauß,
Der richt' Alles mit Ungeld aus,
Ich mein' Junker Ermlich und ſein Geſind,
Des reichen Barchetwebers Kind."

„Daß Euch der Kukuk in den Hals fahr', Ihr Lumpenhund!" fuhr der lange Mann auf, als er die letzten Worte hörte. „Ich weiß wohl, wen Ihr mit dem Barchetweber meint, meinen gnädigen Gönner, den Herrn von Fugger. Den ſoll mir ein ſolcher Landläufer verunglimpfen?" Er begleitete dieſe Worte mit

einem ausdrucksvollen Mienenspiel und mit schrecklicher Geberde.

Doch der mit dem ledernen Rücken ließ sich nicht einschüchtern; er stellte seine ungemein muskulöse Faust vor sich hin und sagte: „Den Landläufer könnt Ihr für Euch behalten, Herr Calmus! man weiß wohl, wer Ihr seyd; und wenn Ihr nicht augenblicklich Euer Maul haltet, so will ich Euch Eure Rührlöffelarme vom Leib schlagen.“

Der Hagere stand auf und bedauerte sich selbst, daß er in so gemeine Gesellschaft gerathen sey; er zahlte seinen Wein und ging vornehmen Schrittes aus der Trinkstube.

XVI.

Weh' mir, ich habe die Natur verändert.
Wie kommt der Argwohn in die freie Seele?
Vertrauen, Glaube, Hoffnung ist dahin,
Denn Alles log mir, was ich hochgeachtet.
Schiller.

Als dieser Mann das Zimmer verlassen hatte, sahen die Gäste erstaunt einander an; es war ihnen zu Muth, als hätten sie ein schweres Gewitter aufsteigen sehen, es hätte gekracht, als ob die Erde bersten wolle, ja, als wäre ein erschrecklicher, tödtender Blitz auf sie herabgefahren, und siehe da, es war nur ein „kalter Schlag.“ Dem Mann mit dem Lederrücken dankten sie, daß er den ungezogenen, übermüthigen Gast so schnell entfernet habe, und fragten, was er wohl von dem hageren Fremden wisse?

„Den kenne ich wohl," antwortete dieſer; „das iſt unſeres Herrgotts Tagedieb, ein fahrender Arzt, der den Leuten Pillen verkauft gegen die Peſt, den Hunden den Wurm ſchneidet und die Ohren ſtutzt, die Mädchen von dicken Hälſen befreit und den Weibern Augenwaſſer gibt, daß ſie blind werden. Er heißt eigentlich Kahlmäuſer, aber weil er ein Gelehrter ſeyn will, heißt er ſich Doctor Calmus. Er niſtet ſich bei allen großen Herren ein, und wenn ihn einer einmal einen Eſel geheißen hat, ſo meint er ſchon, er ſey ſein beſter Freund."

„Mit dem Herzog muß er aber nicht gut ſtehen," bemerkte der ſchlaue Herr, „denn er hat doch läſterlich über ihn geſchimpft."

„Ja, mit Herrn Ulerich ſteht er freilich nicht gut; das ging aber ſo: der Herzog hatte einen ſchönen däniſchen Jagdhund, der hatte ſich im Schönbuch einen Dorn tief in die Pfote getreten. Den Herzog dauerte der Hund; er forſchte nach einem geſchickten Mann, der das Thier heilen könnte, und zufällig war der Kahlmäuſer da und bot ſich mit wichtigem Geſicht dazu an. Er bekam im Schloß in Stuttgart alle Tage gut zu eſſen und eine Maaß Wein; das ſchmeckte ihm nun ſo gut, daß er über ein Vierteljahr an der Hundspfote dokterte. Da ließ ihn eines Tages der Herzog ſammt dem Hund rufen und fragte, was er ausgerichtet habe. Er ſoll viel gelehrtes Zeug geſchwatzt haben; doch der Herr hat nicht darauf geachtet, ſondern die Pfote ſelbſt unterſucht, und da fand es ſich, daß ſie ſchon ganz ſchwarz und brandig war. Da nahm der Herzog den Kahlmäuſer, ſo lang er war, trug ihn an die lange Treppe, auf der

man bis in den zweiten Stock hinauf reiten kann, und warf ihn hinunter, daß er halb todt unten ankam; und seit der Zeit ist der Doktor Calmus nicht gut auf den Herzog zu sprechen. Andere sagen auch, er sey der Kundschafter gewesen zwischen dem Hutten und Frau Sabina, und habe nur deßwegen den Hund übernommen, weil er dadurch ins Schloß kam."

„So?" mit dem Hutten hat er es gehalten?" sagte einer der Bürger. „Das hätten wir wissen sollen, so hätten wir ihm das Fell recht gegerbt, dem Lumpendoktor! Der Hutten ist doch an all' dem unseligen Kriege schuld mit seiner Liebelei, und der dürre Kahlmäuser hat ihm dazu geholfen?"

„**De mortuis nil nisi bene**, man muß die Todten schonen, sagen die Lateiner," entgegnete der fette Herr; „der arme Teufel hat es mit dem Leben theuer genug bezahlt."

„Aber es ist ihm recht geschehen!" rief jener Bürger mit großer Hitze; an des Herzogs Stelle hätte ichs gerade auch so gemacht; ein jeder Mann muß sein Hausrecht wahren."

„Reitet Ihr zuweilen mit dem Vogt auf die Jagd?" fragte der fette Herr mit überaus schlauem Lächeln; „da habt Ihr die beste Gelegenheit; ein Schwert habt Ihr ja, und eine Eiche wird sich auch finden, wohin Ihr seinen Leichnam hängen könnet."

Ein schallendes Gelächter der Bürger von Pfullingen belehrte den Gast im Erker, daß jener eifrige Vertheidiger des Hausrechts in seinem eigenen Hause nicht so ganz strenge Justiz üben müsse. Er erröthete und

murmelte einige unverständliche Worte in seinen Becher hinein.

Der Zerlumpte aber, der als Fremder nicht mitlachen wollte, nahm sich seiner an: „Ja wohl hat der Herzog ganz recht gehabt; denn er hätte den Hutten auf der Stelle hängen können, ohne daß er erst mit ihm focht; er ist ja Freischöff vom westphälischen Stuhl, vom heimlichen Gericht, und darf einen solchen Ehrenschänder ohne weiteres abthun. Und er hatte die besten Beweise gleich bei der Hand; kennt Ihr das schöne Liedlein? Ich will einmal ein paar Verse daraus singen:

Und im Wald er sich zum Hutten wandt':
„Was flimmert dort an deiner Hand?"
„Herr Herzog, 's ist ein Ringelein,
Das hab' ich von meiner Liebsten fein."

„Ei, Hans, du bist ein stattlich Mann,
Hast auch ein gülden Kettlein an!"
„Das hat mir auch mein Schatz geschenkt,
Zum Zeichen, daß sie mein gedenkt."

Dann heißt es weiter:

O Hutten, gib dei'm Gaul die Sporn,
Des Herzogs Auge rollt voll Zorn.
O Hutten, fleuch, noch ist es Zeit,
Er reißt das Schwert schon aus der Scheid'." —

„Laßt es lieber gut seyn," unterbrach ihn der fette Herr mit ernster Miene; „es ist nicht gut, daß man in solchen Zeiten dies Lied in der Herberge singt; dem Herzog kann es nicht mehr nützen, und die Bündischen sind rings um uns; es könnte leicht einer etwas davon hören," setzte er mit einem stechenden Blick auf Georg hinzu, „und dann hieße es gleich: Pfullingen zahlt hundert Gulden Brandsteuer mehr."

„Weiß Gott, Ihr habt recht!“ sagte der Zerlumpte, „es ist nicht mehr, wie früher, wo man ein freies Wort sprechen und singen durfte beim Wein in der Trinkstube; da muß man immer umschauen, ob nicht dort ein Herzoglicher und auf der andern Seite ein Bündler sitzt; aber den letzten Vers will ich noch singen, trotzt Baiern und dem Schwabenbund:

Es steht eine Eich' im Schönbuchwald,
Gar breit in den Aesten und hoch gestalt't;
Die wird zum Zeichen Jahrhunderte stahn;
Dort hing der Herzog den Hutten d'ran.“

Er hatte ausgesungen, das Gespräch der Bürger sank jetzt zum Geflüster herab, und Georg glaubte zu bemerken, daß sie über ihn ihre Glossen machten. Auch die freundliche Wirthin schien neugierig, zu wissen, wen sie in ihrem Erkerlein beherberge. Sie setzte die Speisen, die sie ihm bereitet hatte, vor ihn hin, nachdem sie ein schönes Tafeltuch über den runden Tisch ausgebreitet hatte; dann nahm sie selbst an der entgegengesetzten Seite Platz und befragte ihn, wiewohl sehr bescheiden, über das woher? und wohin?

Der junge Mann war nicht gesonnen, ihr über den eigentlichen Zweck seiner Reise genaue Auskunft zu geben. Das Gespräch der Gäste an der langen Tafel hatte ihn belehrt, daß es hier nicht minder gefährlich sey, zu gar keiner Partei zu gehören, als sich für irgend eine bestimmt zu erklären; er sagte daher, er komme aus Franken und werde noch weiter hinauf ins Land, in die Gegend von Zollern reisen, und schnitt somit jede weitere Frage ab; denn die Wirthin war zu bescheiden,

als daß sie sich den Ort, wohin er gehe, noch näher hätte bezeichnen lassen. Es schien ihm aber eine gute Gelegenheit, sich nach Marien zu erkundigen; denn er war glücklich, wenn ihm die Wirthin zum goldenen Hirsch auch nur ihren Namen nennen, nur den Saum ihres Kleides beschreiben würde. Er fragte daher nach den Burgen umher und nach den ritterlichen Familien, die in der Nachbarschaft wohnen.

Die Wirthin schwatzte gerne; sie gab ihm in weniger als einer Viertelstunde die Chronik von fünf bis sechs Schlössern aus der Gegend, und bald kam auch Lichtenstein an die Reihe. Der junge Mann holte tiefer Athem bei diesem Namen und schob die Schüssel weit hinweg, um seine Aufmerksamkeit ganz der Erzählerin zu widmen.

„Nun, die Lichtensteiner sind gar nicht arm, im Gegentheil, sie haben schöne Felder und Wälder, und keine Ruthe Landes verpfändet; da ließe sich der Alte lieber seinen langen Bart abscheeren, obgleich er gar viel darauf hält und ihn immer streichelt, wenn er mit den Leuten spricht. Er ist ein strenger ernster Mann; was er einmal haben will, das muß geschehen, und sollte es biegen oder brechen. Er ist auch einer von denen, die es so lange mit dem Herzog hielten; die Bündischen werden es ihm übel entgelten lassen."

„Wie ist denn seine..., ich meine, Ihr sagtet, er habe eine Tochter, der Lichtenstein?"

„Nein," antwortete die Wirthin, indem sich ihr sonst so heiteres Gesicht in grämliche Falten zog, „von der habe ich gewiß nicht gesprochen, daß ich es wüßte. Ja, er hat eine Tochter, der gute alte Mann, und es wäre

ihm beſſer, er führe kinderlos in die Grube, als daß er aus Jammer über ſein einziges Kind abfährt."

Georg traute ſeinen Ohren nicht; was konnte die Wirthin gerade von Marien ſo Arges denken, daß ſie den Vater glücklich pries, wenn er dieſes Kind nicht hätte? „Was iſt es denn mit dieſem Fräulein?" fragte er, indem er ſich vergebens abmühte, recht ſcherzhaft auszuſehen: „Ihr macht mich neugierig, Frau Wirthin! oder iſt es ein Geheimniß, daß Ihr nicht ſagen dürft?"

Die Frau zum goldenen Hirſch ſchaute aus dem Erker heraus nach allen Seiten, ob niemand lauſche, aber die Bürger waren ruhig in ihrem Geſpräch begriffen und achteten nicht auf ſie, und ſonſt war niemand in der Nähe, der ſie hören konnte. „Ihr ſeyd ein Fremder," hub ſie nach dieſen Forſchungen an, „Ihr reiſet weiter und habt nichts mit dieſer Gegend zu ſchaffen, darum kann ich Euch wohl ſagen, was ich nicht jedem vertrauen möchte. Das Fräulein dort oben auf dem Lichtenſtein iſt ein — ein — ja bei uns Bürgersleuten würde man ſagen, ſie iſt ein ſchlechtes Ding, eine loſe Dirne — "

„Frau Wirthin!" rief Georg.

„So ſchreiet doch nicht ſo, verehrter Herr Gaſt, die Leute ſchauen ſich ja um. Meinet Ihr denn, ich ſage, was ich nicht ganz gewiß weiß? Denkt Euch, alle Nacht Schlag elf Uhr läßt ſie ihren Liebſten in die Burg. Iſt das nicht ſchrecklich genug für ein ſittſames Fräulein?"

„Bedenket, was Ihr ſprechet! Ihren Liebſten?"

„Ja leider, Nachts um elf Uhr ihren Liebſten; es iſt eine Schande und ein Spott! Es iſt ein ziemlich großer Mann, der kommt, in einen grauen Mantel

gehüllt, ans Thor. Sie hat es zu machen gewußt, daß zu dieſer Zeit alle Knechte vom Thore entfernt ſind, und nur der alte Burgwart, der ihr auch in ihrer Kindheit zu allen loſen Streichen half, um den Weg iſt; da kommt ſie nun allemal, wenn es drüben in Holzelfingen elf Uhr ſchlägt, ſelbſt herunter in den Hof, die Nacht mag ſo kalt ſeyn als ſie will, und bringt den Schlüſſel zur Zugbrücke, den ſie zuvor ihrem alten Vater vom Bette ſtiehlt; dann ſchließt der alte Sünder, der Burgwart, auf, die Brücke fällt nieder und der Mann im grauen Mantel eilt in die Arme des Fräuleins."

„Und dann?" fragte Georg, der beinahe keinen Athem mehr in der Bruſt, kein Blut mehr in den Wangen hatte, „und dann?"

„Ja, dann wird Braten, Brod und Wein geholt; ſo viel iſt gewiß, daß der nächtliche Liebſte einen ungeheuren Hunger haben muß, denn er hat in mancher Nacht einen halben Rehziemer rein aufgezehrt und zwei, drei Nößel Wein dazu getrunken; was weiter geſchieht, weiß ich nicht; ich will nichts vermuthen, nichts ſagen, aber das weiß ich," ſetzte ſie mit einem chriſtlichen Blick gen Himmel hinzu, „beten werden ſie nicht."

Georg ſchalt ſich nach kurzem Nachdenken ſelbſt aus, daß er nur einen Augenblick gezweifelt habe, daß dieſe Erzählung eine Lüge, von irgend einem müßigen Kopf erſonnen ſey; oder wenn auch etwas wahres daran wäre, ſo konnte es doch nichts ſeyn, das Marien zur Unehre gereicht hätte.

Wenn es wahr iſt, daß die Liebe eines Jünglings in den guten alten Zeiten zwar nicht weniger leidenſchaftlich

war, als in unſeren Tagen, aber mehr den Charakter reiner anbetender Ehrfurcht trug, daß nach der Sitte der Zeit die Geliebte nicht auf gleicher Stufe mit ihrem Verehrer, ſondern um eine höher ſtand, wenn wir den romantiſchen Erzählungen alter Chroniken und Minnebücher trauen dürfen, die ſo viele Beiſpiele aufführen, daß ſich edle Männer, wenn ſie in Liebe ſind, für die Treue und Reinheit ihrer Dame auf der Stelle todtſchlagen laſſen: ſo iſt es nicht zu verwundern, daß Georg von Sturmfeder, wenigſtens auf dieſe Indicien hin, von Marien nichts ſchlechtes denken konnte. So räthſelhaft ihm ſelbſt jene nächtlichen Beſuche vorkommen mochten, ſo ſah er doch klar, es ſey weder bewieſen, daß der Vater nichts darum wiſſe, noch daß der geheimnißvolle Mann gerade ein Liebhaber ſeyn müſſe. Er trug dieſe Zweifel auch ſeiner Wirthin vor.

„So? meint Ihr, der Vater wiſſe um die Geſchichte?“ ſprach ſie; „dem iſt nicht ſo. Sehet, ich weiß das gewiß, denn die alte Roſel, die Amme des Fräuleins —“

„Die alte Roſel hat es geſagt?“ rief Georg unwillkürlich; ihm war ja dieſe Amme, die Schweſter des Pfeifers von Hardt, ſo wohlbekannt; freilich wenn dieſe es geſagt hatte, war die Sache nicht mehr ſo zweifelhaft; denn er wußte, daß ſie eine fromme Frau und dem Fräulein ſehr zugethan war.

„Ihr kennt die alte Roſel?“ fragte die Wirthin, erſtaunt über den Eifer, womit ihr fremder Gaſt nach dieſer Frau fragte.

„Ich? ſie kennen? nein, erinnert Euch nur, daß ich heute zum erſten Mal in dieſe Gegenden komme; nur der Name Roſel fiel mir auf.“

„Sagt man bei Euch nicht ſo? Roſel heißt Roſina bei uns, und ſo nennt man die alte Amme in Lichtenſtein; nun ſeht, dieſe hält viel auf mich und kommt hie und da zu mir, dann koche ich ein ſüßes Weinmüschen, was ſie für ihr Leben gerne ißt, und zum Dank vertraut ſie mir allerlei Neues. Von ihr habe ich auch, was ich Euch ſagte. Der Vater weiß gar nichts von dieſen nächtlichen Beſuchen, denn er geht ſchon um acht Uhr zu Bette; die Amme ſchickte das Fräulein jedesmal um acht Uhr in ihre Kammer. Das fiel nun nach ein paar Tagen der guten Roſel auf. Sie ſtellt ſich, als gehe ſie zu Bette, und ſiehe da, was geſchieht? Kaum iſt alles ruhig im Schloß, ſo macht das Fräulein, das ſonſt keinen Span anrührt, eigenhändig ein Feuer auf den Heerd, kocht und bratet, was ſie kann und weiß, holt Wein aus dem Keller, holt Brod aus dem Schrank und deckt in der Herrenſtube den Tiſch. Dann ſchaut ſie zum Fenſter hinaus in die kalte ſchwarze Nacht, und richtig, wenn es drüben elf Uhr ſchlägt, raſſelt die Zugbrücke nieder, der nächtliche Geſelle wird eingelaſſen, und geht mit dem Fräulein in die Herrenſtube; ſie hat auch ſchon gehorcht, die Roſel, was wohl drinnen vorgehe, aber die eichenen Thüren ſind gar dick; dann lugte ſie auch einmal durchs Schlüſſelloch, ſah aber nichts als den Kopf des Fremden.“

„Nun, und iſt er ſchon alt? Wie ſieht er aus?“

„Alt? wo denket Ihr hin! die ſieht mir auch darnach aus, daß ſie es mit einem Alten hätte! Jung iſt er und ſchön, wie mir die Roſel ſagt; er hat einen dunklen Bart um Mund und Kinn, ſchönes gerolltes Haar auf dem Kopf, und ſah recht freundlich und liebreich aus.“

„Daß ihm der Satan den Bart Haar für Haar auszwicke!“ murmelte Georg und ſtrich mit der Hand über das Kinn, das noch ziemlich glatt war. „Frau! beſinnt Euch, habt Ihr denn dies alles ſo recht gehört von der Frau Roſel? hat ſie dies alles ſo geſagt? machet Ihr nicht noch mehr dazu?“

„Gott bewahre mich, daß ich über jemand läſtere! Da kennt ihr mich ſchlecht, Herr Ritter! Das alles hat mir Frau Roſel geſagt, und noch mehr hat ſie vermuthet und mir ins Ohr geflüſtert, was eine ehrliche Frau einem ſchönen jungen Herrn nicht wieder ſagen kann. Und denket Euch, wie recht ſchlecht das Fräulein iſt, ſie hat noch einen andern Liebhaber gehabt, und dem iſt ſie alſo untreu geworden!“

„Noch einen?“ fragte Georg aufmerkſam, denn die Erzählung ſchien ihm mehr und mehr an Wahrſcheinlichkeit zuzunehmen.

„Ja, noch einen; es ſoll ein gar ſchöner lieber Herr ſeyn, ſagte mir die Roſel; ſie war mit dem Fräulein einige Zeit in Tübingen, und da war ein Herr von — von — ich glaube, Sturmfittich heißt er — der war auf der hohen Schule, und da lernten ſich die beiden Leutchen kennen, und die Amme ſchwört, es ſey nie ein ſchmuckeres Paar erfunden worden im ganzen Schwabenland. Sie hat ihn auch ganz ſchrecklich lieb gehabt, das iſt wahr, und ſey ſehr traurig geweſen um ihn, als ſie von Tübingen ging; nun iſt ſie dem armen Jungen untreu geworden, das falſche Herz, und die Amme heult, wenn ſie nur an den ſchönen treuen Herrn denkt; er ſoll noch viel, viel ſchöner geweſen ſeyn als der, den ſie jetzt hat.“

„Frau Wirthin, wie oft laſſet Ihr mich denn klopfen, bis ich einen vollen Becher bekomme?“ rief der fette Herr aus der Trinkſtube herauf; denn die Frau Wirthin hatte über ihrer Erzählung alles Uebrige vergeſſen.“

„Gleich, gleich!“ antwortete ſie und flog an den Schenktiſch hin, den durſtigen Herrn mit ſeiner beſſeren Sorte zu verſehen; und von da ging es zum Keller, und Boden und Küche nahmen ſie in Anſpruch, ſo daß der Gaſt im Erker gute Weile hatte, einſam über das, was er gehört hatte, nachzuſinnen.

Den Kopf auf die Hand geſtützt, ſaß er da und ſchaute unverrückt in die Tiefe ſeines ſilbernen Bechers; ſo ſaß er am Nachmittag; ſo ſaß er am Abend; die Nacht war ſchon lange eingebrochen, und er ſaß noch immer ſo hinter dem runden Tiſch im Erker, todt für die Welt umher, nur hin und wieder verrieth ein tiefes Seufzen, daß noch Leben und Empfindung in ihm ſey. Die Wirthin wußte nicht, was ſie aus ihm machen ſollte; ſie hatte ſich wenigſtens zehnmal neben ihn geſetzt, hatte verſucht, mit ihm zu ſprechen, aber er hatte ihr gedankenlos mit ſtarren Augen ins Geſicht geſchaut und nichts geantwortet; es war ihr ganz Angſt dabei geworden, denn gerade ſo hatte ſie ihr ſeliger Mann angeſtarrt, als er das Zeitliche geſegnete und ihr den goldenen Hirſch hinterließ.

Sie berieth ſich mit dem fetten Herrn, und auch der Mann mit dem Lederrücken gab ſeine Meinung preis. Die Wirthin behauptete, entweder ſey er verliebt bis über die Ohren, oder man habe es ihm angethan. Sie belegte ihre Behauptung mit einer

schrecklichen Geschichte von einem jungen Ritter, den sie gesehen, und der auch aus lauter Liebe am ganzen Leib erstarrt sey, bis er am Ende gestorben.

Der Zerlumpte war nicht dieser Meinung; er glaubte, dem jungen Mann sey vielleicht ein Unglück geschehen, wie jetzt oft im Krieg vorkomme, und er sey deßwegen in so tiefe Trauer versenkt. Der fette Herr aber blinzelte einigemal nach dem stummen Gast im Erker hinauf, und fragte dann mit sehr pfiffiger Miene, von welchem Gewächs und Jahrgang der Ritter trinke?

„Nun, ich hab' ihm Heppacher gegeben von 1480. Es ist das beste, was der goldene Hirsch hat."

„Da haben wir es!" rief der kluge Mann; „ich kenn' den Heppacher achtziger, den kann solch ein Junkerlein nicht führen, und der ist ihm zu Kopf gestiegen. Laßt ihn sitzen, laßt ihn immer sitzen, seinen schweren Kopf in der Hand, ich wette, ehe es acht Uhr schlägt, hat er ausgeschlafen und ist wieder so frisch wie der Fisch im Wasser."

Der Zerlumpte schüttelte den Kopf und sagte nichts dazu, die Wirthin aber belobte den gewohnten Scharfsinn des fetten Herrn und fand seine Vermuthung am wahrscheinlichsten.

Es war neun Uhr in der Nacht, die täglichen Zechgäste hatten schon alle die Trinkstube verlassen und auch die Wirthin wollte sich zum Abendsegen rüsten, als der fremde Herr aus seinem Zustand erwachte. Er sprang auf, machte einige Gänge durchs Zimmer und blieb endlich vor der Hausfrau stehen. Er sah düster und verstört aus, und die wenigen Stunden vom Mittag bis

jetzt hatten seinen sonst so freundlichen offenen Zügen tiefe Spuren des Grames eingedrückt.

Die Wirthin dauerte sein Anblick; sie wollte ihm, eingedenk des klugen fetten Herrn, noch ein heilsames Süpplein kochen, und ihm dann ein treffliches, weiches Bett anweisen; doch er schien für diese Nacht ein rauheres Lager sich erwählt zu haben.

„Wann sagt Ihr," hub er mit leiser, unsicherer Stimme an, „wann geht der nächtliche Gast nach Lichtenstein, und wann kommt er zurück?"

„Um elf Uhr, lieber Herr, geht er hinein, und um den ersten Hahnenschrei kommt er wieder über die Zugbrücke."

„Lasset mein Pferd satteln und besorget mir einen Knecht, der mich nach Lichtenstein geleite."

„Jetzt in der Nacht?" rief die Wirthin und schlug vor Verwunderung die Hände zusammen. „Jetzt wollet Ihr ausreiten? Ei geht doch, Ihr treibt Spaß mit mir!"

„Nein, gute Frau, es ist mein wahrer Ernst; aber sputet Euch ein wenig, ich habe Eile."

„Die habt Ihr den ganzen Tag nicht gehabt," entgegnete jene; „und jetzt wollt Ihr auf einmal über Hals und Kopf in die Nacht hinaus. Zwar die frische Luft kann nichts schaden bei solchen Kranken; aber weiß Gott, Euer Pferd lasse ich nicht aus dem Stall, Ihr könnt mir herunter fallen oder allerlei Unglück anrichten, und dann hieße es, wo hat denn die Hirschwirthin wieder den Kopf gehabt, daß sie die Leute so laufen läßt."

Der junge Mann hatte ihre Rede ganz überhört, denn er war wieder in sein düsteres Sinnen

zurückgesunken; als sie aufhörte zu sprechen, schrack er auf und wunderte sich, daß sie seinen Befehl noch nicht befolgt habe.

Er ging, als sie noch immer zauderte, um sein Pferd selbst zu besorgen; da gedachte sie, daß sie doch keine Gewalt habe, ihn zurückzuhalten, und daß es gerathener seyn möchte, ihn ziehen zu lassen. „Lasset dem Herrn seinen Braunen herausführen!“ rief sie, „und der Andres soll sich rüsten, heute Nacht noch ein Stück Wegs zu gehen! — Er hat recht, daß er jemand mitnehmen will,“ sprach sie für sich weiter, „der kann ihn doch im Nothfall halten; zwar sagt man, sie haben ein paar Sinne mehr, wenn sie etwas im Kopf haben, und es falle keiner so leicht vom Pferd, wenn er auch hin und her schwankt, wie der Schwingel in der großen Glocke, aber besser ist besser. — Was Ihr schuldig seyd, Herr Ritter? nun Ihr habt gehabt eine Maaß Alten, macht zwölf Kreuzer, und das Essen — nun, es ist nicht der Rede werth, was Ihr gegessen habt; Ihr habt ja mein Huhn kaum angesehen. Nun, wenn Ihr für den Stall und das Essen noch zwei Kreuzer zulegen wollt, so wird Euch eine arme Wittfrau schön danken.“

Nachdem die Rechnung in dem niederen Münzfuß der guten alten Zeiten berichtigt war, entließ die Wirthin zum goldenen Hirsch ihren Gast; sie war ihm zwar nicht mehr so gewogen wie heute Mittag, als er herrlich wie der junge Tag in ihre Trinkstube getreten war, aber dennoch konnte sie sich nicht verhehlen, als er beim Schein der Kienfackeln sich aufs Pferd schwang, daß sie nicht leicht einen schöneren Mann gesehen habe, und sie schärfte

daher ihrem Knecht, der ihn begleitete, um ſo ſorgfältiger ein, recht genau auf ihn Acht zu haben, weil es bei dieſem Herrn „doch nicht ganz richtig im Kopfe ſey.“

Vor dem Thor von Pfullingen fragte der Knecht den nächtlichen Reiter, wohin er reiten wolle, und auf ſeine Antwort „nach Lichtenſtein,“ ſchlug er einen Weg rechts ein, der zum Gebirge führte. Der junge Mann ritt ſchweigend durch die Nacht hin; er ſah nicht rechts, er ſah nicht links, er ſah nicht auf nach den Sternen, nicht hinaus in die Weite, ſeine geſenkten Blicke hafteten am Boden. Es war ihm wie damals, als ihn die Mörder am Wege niedergeſchlagen hatten; ſeine Gedanken ſtanden ſtille, er hoffte nicht mehr, er hatte zu leben, zu lieben und zu wünſchen aufgehört. Und doch war ihm damals wohler geweſen, als ihm auf dem kühlen Teppich des Wieſenthales die Beſinnung ſchwand; er war ja entſchlummert mit dem erhebenden Gedanken an ſie, und die erſtarrenden Lippen hatten noch einmal einen ſüßen Namen ausgeſprochen.

Aber jetzt war die Leuchte verlöſcht, die ſeinen Pfad durchs Leben erhellt hatte. Es war ihm, als habe er nur noch einen kurzen Weg im Dunkeln hinzugehen, um dann in lichteren Höhen als auf dem Lichtenſtein ſeine Ruhe zu finden; und unwillkürlich zuckte ſeine Rechte hie und da ans Schwert, als wolle er ſich verſichern, daß ihm dieſer Gefährte wenigſtens treu geblieben ſey, als ſey dies der gewichtige Schlüſſel, der die Pforte ſprengen ſollte, die aus dem Dunkel zum Lichte führt.

Der Wald hatte längſt die Wanderer aufgenommen; ſteiler wurden die Pfade, und das Roß ſtrebte

mühsam unter der Last des Reiters und seiner Rüstung bergan; doch der Reiter bemerkte es nicht. Die Nachtluft wehte kühler und spielte mit den langen Haaren des Jünglings, er fühlte es nicht; der Mond kam herauf und beleuchtete seinen Pfad, beleuchtete kühne Felsenmassen und die hohen, gewaltigen Eichen, unter welchen er hinzog, er sah es nicht; unbemerkt von ihm rauschte der Strom der Zeit an ihnen vorüber, Stunde um Stunde verging, ohne daß ihm der Weg lang bedünkte.

Es war Mitternacht, als sie auf der höchsten Höhe ankamen. Sie traten heraus aus dem Wald, und getrennt durch eine weite Kluft von der übrigen Erde lag auf einem einzelnen, senkrecht aus der nächtlichen Tiefe aufsteigenden Felsen der Lichtenstein.

Seine weißen Mauern, seine zackigten Felsen schimmerten im Mondlicht; es war, als schlummere das Schlößchen, abgeschieden von der Welt, im tiefen Frieden der Einsamkeit.

Der Ritter warf einen düsteren Blick dorthin und sprang ab. Er band das Pferd an einen Baum und setzte sich auf einen bemoosten Stein, gegenüber von der Burg. Der Knecht stand erwartend, was sich weiter begeben werde, und fragte mehre Mal vergeblich, ob er seines Dienstes jetzt entlassen sey?

„Wie weit ists noch bis zum ersten Hahnenschrei?“ fragte endlich der stumme Mann auf dem Steine.

„Zwei Stunden, Herr!“ war die Antwort des Knechtes.

Der Ritter reichte ihm reichlichen Lohn für sein Geleite und winkte ihm zu gehen. Er zögerte, als scheue

er ſich, den jungen Mann in dieſem unglücklichen Zuſtand zu verlaſſen; als aber jener ungeduldig ſeinen Wink wiederholte, entfernte er ſich ſtille; nur einmal noch ſah er ſich um, ehe er in den Wald eintrat; der ſchweigende Gaſt ſaß noch immer, die Stirne in die Hand geſtützt, im Schatten einer Eiche, auf dem bemoosten Stein. —

XIX.

Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht. — Hier
Vollend' ichs — die Gelegenheit iſt günſtig.
Schiller.

Man hat zu allen Zeiten viel Schönes und Wahres über die Thorheit der Eiferſucht geſchrieben, und dennoch ſind die Menſchen ſeit Urias Zeiten darin nicht weiſer geworden. Leute von überaus kühler Conſtitution werden zwar ſagen, wenn jener berühmte jüdiſche Hauptmann nicht die Thorheit begangen hätte, ſeine ſchöne Frau nur für ſich allein haben zu wollen, oder gar auf den König David eiferſüchtig zu werden, ſo wäre der berüchtigte Uriasbrief nie geſchrieben worden, und beſagter Hauptmann hätte es vielleicht noch weit im Dienſte bringen können. Andere aber, denen die Natur heißes Blut und einen Stolz, ein Gefühl der Ehre gegeben hat, das durch Hintanſetzung oder Treubruch leicht aufgeregt und beleidigt wird, werden beim eintretenden Falle jenem unglücklichen Uebel unterliegen, wenn ſie auch mit allen Beweisgründen der kälteren Vernunft ſich ſelbſt die Thorheit ihres Beginnens vorpredigen.

Georg von Sturmfeder war nicht von so kühlem Blute, daß ihn die Nachricht, die er heute erhielt, nicht aus allen Schranken der Billigkeit und Mäßigung herausgejagt hätte; er war überdies in einem Alter, wo zwar die offene Seele sich noch nicht daran gewöhnt hat, den Menschen a priori zu mißtrauen, wo aber ein solcher Fall um so überraschender ist, um so gefährlicher wirkt, eben weil das arglose Herz ihn nie gedacht hat. Da kocht das Gefühl der gekränkten Treue, da braust der Stolz auf, der sich beleidigt dünkt; den prüfenden Verstand, der das Falsche vom Rechten zu sondern pflegt, umziehen trübe, düstre Wolken und verhüllen ihm das Wahre; ein Wörtchen Wahrscheinlichkeit in einem Gewebe von Lüge überzeugt ihn; die Sonne der Liebe sinkt hinab und es wird Nacht in der Seele. Dann schleichen sich jene nächtlichen Gesellen: Verachtung, Wuth, Rache, in das von allen guten Engeln verlassene Herz, und die unendliche Stufenleiter der Empfindungen, welche von Liebe zu Haß führt, hat die Eifersucht in wenig Augenblicken zurückgelegt.

Georg war auf jener Stufe der düsteren, stillen Wuth und der Rache angekommen; über diese Empfindung brütend, saß er unempfindlich gegen die Kälte der Nacht auf dem bemoosten Stein, und sein einziger, immer wiederkehrender Gedanke war, den nächtlichen Freund „zu stellen, und ein Wort mit ihm zu sprechen.“

Es schlug zwei Uhr in einem Dorf über dem Walde, als er sah, daß sich Lichter an den Fenstern des Schlosses hin bewegten; erwartungsvoll pochte sein Herz,

krampfhaft hatte seine Hand den langen Griff des Schwertes umfaßt. Jetzt wurden die Lichter hinter den Gittern des Thores sichtbar, Hunde schlugen an; Georg sprang auf und warf den Mantel zurück. Er hörte, wie eine tiefe Stimme ein vernehmliches „gute Nacht" sprach. Die Zugbrücke rauschte nieder und legte sich über den Abgrund, der das Land von Lichtenstein scheidet, das Thor ging auf und ein Mann, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, den dunkeln Mantel fest umgezogen, schritt über die Brücke und gerade auf den Ort zu, wo Georg Wache hielt.

Er war noch wenige Schritte entfernt, als dieser mit einem dröhnenden: „Zieh, Verräther, und wehr' dich deines Lebens!" auf ihn einstürzte; der Mann im Mantel trat zurück und zog; im Augenblick begegneten sich die blitzenden Klingen und rasselten klirrend an einander.

„Lebendig sollst du mich nicht haben!" rief der andere, wenigstens will ich mein Leben theuer genug verkaufen!" Zugleich sah ihn Georg tapfer auf sich eindringen, und an den schnellen und gewichtigen Hieben merkte er, daß er keinen zu verachtenden Gegner vor der Klinge habe. Georg war kein ungeübter Fechter, und er hätte manch ernstlichen Kampf mit Ehre ausgefochten, aber hier hatte er seinen Mann gefunden. Er fühlte, daß er sich bald auf die eigene Vertheidigung beschränken müsse, und wollte eben zu einem gewaltigen letzten Stoß ausfallen, als plötzlich sein Arm mit ungeheurer Gewalt festgehalten wurde; sein Schwert wurde ihm in demselben Augenblick aus der Hand gewunden, zwei mächtige Arme

ſchlangen ſich um ſeinen Leib und feſſelten ihn regungslos, und eine furchtbare Stimme ſchrie: „ſtoßt zu, Herr! Ein ſolcher Meuchelmörder verdient nicht, daß er noch einen Augenblick zum letzten Paternoſter habe!“

„Das kannſt du verrichten, Hans,“ ſprach der im Mantel; „ich ſtoße keinen Wehrloſen nieder; dort iſt ſein Schwert, ſchlag ihn todt, aber mach' es kurz.“

„Warum wollt Ihr mich nicht lieber ſelbſt umbringen, Herr!“ ſagte Georg mit feſter Stimme; „Ihr habt mir meine Liebe geſtohlen, was liegt an meinem Leben?“

„Was habe ich?“ fragte jener und trat näher.

„Was Teufel iſt das für eine Stimme?“ ſprach der Mann, der ihn noch immer umſchlungen hielt; „die ſollte ich kennen!“ Er drehte den jungen Mann in ſeinen Armen um, und wie von einem Blitz getroffen, zog er die Hände von ihm ab! „Jeſus Maria und Joſeph! da hätten wir bald etwas Schönes gemacht! aber welcher Unſtern führt Euch auch gerade hieher, Junker? was denken denn auch meine Leute, daß ſie Euch fortlaſſen, ohne daß ich dabei bin!“

Es war der Pfeifer von Hardt, der Georg alſo anredete und ihm die Hand zum Gruß bot; dieſer aber ſchien nicht geneigt, dieſes freundliche Zeichen einem Manne zu erwiedern, der noch ſo eben das Handwerk des Henkers an ihm verrichten wollte; wild blickte er bald den Mann im Mantel, bald den Pfeifer an. „Meinſt du,“ ſagte er zu dieſem, „ich hätte mich von deinen Weibern in Gefangenſchaft halten laſſen ſollen, daß ich deine Verrätherei hier nicht ſehe? Erbärmlicher Betrüger! und Ihr,“ wandte er ſich zu dem andern, „wenn

Ihr ein Mann von Ehre seyd, so stehet mir, und fallet nicht zu zwei über einen her; wenn Ihr wißt, daß ich Georg von Sturmfeder bin, so mögen Euch meine früheren Ansprüche auf das Fräulein nicht unbekannt seyn, und mit Euch mich zu messen, bin ich hieher gekommen. Darum befehlet diesem Schurken, daß er mir mein Schwert wieder gebe, und laßt uns ehrlich fechten, wie es Männern geziemt."

„Ihr seyd Georg von Sturmfeder?" sprach jener mit freundlicher Stimme und trat näher zu ihm. „Es scheint mir, Ihr seyd etwas im Irrthum hier. Glaubet mir, ich bin Euch sehr gewogen und hätte Euch längst gerne gesehen. Nehmet das Ehrenwort eines Mannes, daß mich nicht die Absichten in jenes Schloß führen, die Ihr mir unterleget, und seyd mein Freund!"

Er bot dem überraschten Jüngling die Hand unter dem Mantel hervor, doch dieser zauderte; die gewichtigen Hiebe dieses Mannes hatten ihm zwar gesagt, daß er ein Ehrenwerther und Tapferer sey, darum konnte und mußte er seinen Worten trauen; aber sein Gemüth war noch so verwirrt von allem, was er gehört und gesehen, daß er ungewiß war, ob er den Handschlag dessen, den er noch vor einem Augenblick als seinen bittersten Feind angesehen hatte, empfangen sollte oder nicht. „Wer ist es, der mir die Hand beut?" fragte er; „ich habe Euch meinen Namen genannt und könnte wohl billigerweise dasselbe von Euch verlangen."

Der Unbekannte schlug den Mantel auseinander und schob das Barrett zurück; der Mond beleuchtete ein Gesicht voll Würde, und Georg begegnete einem glänzenden

Auge, das den Ausdruck gebietender Hoheit trug. „Fraget nicht nach Namen,“ sprach er, indem ein Zug von Wehmuth um seinen Mund blitzte; „ich bin ein Mann, und dies mag Euch genug seyn; wohl führte auch ich einst einen Namen in der Welt, der sich mit dem ehrenwerthesten messen konnte, wohl trug auch ich die goldenen Sporen und den wallenden Helmbusch und auf den Ruf meines Hüfthorns lauschten viele hundert Knechte; er ist verklungen. Aber eines ist mir geblieben,“ setzte er mit unbeschreiblicher Hoheit hinzu, indem er die Hand des jungen Mannes fester drückte, „ich bin ein Mann und trage ein Schwert,

si fractus illabatur orbis
impavitum ferient ruinae.“

Er drückte das Barrett wieder in die Stirne, zog seinen Mantel hoch herauf und ging vorüber in den Wald.

Georg stand in stummem Erstaunen auf sein Schwert gestützt. Der Anblick dieses Mannes — es war ihm unbegreiflich — hatte alle Gedanken der Rache in seinem Herzen ausgelöscht. Dieser gebietende Blick, dieser gewinnende, wohlwollende Zug um den Mund, das tapfere, gewaltige Wesen dieses Mannes erfüllten seine Seele mit Staunen, mit Achtung, mit Beschämung. Er hatte geschworen, mit Marien in keiner Berührung zu stehen, er hatte es bekräftigt mit jener tapfern Rechten, die noch eben die gewichtige Klinge leicht wie im Spiel geführt hatte; er hatte es bestätigt mit einem jener Blicke, deren Strahl Georg wie den der Sonne nicht zu ertragen vermochte, eine Bergeslast wälzte sich von seiner Brust, denn er *glaubte*, er *mußte* glauben.

Wenn man bedenkt, wie sehr zu jener Zeit körperliche Eigenschaften gewogen und angeschlagen wurden, wie man Tapferkeit auch an dem Feinde hochschätzte und achtete, wie das Wort eines anerkannt tapferen Mannes so fest stand wie der Schwur auf die Hostie, wenn man ferner bedenkt, wie groß die Wirkung eines anmuthigen, oder aber eines imponirenden Aeußern auf ein jugendliches Gemüth ist, so wird man sich über die Veränderung nicht sehr wundern, welche in diesen kurzen Augenblicken mit der Gesinnung des Jünglings vorging.

„Wer ist dieser Mann?“ fragte Georg den Pfeifer, der noch immer neben ihm stand.

„Ihr höret ja, daß er keinen Namen hat, und auch ich weiß ihn nicht zu nennen.“

„Du wüßtest nicht, wer er ist?“ entgegnete Georg; „und doch hast du ihm beigestanden, als er mit mir focht? geh! du willst mich belügen!“

„Gewiß nicht, Junker,“ antwortete der Pfeifer; „es ist, Gott weiß es, wahr, daß jener Mann der Zeit keinen Namen hat; wenn Ihr übrigens durchaus erfahren wollet, was er ist, so wisset, er ist ein Geächteter, den der Bund aus seinem Schloß vertrieb; einst aber war er ein mächtiger Ritter im Schwabenland.“

„Der Arme! darum also ging er so verhüllt? und mich hielt er wohl für einen Meuchelmörder! ja, ich erinnere mich, daß er sagte, er wolle sein Leben theuer genug verkaufen.“

„Nehmt mir nicht übel, werther Herr!“ sagte der Bauer, „auch ich hielt Euch für einen, der dem Geächteten auf das Leben lauern wollte, darum kam ich ihm

zu Hülfe, und hätte ich nicht Eure Stimme noch gehört, wer weiß, ob Ihr noch lange geathmet hättet. Wie kommt Ihr aber auch um Mitternacht hieher, und welches Unheil führt Euch gerade dem geächteten Mann in den Wurf? Wahrlich, Ihr dürft von Glück sagen, daß er Euch nicht in zwei Stücke gehauen; es leben wenige, die vor seinem Schwert Stand gehalten hätten. Ich vermuthe, die Liebe hat Euch da einen argen Streich gespielt!"

Georg erzählte seinem ehemaligen Führer, welche Nachrichten ihm im Hirsch zu Pfullingen mitgetheilt worden seyen. Namentlich berief er sich auf die Aussage der Amme, des Pfeifers Schwester, die ihm so höchst wahrscheinlich gelautet habe.

„Dacht ichs doch, daß es so etwas seyn müsse," antwortete der Pfeifer. „Die Liebe hat manchem noch ärger mitgespielt, und ich weiß nicht, was ich in jungen Jahren in ähnlichen Fällen gethan hätte. Daran ist aber niemand schuld, als meine alte Rosel, die alte Schwätzerin; was hat sie nöthig, der Wirthin im Hirsch, die auch nichts bei sich behalten kann, zu beichten?"

„Es muß aber doch etwas Wahres an der Sache seyn," entgegnete Georg, in welchem das alte Mißtrauen hin und wieder aufblitzte. „So ganz ohne Grund konnte doch Frau Rosel nichts ersinnen!"

„Wahr? etwas Wahres müsse daran seyn? allerdings ist alles wahr nach der Reihe; die Knechte werden zu Bett geschickt und die alte Aufpasserin auch, um elf Uhr kommt der Mann vor das Schloß, die Zugbrücke fällt herab, die Thore thun sich ihm auf, das Fräulein empfängt ihn und führt ihn in die Herrenstube — "

„Nun, ſiehſt du!“ rief Georg ungeduldig, „wenn dieſes alles wahr iſt, wie kann dann jener Mann ſchwören, daß er mit dem Fräulein —“

„Daß er mit dem Fräulein ganz und gar nichts wolle?“ antwortete der Pfeifer, „allerdings kann er das ſchwören; denn es iſt nur ein Unterſchied bei der ganzen Sache, den die Gans, die Roſel, freilich nicht gewußt hat, nämlich, daß der Ritter von Lichtenſtein in der Herrenſtube ſitzt, das Fräulein aber ſich entfernt, wenn ſie ihre heimlich bereiteten Speiſen aufgetragen hat. Der Alte bleibt bei dem geächteten Mann bis um den erſten Hahnenſchrei, und wenn er gegeſſen und getrunken und die erſtarrten Glieder am Feuer wieder erwärmt hat, verläßt er das Schloß, wie er es betreten.“

„O ich Thor! daß ich dies alles nicht früher ahnete. Wie nahe lag die Wahrheit und wie weit ließ ich mich irre leiten! Aber verflucht ſey die Neugierde und Läſterſucht dieſer Weiber, die in allem noch etwas ganz Beſonderes zu ſehen glauben, und denen das Unwahrſcheinlichſte und Grellſte gerade das Liebſte iſt! — Aber ſprich,“ fuhr Georg nach einigem Nachſinnen fort; „auffallend iſt es mir doch, daß dieſer geächtete Mann alle Nacht ins Schloß kommt; in welch unwirthlicher Gegend wohnt er denn, wo er keine warme Koſt, keinen Becher Weines und keinen warmen Ofen findet? — Höre, wenn du mich dennoch belögeſt!“

Des Pfeifers Auge ruhte mit einem beinahe ſpöttiſchen Ausdruck auf dem jungen Mann. „Ein Junker wie Ihr,“ antwortete er, „weiß freilich wenig, wie weh

Verbannung thut; Ihr wißt es nicht, was es heißt, ſich vor den Augen ſeiner Mörder verbergen; Ihr wißt nicht, wie ſchaurig ſich's in feuchten Höhlen, in unwirthlichen Schluchten wohnt; Ihr kennt die Wohlthat nicht, die ein warmer Biſſen und ein feuriger Trunk dem gewährt, der bei den Eulen ſpeist und bei dem Schuhu in der Miethe iſt; aber kommt, wenn es Euch gelüſtet! der Morgen bricht noch nicht an, und in der Nacht könnet Ihr nicht nach Lichtenſtein; ich will Euch dahin führen, wo der geächtete Ritter wohnt, und Ihr werdet nicht mehr fragen, warum er um Mitternacht nach Speiſe geht!"

Die Erſcheinung des Unbekannten hatte Georgs Neugierde zu ſehr aufgeregt, als daß er nicht begierig den Vorſchlag des Pfeifers von Hardt angenommen hätte, beſonders auch, da er darin den beſten Beweis für die Wahrheit oder Falſchheit ſeiner Ausſagen finden konnte. Sein Führer ergriff die Zügel des Roſſes und führte es einen engen Waldweg bergab. Georg folgte, nachdem er noch einen Blick nach den Fenſtern des Lichtenſtein zurückgeworfen hatte. Sie zogen ſchweigend immer weiter, und dem jungen Mann ſchien dieſes Schweigen nicht unangenehm zu ſeyn, denn er machte keinen Verſuch, es zu unterbrechen. Er hing ſeinen Gedanken nach über den Mann, zu deſſen geheimnißvoller Wohnung er geführt wurde. Unabläſſig beſchäftigte ihn die Frage, wer dieſer Geächtete ſeyn könnte. Er erinnerte ſich faſt wie aus einem Traum, daß mehrere Anhänger des vertriebenen Herzogs aus ihren Beſitzungen gejagt worden ſeyen, ja es däuchte ihm ſogar, es ſey in der Herberge zu Pfullingen, während ſeines theilnahmloſen

Hinbrütens, von einem Ritter, Max Stumpf von Schweinsberg', die Rede geweſen, nach welchem die Bündiſchen fahnden. Die Tapferkeit und ausgezeichnete Stärke dieſes Mannes war in Schwaben und Franken wohlbekannt; und wenn ſich Georg die zwar nicht überaus große, aber kräftige Geſtalt, die gebietende Miene, das heldenmüthige, ritterliche Weſen des Mannes ins Gedächtniß zurückrief, ward es ihm immer mehr zur Gewißheit, daß der Geächtete kein anderer, als der treueſte Anhänger Ulerichs von Würtemberg, Max Stumpf von Schweinsberg ſey.

Beſonders ſchmeichelhaft für die Phantaſie des jungen Mannes war auch der Gedanke, einen gefährlichen Gang mit dieſem Tapfern gemacht, und in einem Gefechte ſeine Klinge mit der ſeinigen gemeſſen zu haben, deſſen Ausgang zum wenigſten ſehr unentſchieden war.

So dachte in jener Nacht Georg von Sturmfeder, aber noch viele Jahre nachher, als der Mann, den er in jener Nacht bekämpfte, längſt wieder in ſeine Rechte eingeſetzt war, und ſeinem Hüfthorn wieder Hunderte folgten, rechnete er es unter ſeine ſchönſten Waffenthaten, dem tapfern, gewaltigen Unbekannten keinen Schritt breit gewichen zu ſeyn.

Die Wanderer waren während dieſem Selbſtgeſpräch des jungen Mannes auf einer kleinen, freien Waldwieſe angekommen; der Pfeifer band das Pferd ſeitwärts an, und winkte Georg, zu folgen. Die Waldwieſe brach in eine ſchroffe, mit dichtem Geſträuch bewachſene Abdachung ab; dort ſchlug der Pfeifer einige verſchlungene Zweige zurück, hinter welchen ein ſchmaler

Fußpfad ſichtbar wurde, welcher abwärts führte. Nicht ohne Mühe und Gefahr folgte Georg ſeinem Führer, der ihm an einigen Stellen kräftig die Hand reichte. Nachdem ſie etwa achtzig Fuß hinabgeſtiegen waren, befanden ſie ſich wieder auf ebenem Grund, aber umſonſt ſuchte der junge Mann nach der Stätte des geächteten Ritters. Der Pfeifer ging nun zu einem Baum von ungeheurem Umfang, der innen hohl ſeyn mußte, denn jener brachte zwei große Kienfackeln daraus hervor; er ſchlug Feuer und zündete mit einem Stückchen Schwefel die Fackeln an.

Als dieſe hell aufloderten, bemerkte Georg, daß ſie vor einem Portal ſtanden, das die Natur in die Felſenwand gebrochen hatte, und dies mochte wohl der Eingang zu der Wohnung ſeyn, wo der Geächtete, wie ſich der Pfeifer ausdrückte, bei dem Schuhu zur Miethe war. Der Mann von Hardt ergriff eine der Fackeln und bat den Jüngling, die andere zu tragen, denn ihr Weg ſey dunkel und hie und da nicht ohne Gefahr. Nachdem er dieſe Warnung geflüſtert, ging er voran in das dunkle Thor.

Georg hatte eine niedere Erdſchlucht erwartet, kurz und eng, dem Lager der Thiere gleich, wie er ſie in den Forſten ſeiner Heimath hin und wieder geſehen; aber wie erſtaunte er, als die erhabenen Hallen eines unterirdiſchen Palaſtes vor ſeinen Augen ſich aufthaten. Er hatte in ſeiner Kindheit aus dem Munde eines Knappen, deſſen Urgroßvater in Paläſtina in Gefangenſchaft gerathen war, ein Mährchen gehört, das von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert worden war; dort

war ein Knabe von einem bösen Zauberer unter die Erde geschickt worden, in einen Palast, dessen erhabene Schönheit alles übertraf, was der Knabe je über der Erde gesehen hatte; was die kühne Phantasie des Morgenlandes Prachtvolles und Herrliches ersinnen konnte, goldene Säulen mit krystallenen Capitälern, gewölbte Kuppeln mit Smaragden und Sapphiren, diamantene Wände, deren vielfach gebrochene Strahlen das Auge blendeten; Alles war jener unterirdischen Wohnung der Genien beigelegt. Diese Sage, die sich der kindischen Einbildungskraft tief eingedrückt, lebte auf und verwirklichte sich vor den Blicken des staunenden Jünglings. Alle Augenblicke stand er still, von neuem überrascht, hielt die Fackel hoch und staunte und bewunderte, denn in hohen majestätisch gewölbten Bogen zog sich der Höhlengang hin, und flimmerte und blitzte, wie von tausend Krystallen und Diamanten. Aber noch größere Ueberraschung stand ihm bevor, als sich sein Führer links wandte und ihn in eine weite Grotte führte, die wie der festlich geschmückte Saal des unterirdischen Palastes anzusehen war.

Sein Führer mochte den gewaltigen Eindruck bemerken, den dieses Wunderwerk der Natur auf die Seele des Jünglings machte. Er nahm ihm die Fackel aus der Hand, stieg auf einen vorspringenden Felsen und beleuchtete so einen großen Theil dieser Grotte.

Glänzend weiße Felsen faßten die Wände ein, kühne Schwibbogen, Wölbungen, über deren Kühnheit das irdische Auge staunte, bildeten die glänzende Kuppel; der Tropfstein, aus dem diese Höhle gebildet war, hing

voll von vielen Millionen kleiner Tröpfchen, die in allen Farben des Regenbogens den Schein zurückwarfen und als silberreine Quellen in krystallenen Schalen sich sammelten. In grotesken Gestalten standen Felsen umher, und die aufgeregte Phantasie, das trunkene Auge glaubte bald eine Kapelle, bald große Altäre mit reicher Draperie und gothisch verzierte Kanzeln zu sehen. Selbst die Orgel fehlte dem unterirdischen Dome nicht, und die wechselnden Schatten des Fackellichtes, die an den Wänden hin- und herzogen, schienen geheimnißvoll erhabene Bilder von Märtyrern und Heiligen in ihren Nischen bald auf- bald zuzudecken.

So schmückte die christliche Phantasie des jungen Mannes, voll Ehrfurcht vor dem geheimnißvollen Wirken der Gottheit, das unterirdische Gemach zur Kirche aus, während jener Aladdin mit der Wunderlampe die Säle des Paradieses und die ewig glänzenden Lauben der Houris geschaut hätte.

Der Führer stieg, nachdem er das Auge des Jünglings für hinlänglich gesättigt halten mochte, wieder herab von seinem Felsen. „Das ist die Nebelhöhle," sprach er, „man kennt sie wenig im Land, und nur den Jägern und Hirten ist sie bekannt; doch wagen es nicht viele, herein zu gehen, weil man allerlei böse Geschichten von diesen Kammern der Gespenster weiß. Einem, der die Höhle nicht genau kennt, möchte ich nicht rathen, sich herab zu wagen; sie hat tiefe Schlünde und unterirdische Wasser, aus denen keiner mehr ans Licht kommt. Auch gibt es geheime Gänge und Kammern, die nur fünf Männern bekannt sind, die jetzt leben."

„Und der geächtete Ritter?“ fragte Georg.

„Nehmt die Fackel und folget mir,“ antwortete jener und schritt voran in einen Seitengang. Sie waren wieder etwa zwanzig Schritte gegangen, als Georg die tiefen Töne einer Orgel zu vernehmen glaubte. Er machte seinen Führer darauf aufmerksam.

„Da ist Gesang,“ entgegnete er, „der tönt in diesen Gewölben gar lieblich und voll. Wenn zwei oder drei Männer singen, so lautet es, als sänge ein ganzer Chor Mönche die Hora.“ Immer vernehmlicher tönte der Gesang; je näher sie kamen, desto deutlicher wurden die Biegungen einer angenehmen Melodie. Sie bogen um eine Felsenecke, und von oben herab ertönte ganz nahe die Stimme des Singenden, brach sich an den zackigten Felsenwänden in vielfachem Echo, bis sie sich verschwebend mit den fallenden Tropfen der feuchten Steine und mit dem Murmeln eines unterirdischen Wasserfalles mischte, der sich in eine dunkle, geheimnißvolle Tiefe ergoß.

„Hier ist der Ort,“ sprach der Führer, „dort oben in der Felswand ist die Wohnung des unglücklichen Mannes; hört Ihr sein Lied? wir wollen warten und lauschen, bis er zu Ende ist, denn er war nicht gewohnt, unterbrochen zu werden, als er noch oben auf der Erde war.“

Die Männer lauschten und verstanden durch das Echo und das Gemurmel der Wasser etwa folgende Worte, die der Geächtete sang:

„Vom Thurme, wo ich oft gesehen
Hernieder auf ein schönes Land,
Vom Thurme fremde Fahnen wehen,
Wo meiner Ahnen Banner stand.

Der Väter Hallen sind gebrochen,
Gefallen ist des Enkels Loos,
Er birgt, besiegt und ungerochen,
Sich in der Erde tiefem Schooß.

Und wo einst in des Glückes Tagen
Mein Jagdhorn tönte durch's Gefild,
Da meine Feinde gräßlich jagen,
Sie hetzen gar ein edles Wild.
Ich bin das Wild, auf das sie birschen,
Die Bluthund' wetzen schon den Zahn,
Sie dürsten nach dem Schweiß des Hirschen,
Und sein Geweih* steht ihnen an.

Die Mörder han in Berg und Haide
Auf mich die Armbrust aufgespannt,
Drum in des Bettlers rauhem Kleide
Durchschleich' ich Nachts mein eigen Land;
Wo ich als Herr sonst eingeritten,
Und meinen hohen Gruß entbot,
Da klopf' ich schüchtern an die Hütten
Und bettle um ein Stückchen Brod.

Ihr warft mich aus den eignen Thoren,
Doch einmal klopf' ich wieder an;
Drum Muth! noch ist nicht All' verloren,
Ich hab' ein Schwert und bin ein Mann.
Ich wanke nicht; ich will es tragen,
Und ob mein Herz darüber bricht,
So sollen meine Feinde sagen:
Er war ein Mann und wankte nicht!"

Er hatte geendet, und der tiefe Seufzer, den er den verhallenden Tönen seines Liedes nachsandte, ließ ahnen, daß er im Gesang nicht viel Trost gefunden habe. Dem rauhen Manne von Hardt war während

* Wahrscheinlich Anspielung auf das Wappen von Würtemberg. Vergl. hinten Anm. 29.

dem Liede eine große Thräne über die gebräunte Wange gerollt, und Georg war es nicht entgangen, wie er sich anstrengte, die alte feste Fassung wieder zu erhalten und dem Bewohner der Höhle eine heitere Stirne und ein ungetrübtes Auge zu zeigen. Er gab dem Junker auch die zweite Fackel in die Hand und klimmte den glatten schlüpfrigen Felsen hinan, der zu der Grotte führte, woraus der Gesang erklungen war. Georg dachte sich, daß er ihn vielleicht dem Ritter melden wolle, und bald sah er ihn mit einem tüchtigen Strick zurückkehren. Er klimmte die Hälfte des Felsen wieder herab und ließ sich die Fackeln geben, die er geschickt in eine Felsenritze an der Seite steckte; dann warf er Georg den Strick zu und half ihm so die Felsenwand erklimmen, was ihm ohne diese Hülfe schwerlich gelungen wäre. Er war oben, und wenige Schritte noch, so stand er vor dem Felsengemach des Geächteten.[50]

XX.

— In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angestrahlte Gestein,
Mit wildem Gebüsch versetzt, das aus den schwarzen Spalten
Herabnickt und im Wiederschein
Als grünes Feuer brennt. Mit Furcht vermengtem Grauen
Bleibt unser Ritter steh'n, den Zauber anzuschauen.

Wieland.

Der Theil jener großen Höhle, welchen sie jetzt betraten, unterschied sich merklich von den übrigen Grotten und Kammern durch seine Trockenheit. Der Boden war mit Binsen und Stroh bestreut, eine Lampe, die an der

Wand angebracht war, verbreitete ein hinreichendes Licht auf die Breite und den größten Theil der Länge dieser Grotte. Gegenüber saß jener Mann auf einem breiten Bärenfelle, neben ihm stand sein Schwert und ein Hüfthorn; ein alter Hut und der graue Mantel, mit welchem er sich verhüllt hatte, lagen am Boden. Er trug ein Wamms von dunkelbraunem Leder und Beinkleider von grobem, blauem Tuche; ein unscheinbarer Anzug, der aber seinen kräftigen Körperbau und seine feinen edlen Züge nur noch mehr heraushob. Er mochte ungefähr vierunddreißig Jahre alt seyn, und sein Gesicht war noch immer hübsch und angenehm zu nennen, obgleich die erste Blüthe der Jugend von Gefahren und Strapazen abgestreift schien und der verwilderte Bart ihm zuweilen etwas Furchtbares verlieh; diese flüchtigen Bemerkungen drängten sich Georg auf, als er am Eingang der Grotte still stand.

„Willkommen in meinem Palatium, Georg von Sturmfeder!“ rief der Bewohner der Höhle, indem er sich von dem Bärenfelle aufrichtete, dem Jüngling die Hand bot und ihm winkte, auf einen eben so kunstlosen Sitz von Rehfellen sich nieder zu lassen. „Seyd herzlich willkommen! es war kein übler Einfall unseres Spielmanns, Euch in diese Unterwelt herabzuführen und mir einen so angenehmen Gesellschafter zu bringen. Hans! du treue Seele, du warst bisher unser Major domus, Truchseß und Canzler, wir ernennen dich jetzt zu unserem Kellermeister und Obermundschenk; sieh, dort hinter jener Säule muß ein Krug stehen, worin sich noch ein Rest alten Weines befindet. Nimm meinen

Jagdbecher von Buchsbaum, das einzige Tafelgeschirr, das wir jetzt führen, gieß' ihn voll bis an den Rand und kredenze ihn unserem ehrenwerthen Gaste."

Georg sah erstaunt auf den geächteten Mann. Er hatte nach dem Schicksal, das ihn betroffen, nach seinen unwirthlichen Umgebungen, zuletzt noch nach dem Klaggesang, den er gehört hatte, einen Mann erwartet, der zwar unbesiegt von den Stürmen des Lebens, aber ernst, vielleicht sogar finster in seinem Umgang seyn werde; und er fand ihn heiter, unbesorgt, scherzend über seine Lage, als habe ihn auf der Jagd ein Sturm überfallen und genöthigt, eine kleine Weile in dieser Höhle Schutz gegen das Wetter zu suchen. Und doch war es ein schrecklicherer Sturm, als der furchtbarste Orkan der Natur, der ihn aus der Burg seiner Väter vertrieb, und doch war er ja das gejagte Wild, das gegen die Geschosse der mordlustigen Jäger hier eine Zuflucht fand.

„Ihr schaut mich verwundert an, werther Gast!" sagte der Ritter, als Georg bald ihn, bald seine Umgebungen mit verwunderten Blicken maaß; „vielleicht habt Ihr erwartet, daß ich Euch etwas weniges vorjammern werde? Aber über was soll ich klagen? Mein Unglück kann in diesem Augenblick keiner wenden, darum ziemt es sich, daß man heitere Miene zum bösen Spiele macht. Und sagt selbst, wohne ich hier nicht, wie Fürsten selten wohnen? Habt Ihr meine Hallen gesehen und die weiten Säle meines Palastes? glänzen nicht ihre Wände wie Silber? wölben die Decken sich nicht wie aus Perlen und Diamanten zusammengesetzt? werden sie nicht getragen von Säulen, die von Smaragden und Rubinen und allen

Edelsteinen der Erde prangen? Doch hier kommt Hans, mein Obermundschenk, mit dem Weine; sprich, mein Getreuer! ist das all unser Getränk, was in diesem Becher ist?"

„Wasser so klar als Krystall hat Eure Wohnung," sprach der Pfeifer, der mit der heiteren Laune seines Gefährten schon vertraut war, „aber auch ein Restchen Wein, das wenigstens noch drei Becher füllt, ist im Krug und — nun wir haben ja heute einen Gast und können schon etwas drauf gehen lassen — ich will es nur gestehen, ich habe heute Nacht einen vollen Krug alten Uhlbacher hereingebracht, er steht bei dem andern."

„Das hast du wohl gemacht!" rief der geächtete Ritter und ein Strahl der Freude drang aus seinem glänzenden Auge; „glaubet nicht, Herr Georg, daß ich ein Schlemmer und Säufer bin; aber guter Wein ist ein edles Ding, und ich liebe es, in guter Gesellschaft den vollen Becher rund gehen zu lassen. Pflanze die Krüge nur hier auf, werther Kellermeister, wir wollen tafeln wie in den Tagen des Glückes. Ich bring es Euch, auf den alten Glanz des Hauses Sturmfeder!

Georg dankte und trank; „ich sollte die Ehre erwiedern," sagte er, „und doch weiß ich Euren Namen nicht, Herr Ritter. Doch ich bringe es Euch! möget Ihr bald wieder siegreich in die Burg Eurer Väter einziehen, möge Euer Geschlecht auf ewige Zeiten grünen und blühen — es lebe!" Georg hatte die letzten Worte mit starker Stimme gerufen und wollte eben den Becher ansetzen, als das Geräusch vieler Stimmen, vom Eingang der Grotte her, aus der Tiefe emporstieg, die

vernehmlich „es lebe! lebe!“ riefen. Verwundert ſetzte er den Becher nieder; „was iſt das?“ ſagte er, „ſind wir nicht allein?“

„Es ſind meine Vaſallen, die Geiſter,“ antwortete der Ritter lächelnd, oder wenn Ihr ſo lieber wollt, das Echo, das Eurem freundlichen Rufe beiſtimmte. Ich habe oft,“ ſetzte er ernſter hinzu, „in den Zeiten des Glanzes, das Wohl meines Hauſes von hundert Stimmen ausrufen hören, doch hat es mich nie ſo erfreut und gerührt als hier, wo mein einziger Gaſt es ausbrachte und die Felſen dieſer Unterwelt es beantworteten. Fülle den Becher, Hans, und trinke du auch, und weißt du einen guten Spruch, ſo gib ihn preis.“

Der Pfeifer von Hardt füllte ſich den Becher und blickte Georg mit freundlichen Blicken an: „Ich bring es Euch, Junker und etwas recht ſchönes dazu: das Fräulein von Lichtenſtein!“

„Halloh, ſa! ſa! trinkt, Junker, trinkt!“ rief der Geächtete und lachte, daß die Höhle dröhnte; „aus bis auf den Boden, aus! ſie ſollen blühen und leben für Euch! Das haſt du gut gemacht, Hans! ſieh nur, wie unſerem Gaſt das Blut in die Wangen ſteigt, wie ſeine Augen blitzen, als küſſe er ſchon ihren Mund. — Dürft Euch nicht ſchämen! auch ich habe geliebt und gefreit, und weiß, wie einem fröhlichen Herzen von vierundzwanzig Jahren zu Muth iſt.“

„Armer Mann!“ ſagte Georg, Ihr habt geliebt und gefreit, und mußtet vielleicht ein geliebtes Weib und gute Kinder zurücklaſſen?“ Er fühlte ſich, während er dies ſprach, heftig am Mantel gezogen, er ſah ſich um.

und der Spielmann winkte ihm ſchnell mit den Augen, als ſey dies ein Punkt, worüber man mit dem Ritter nicht ſprechen müſſe. Und den Jüngling gereueten auch ſeine Worte, denn die Züge des unglücklichen Mannes verfinſterten ſich und er warf einen wilden Blick auf Georg, indem er ſagte: „Der Froſt im September hat ſchon oft verderbt, was im Mai gar herrlich blühte, und man fragt nicht, wie es geſchehen ſey; meine Kinder habe ich in den Händen rauher, aber guter Ammen gelaſſen; ſie werden ſie, ſo Gott will, bewahren, bis der Vater wieder heimkommt.“ Er hatte dies mit bewegter, dumpfer Stimme geſprochen, doch als wolle er die trüben Gedanken aus dem Gedächtniß abwiſchen, fuhr er mit der Hand über die Stirne, und wirklich glätteten ſich die Falten, die ſich dort zuſammengezogen hatten, augenblicklich, er blickte wieder heiterer um ſich her und ſprach:

„Der Hans hier kann mir bezeugen, daß ich ſchon oft gewünſcht habe, Euch zu ſehen, Herr von Sturmfeder! Er hat mir von Eurer ſonderbaren Verwundung erzählt, wo man Euch wahrſcheinlich für einen der Vertriebenen gehalten und angefallen hat, indeſſen der Rechte Zeit gewann, zu entfliehen.“

„Das ſoll mir lieb ſeyn,“ antwortete Georg. „Ich möchte faſt glauben, man hat mich für den Herzog ſelbſt gehalten, denn dieſem paßten ſie damals auf; und ich will gerne die tüchtige Schlappe bekommen haben, wenn er dadurch gerettet wurde.“

„Ei, das iſt doch viel! wiſſet Ihr nicht, daß der Hieb, der nach Euch geführt wurde, eben ſo gut tödtlich werden konnte?“

„Wer zu Feld zieht," entgegnete Georg, „der muß seine Rechnung mit der Welt so ziemlich abgeschlossen haben. Es ist zwar schöner, in einer Feldschlacht vor dem Feinde zu bleiben, wenn die Freunde jubeln und die Kameraden umherstehen, um einem den letzten Liebesdienst zu erweisen. — Aber doch wäre ich damals auch gestorben, wenn es hätte seyn müssen, um die Streiche dieser Meuchelmörder von dem Herzog abzulenken."

Der Geächtete sah den Jüngling mit Rührung an und drückte seine Hand. „Ihr scheint großen Antheil an dem Herzog zu nehmen?" sagte er, indem er seine durchdringenden Augen auf ihn heftete, „das hätte ich kaum gedacht; man sagte mir, Ihr seyet bündisch."

„Ich weiß, Ihr seyd ein Anhänger des Herzogs," antwortete Georg," aber Ihr werdet mir schon ein freies Wort gestatten. Seht, der Herzog hat manches gethan, was nicht recht ist; zum Beispiel die Huttische Geschichte, sie mag nun seyn wie sie will, hätte er unterlassen können; sodann mag er mit seiner Frau hart umgegangen seyn, und Ihr müßt selbst gestehen, er ließ sich doch zu sehr vom Zorn bemeistern, als er Reutlingen sich unterwarf —"

Er hielt inne, als erwarte er die Antwort des Ritters, doch dieser schlug die Augen nieder und winkte schweigend dem jungen Mann, fortzufahren. „Nun, so dachte ich von dem Herzog, als ich bündisch wurde, so und nur etwas stärker sprach man von ihm im Heere; aber eine große Fürsprecherin hatte er an Marien, und es ist Euch vielleicht bekannt, daß ich mich auf ihr Zureden lossagte; nun bekamen die Sachen bald eine andere Gestalt in meinen Augen, sey es, weil ich von Natur

mitleidig bin und niemand ungerecht mißhandelt ſehen kann, oder auch, weil ich die Abſichten der Bündiſchen beſſer durchſchaute, — ich ſah, daß dem Herzog zu viel geſchehe; denn der Bund hatte offenbar kein Recht, den Herzog aus allen ſeinen Beſitzungen und ſogar von ſeinem Fürſtenſtuhl zu vertreiben und ihn ins Elend zu jagen. Und da gewann der Herzog wieder in meinen Augen; er hätte ja vielleicht noch eine Schlacht wagen können, aber er wollte nicht das Blut ſeiner Würtemberger auf ein ſo gewagtes Spiel ſetzen; er hätte können den Leuten Geld abpreſſen und die Schweizer damit halten, aber er war größer als ſein Unglück; ſeht — das hat mich zu ſeinem Freunde gemacht."

Der Ritter ſchlug die Augen auf, ſeine Bruſt ſchien höher zu ſchlagen, ſeine edle Geſtalt richtete ſich ſtolz empor, er ſah Georg lange an und drückte ſeine Hand an ſein pochendes Herz. „Wahrlich, ſagte er, „es lebt eine heilige reine Stimme in dir, junger Freund! ich kenne den Herzog wie mich ſelbſt, aber ich darf ſagen, wie du ſagteſt, er iſt größer als ſein Unglück, und beſſer als der Ruf von ihm ſagt. Aber er hat wenige gefunden, die ihm Probe gehalten haben! Ach daß er nur hundert gehabt hätte, wie du biſt, und es hätte kein Fetzen der bündiſchen Paniere auf einer würtembergiſchen Zinne geweht. Daß du ſein Freund werden könnteſt! Doch es ſey ferne von mir, dich einzuladen, ſein Unglück mit ihm zu theilen; es iſt genug, daß deine Klinge und ein Arm wie der deinige nicht mehr ſeinen Feinden gehört; mögen deine Tage heiterer ſeyn als die ſeinigen, möge der Himmel dir deine guten Geſinnungen gegen einen Unglücklichen belohnen!"

Es wehte ein Geiſt in den Worten des geächteten Ritters, der manch verwandte Saite in dem Herzen des Jünglings anſchlug. War es die Anerkennung ſeines perſönlichen Werthes, der ihm aus dem Munde eines Tapferen ſo ermunternd klang; war es die Aehnlichkeit des Schickſales dieſes Unglücklichen mit ſeiner eigenen Armuth und mit dem Unglück ſeines Hauſes; war es die romantiſche Idee, nicht für das ſiegende Unrecht, ſondern für die gerechte Sache, gerade weil ſie im tiefſten Unglück war, ſich zu erklären — Georg fühlte ſich unwiderſtehlich zu dieſem geächteten Mann, zu der Sache, für die er litt, hingezogen; begeiſtert faßte er ſeine Hand und rief: „Es ſpreche mir keiner von Vorſicht, nenne es keiner Thorheit, ſich an das Unglück anzuſchließen! Mögen andere dieſes ſchöne Land dort oben theilen und in den Gütern dieſes unglücklichen Fürſten ſchwelgen — ich fühle Muth in mir, mit ihm zu tragen, was er trägt, und wenn er ſein Schwert zieht, ſeine Lande wieder zu erobern, ſo will ich der erſte ſeyn, der ſich an ſeine Seite ſtellt. Nehmt meinen Handſchlag, Herr Ritter, ich bin, wie es auch komme, Ulerichs Freund für immer!“

Eine Thräne glänzte in dem Auge des Geächteten, indem er den Handſchlag zurückgab. „Du wagſt viel, aber du biſt viel, wenn du Ulerichs Freund biſt. Das Land da oben gehört jetzt den Räubern und Dieben, aber hier unten iſt noch gut Würtemberg. Hier vor mir ſitzt der Ritter und der Bürger; vergeſſet einen Augenblick, daß ich ein armer Ritter und ein unglücklicher geächteter Mann bin, und denket, ich ſey Fürſt des Landes, wie ich der Herr der Höhle bin. Ha! noch gibt

es ein Würtemberg, wo dieſe Drei zuſammenhalten, und ſey es auch tief im Schooß der Erde. Fülle den Becher, Hans, und lege deine rauhe Hand in die unſrigen, wir wollen den Bund beſiegeln."

Hans ergriff den vollen Krug und füllte den Becher. „Trinkt, edle Herren, trinkt!" ſagte er, „Ihr könnet Euch in keinem edlern Weine Beſcheid thun, als in dieſem Uhlbacher."

Der Geächtete trank in langen Zügen den Becher aus, ließ ihn wieder füllen und reichte ihn Georg. „Wie iſt mir doch?" ſagte dieſer, „blühet nicht dieſer Wein um Würtembergs Stammſchloß? Ich glaube, man nennt alſo den Wein, der auf jenen Höhen wächst?"

„Es iſt ſo," antwortete der Geächtete; „Rothenberg heißt der Berg, an deſſen Fuß dieſer Wein wächst, und auf ſeinem Gipfel ſteht das Schloß, das Würtembergs Ahnen gebaut haben. — O, ihr ſchönen Thäler des Neckars, ihr herrlichen Berge voll Frucht und Wein! von Euch, von Euch auf immer!" Er rief es mit einer Stimme, die aus einem gebrochenen Herzen voll Schmerz und Kummer heraufſtieg, denn die Wehmuth hatte die Decke geſprengt, womit der feſte, unbeugſame Sinn dieſes Mannes ſeine kummervolle Seele verhüllt hatte.

Der Bauer kniete nieder zu ihm, ergriff ſeine Hand und weckte ihn aus dem düſtern Hinbrüten, dem er ſich einige Augenblicke hingegeben hatte. „Seyd ſtark, guter Herr! Ihr werdet ſie wiederſehen, fröhlicher, als Ihr ſie verlaſſen habt."

„Ihr werdet ſie wiederſehen, die Thäler Euer Heimath!" rief Georg, „wenn der Herzog einrückt in ſein

Land, wenn er einziehet in die Burg seiner Ahnen, wenn die Thäler des Neckars und seine weinreichen Höhen wiederhallen vom Jubel des Volkes, dann werdet auch Ihr Eurer Wohnung wieder entgegenziehen. Verscheucht die trüben Gedanken, **nunc vino pellite curas**, trinket, vergesset nicht, was wir vorhin gesprochen haben, ich thue Euch Bescheid in diesem würtemberger Weine, — der Herzog und seine Treuen!"

Ein angenehmes Lächeln ging wie ein Sonnenblick bei diesen Worten auf den düstern Zügen des Ritters auf. „Ja!" rief er, „Treue ist das Wort, das Genesung gibt dem gebrochenen Herzen, wie ein kühler Trunk dem einsamen Wanderer in der Wüste. Vergesset meine Schwäche, Junker! verzeihet sie einem Mann, der sonst seinem Kummer nicht Raum gibt. Aber wenn Ihr je vom Gipfel des Rothenberges hinabgesehen hättet auf das Herz von Würtemberg, wie der Neckar durch grüne Ufer zieht, wie mannshohe Halmen in den Feldern wogen, wie sanfte Hügel am Fluß sich hinaufziehen, bepflanzt mit köstlichem Weine, wie dunkle, schattige Forste die Gipfel der Berge bekränzen, wie Dorf an Dorf mit den freundlichen rothen Dächern aus den Wäldern von Obstbäumen hervorschaut, wie gute fleißige Menschen, kräftige Männer, schöne Weiber auf diesen Höhen, in diesen Thälern walten und sie zu einem Garten anbauen, — hättet Ihr dieses gesehen, Junker, gesehen mit meinen Augen, und säßet jetzt hier unten, hinausgeworfen, verflucht, vertrieben, umgeben von starren Felsen, tief im Schooß der Erde! O, der Gedanke ist schrecklich und oft zu mächtig für ein Männerherz!"

Georg bangte, der Ritter möchte durch die traurige Gegenwart und seine schöneren Erinnerungen wieder in seine Wehmuth zurückgeführt werden, daher suchte er schnell dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: „Ihr waret also oft um den Herzog, Herr Ritter? O sagt mir, ich bin ja jetzt sein Freund, sagt mir, wie ist er im Umgang? wie sieht er aus? nicht wahr, er ist sehr veränderlich und hat viele Launen?“

„Nichts davon!“ antwortete der Geächtete, „Ihr werdet ihn sehen und lernet ihn am besten ohne Beschreibung kennen. Aber schon zu lange haben wir von fremden Angelegenheiten gesprochen; von Euren eigenen saget Ihr gar nichts? nichts von dem Zweck Eurer jetzigen Reise, nichts von dem schönen Fräulein von Lichtenstein? — Ihr schweiget und schlaget die Augen nieder? glaubet nicht, daß es Neugierde sey, warum ich frage; nein, ich glaube Euch in dieser Sache nützlich seyn zu können.“

„Nach dem, was diese Nacht zwischen uns geschehen ist,“ antwortete Georg, „ist von meiner Seite keine Zurückhaltung, kein Geheimniß mehr nöthig. Es scheint auch, Ihr wußtet längst, daß ich Marien liebe, vielleicht auch, daß sie mir hold ist?“

„O ja,“ entgegnete der Ritter lächelnd, „wenn ich anders die Zeichen der Liebe verstehe und richtig deuten kann; denn sie schlug, wenn von Euch die Rede war, die Augen nieder und erröthete bis an die Stirne; auch nannte sie Euren Namen mit eigenem, so eigenem Ton, als geben alle Saiten ihres Herzens den Akkord zu diesem Grundton an.“

„Ich glaube, Euer scharfes Auge hat richtig bemerkt, und deßwegen will ich nach Lichtenstein. Ich war von Anfang willens, als ich mich vom Bunde losſagte, nach Haus zu ziehen; aber die Alb iſt ſchon halbwegs von Franken hieher, da dachte ich, ich könnte das Fräulein noch einmal zuvor ſehen. Der Mann hier führte mich über die Alb; Ihr wiſſet, was meine Reiſe um acht Tage verzögerte; ſobald der Morgen herauf iſt, will ich oben im Schloß einſprechen, und ich hoffe, ich komme dem alten Herrn jetzt willkommener, da ich das neutrale Gebiet verlaſſen und zu ſeiner Farbe mich geſchlagen habe.“

„Wohl werdet Ihr ihm willkommen ſeyn, wenn Ihr als Freund des Herzogs kommt, denn er iſt ihm treu und ſehr ergeben. Doch könnte es ſeyn, daß er Euch nicht traute, denn er ſoll ein wenig mißtrauiſch und grämlich gegen fremde Menſchen ſeyn. Ihr wiſſet, wie ich mit ihm ſtehe, denn er iſt der barmherzige Samariter, der mich, wenn ich Nachts aus meiner Höhle ſteige, mit warmer Speiſe und mit noch wärmerem Troſt für die Zukunft labt; ein paar Zeilen von mir mögen Euch bei ihm beſſer empfehlen als ein Freibrief des Kaiſers, und zum Zeichen für ihn und manchen andern nehmet dieſen Ring und traget ihn zum Andenken an dieſe Stunde, er wird Euch als einen Freund der gerechten Sache Würtembergs verkünden.“ Er zog bei dieſen Worten einen breiten Goldreif vom Finger. Ein rother Stein war in die Mitte gefaßt, und in den drei Hirſchgeweihen mit dem Jagdhorn auf dem Wappenhelm, die darin eingegraben waren, erkannte der junge Mann das Zeichen Würtembergs; um den Ring ſtanden erhaben eingeprägte

Buchſtaben, deren Sinn er nicht verſtand. Sie hießen U. H. Z. W. U. T.

„Uhzwut? was bedeutet dieſer Name?“ fragte er. „Iſt es etwa ein Feldgeſchrei für die Anhänger des Herzogs?“

„Nein, mein junger Freund,“ antwortete der geächtete Ritter, „dieſen Ring trug der Herzog lange an ſeiner Hand, und er war mir immer ſehr werth; ich habe aber noch viele andere Andenken von ihm und konnte dieſes an keinen beſſeren abtreten. Die Zeichen heißen Ulerich, Herzog zu Würtemberg und Teck.

„Er wird mir ewig theuer ſeyn,“ erwiederte Georg, „als ein Andenken an den unglücklichen Herrn, deſſen Namen er trägt, und als ſchöne Erinnerung an Euch, Herr Ritter, und die Nacht in der Höhle.“

„Wenn Ihr an die Zugbrücke von Lichtenſtein kommt,“ fuhr der Ritter fort, „ſo gebet dem nächſten beſten Knecht den Zettel, den ich Euch ſchreiben werde, und dieſen Ring, ſolches dem Herrn des Schloſſes zu bringen, und Ihr werdet gewiß empfangen werden, als wäret Ihr des Herzogs eigener Sohn. Doch für das Fräulein müßt Ihr Eure eigenen Zeichen haben, denn auf ſie erſtreckt ſich mein Zauber nicht; etwa ein herzlicher Händedruck, die geheimnißvolle Sprache der Augen oder ein ſüßer Kuß auf ihren rothen Mund; doch, um gehörig vor ihr zu erſcheinen, habt Ihr Ruhe nöthig, denn Eure Augen möchten nach einer durchwachten Nacht etwas trübe ſeyn. Daher folgt meinem Beiſpiel, ſtrecket Euch auf die Rehfelle nieder und leget Euren Mantel als Kopfkiſſen unter. Und du, würdiger Major domus,

oberſter Kämmerer und Mundſchenk, Hans, getreuer Gefährte im Unglück, reiche dieſem Paladin noch einen Becher zum Schlaftrunk, daß ihm jene Felle zum weichen Pfühl, dieſe Felſengrotte zum Schlafcloſet werde und ihn der Gott der Träume mit ſeinen lieblichſten Bildern beſuche!“

Die Männer tranken und legten ſich zur Ruhe, und Hans ſetzte ſich, wie ein treuer Hund, an die Pforte der Felſenkammer. Bald kam Morpheus mit leiſen Tritten zu dem Lager des Jünglings und ſtreute ſeine Schlummerkörner über ihn, und er hörte nur noch halb im Traume, wie der geächtete Mann ſein Nachtgebet ſprach und mit frommer Zuverſicht zu dem Lenker der Schickſale flehte, über ihn und jenes unglückliche Land, in deſſen tiefem Schooß er jetzt ruhte, ſeinen Schutz und ſeine Hülfe herabzuſenden.

Anmerkungen.

1. Ulerich von Würtemberg, geb. 1487, wurde 1498 in seinem elften Jahre als Herzog belehnt, mit einer Mitregentschaft, welche in seinem sechzehnten Jahr aufgehoben wurde, worauf Ulerich von 1503 an allein regierte. Er starb i. J. 1550.

2. Es ist hier Eberhard im Bart gemeint, der, geb. 1445, gest. 1469, sehr weise regierte. Er war der erste Herzog von Würtemberg. Christoph, geb. 1515, gest. 1568, ein Fürst, dessen Andenken nicht nur in Würtemberg, sondern in ganz Deutschland gesegnet wird. Er ist der Stifter der würtembergischen Constitution.

3. Christ. Tubingii Chron. Blabur. ad annum 1516: Maximilianus Caesar ex suggestione Ducis Bavariae et sororis uxoris Udalrici aliorumque non multum Udalrico deinceps favere cepit.

4. Das Nähere über diese Einnahme ist in der trefflichen Geschichte Würtembergs von C. Pfaff I. 291, und Sattler, Geschichte der Herzoge von Würtemberrg II. 5, hauptsächlich aber bei Pedius Thetinger in Comment. de reb. Wurtemb. sub Ulrico Lib. I. in fine und Schradius script. rerum germ. Tom. II. pag. 885 zu lesen.

5. Der Herzog hatte mit Landgraf Philipp von Hessen ein Bündniß errichtet auf zweihundert Reiter und sechshundert zu Fuß, eben so mit Markgraf Ernst von Baden, aber sie entschuldigten sich beide, daß sie selbst mit einem Einfall bedroht seyen.

6. Georg von Frondsberg, geb. 1475, gest. 1528, einer der berühmtesten Feldherren seiner Zeit, der in Deutschland, Frankreich, Italien, den Niederlanden sich mit Ruhm bedeckte. Er ist derselbe, der 1521 zu Luther, der auf den Reichstag zu Worms geladen war, jene denkwürdigen Worte sagt: „Münchlein, Münchlein, du gehst jetzt einen gefährlichen Gang“ u. s. w.

7. So nennt ihn Sattler, Geschichte der Herzoge, II. 8.

8. Ulerich von Hutten, geb. 1488, starb 1523 in Ufenau am Zürchersee. Er ist berühmt durch eine große Anzahl Schriften und als kühner Beförderer der Reformation. Er griff Ulerich von Würtemberg in Gedichten, Briefen und Reden an, die der gelehrte Nicolaus Barbatus zu Marburg in sehr geläufigem Latein mit

triftigen Gründen widerlegt. Vergl. Schradius II. 385. Bekannt iſt ſein Wahlſpruch: „Jacta alea esto.“

9. Franz von Sickingen, ein berühmter Zeitgenoſſe des letzteren; er wird in dieſem Krieg von Sattler als öſterreichiſcher Rath aufgeführt.

10. Götz von Berlichingen erzählt in ſeinem Leben (Ausgabe von Franck von Steigerwald, Nürnberg 1731) weitläufig, wie es ſich zugetragen, daß er zum Herzog Ulerich gehalten habe. S. 142 fährt er fort: „Da zog der Herzog vor Reutlingen und gewann es auch, darum ſich auch Ihre fürſtliche Gnaden und mein Unglück anheben that, daß Ihre fürſtliche Gnaden verjagt worden, und ich darob zu Scheitern ging.“ Denn der ſchwäbiſche Bund nahm nicht Rückſicht darauf, daß Götz kurz vorher dem Herzog ſeine Dienſte aufgeſagt hatte, ſondern belagerte ihn in Möckmühl und nahm ihn gefangen.

11. Die Herren von Späth waren der Herzogin auf ihrer Flucht aus dem Lande behülflich geweſen. Der Herzog hatte bittere Rache an ihren Gütern genommen.

12. Siehe C. Pfaffs Geſchichte I. 288.

13. Es ſind dies Frondsbergs eigene Worte, die er zu Götz von Berlichingen ſprach, und die dieſer in ſeiner Geſchichte, S. 83 anführt.

14. Die Eidgenoſſen verboten zuerſt nur die Werbungen des Herzogs in ihren Landen, wie aus Sattler, Beilage Nro. 8 zum zweiten Theil der Herzoge erhellt. Nachher riefen ſie ihre Leute ganz zurück und zwar auf die Vorſtellungen des ſchwäbiſchen Bundes.

15. Ein gedrucktes Schreiben „des Bundes zu Schwaben an gemeine Landſchaft zu Würtemberg“ dieſes Inhaltes vom 24. Mart. 1519 findet ſich in der Beilage Nro. 12 bei Sattler.

16. Sie zogen den 17. März ab. Der Herzog reiste ſogleich nach Kirchheim, um ſie aufzuhalten, allein hier kam eine zweite Ordre, unter Bedrohung des Verluſtes ihrer Güter und der Leib- und Lebensſtrafe nach Haus zu eilen. Sattler II. §. 6. Thetinger pag. 66. Interim cum Helvetiorum primoribus agunt foederati, missis in urbes eorum legatis, ne Ducis Huldrichi negotio belloque se nunc immisceant, suos abscedere jubeant.

17. Sattler §. 6. Ausführlich führt dieſe Rede an: Thetinger comment. de reb. Wurtemb. pag. 66.

18. Dieſe Ergebenheit und Treue der Würtemberger beſchreibt am angeführten Ort Thetinger. Als einen ſehr wichtigen Grund

gegen die Angriffe Huttens führt sie auch Nicolaus Barbatus in seiner zu Marburg gehaltenen Rede auf. Vergl. Schradius II. 386. Wir machen auf diesen Umstand besonders aufmerksam, weil man gewöhnlich annimmt, es sey den Würtembergern recht gewesen, daß man Ulerich verjagte; Thetingers Worte sind: „Als dies die Würtemberger hörten, beklagten sie ihr Schicksal heftig, das ihnen nicht vergönne zu fechten.“ Magno fremitu fortunam suam questi. — Noch merkwürdiger sind die Worte Nicolai Barbati; er sucht die Beschuldigungen Ulerichs von Hutten zu widerlegen: „Welcher Tyrann war den Seinigen werth? Ulerich lieben die Seinigen. Welcher Tyrann wird, wenn er verjagt ist, von seinen Untergebenen zurückgewünscht? Mit Bitten und Gebet wünschen sich seine Untergebenen den Herzog zurück und bitten die Götter, sie möchten ihnen den Herrn zurückgeben“ u. s. w.

19. Ulerich beklagte sich mehrere Mal über die Nachstellungen seiner Feinde. Im Jahr 1531 soll ein für ihn von Dieterich Späth gedungener Meuchelmörder gefangen worden seyn. Sattler Gesch. der Herzoge. III. S. 47. Im Jahre 1536 wurde im Amt Dornstetten ein Zigeuner verhaftet, welcher aussagte, von Herzog Wilhelm in Baiern für Ermordung des Herzogs drei Gulden bekommen zu haben. C. Pfaff Geschichte I. 288. Ein Beweis, daß solche Versuche vorkamen.

20. Diese Sage erzählt G. Schwab, der treue, freundliche Wegweiser über die schwäbische Alb. Er hat sie in einer Romanze: „Der Bau des Reissensteins“ der Nachwelt aufbehalten.

21. Ausführlicher beschreibt diese Operationen des Bundes Sattler in seiner Gesch. d. Herz. v. W. II. §. 6 u. s. w. Man vergleiche hierüber auch die Geschichte des Herrn von Frondsberg, 3tes Buch und Friedrich Stumphardt von Cannstadt Chronik der gewaltsamen Verjagung des Herzogs Ulerich. 1534 und Spener Hist. Germ. univers. L. III. c. 4. 23.

22. Dieser Verrath von Teck fand wirklich also Statt. Vergl. 3. Bd. Sattler. II. §. 7.

23. Lebensbeschreibung Götzens von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben, edit. Pistorius. Nürnberg 1731.

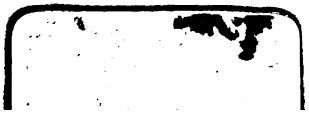
24. Sattler II. §. 9. Hierüber ist vorzüglich zu vergleichen Friedr. Stumphardt Chron. §. III. Die Geschichte der Herren von Frondsberg. Frankfurt a. M. 2. Buch und Thetinger Commentarius de Wurt. reb. gest. Lib. II.

25. Bei dieſer Belagerung wurde Georg von Frondsberg das Barrett vom Kopf geſchoſſen. So erzählen Sattler, Stumphardt, Thetinger u. A.

26. Dieſe Griechen ſind eine ſonderbare Erſcheinung bei der Belagerung von Tübingen; man hieß ſie Stratioten; ihr Hauptmann war Georg Samaras aus Corona in Albanien. Er iſt in der Stiftskirche in Tübingen begraben. Ausführlich beſchreibt ſie Thetinger Comment. de Wurtemb. gest. 931. Cruſius nennt ſie vorzüglich berühmt im Lanzenſchwingen.

27. Man vergleiche über dieſen Volkswitz des Freiherrn von Aretin Beiträge zur Geſchichte und Literatur 1805. 5tes Stück, S. 438. Das Lied wurde zu Anfang des Jahres 1519, nachdem Reutlingen von Herzog Ulerich genommen war, von des letztern Feinden verbreitet und ihm in den Mund gelegt.

28. In der Chronik des Georg Stumphardt über die gewaltſame Verjagung des Herzogs Ulerich findet ſich als eigener Artikel ein „gereimter Spruch, alſo lautend," wo in einer großen Menge Knittelverſen das Unglück des Herzogs und des Landes beſchrieben iſt. Aus dieſem Gedicht ſind jene Verſe im Text entlehnt.

29. Drei Hirſchgeweihe, wovon die zwei oberſten vier, das untere aber drei Enden hat, ſind das alte Wappen von Würtemberg.

30. Dieſe merkwürdige Höhle haben wir nach der Natur zu zeichnen verſucht. Es bleibt noch übrig, hier einige Notizen über ihre inneren Verhältniſſe zu geben. Die Vorhöhle hält etwas über 150 Fuß im Umfange; von hier aus laufen zwei Gänge nach verſchiedenen Richtungen, die aber nach einer Länge von beinahe 200 Fuß wieder zuſammen treffen. Auf dieſen Wegen trifft man zwei Felſenſäle, den einen von 100, den andern von 82 Fuß Länge. Wo dieſe Gänge ſich vereinigen, bilden ſie wieder eine Grotte; von hier aus rechts gegen Norden, mehr in der Höhe, liegt wieder eine kleinere Kammer, es iſt die, in welche wir den Leſer zu dem vertriebenen Mann geführt haben. Die weiteſte Entfernung vom Eingang der Höhle bis zu ihrem Ende beträgt 577 Fuß. Man vergleiche hierüber die ſo intereſſante als getreue Beſchreibung der ſchwäbiſchen Alb von G. Schwab. (Metzler. Buchhdlg. 1823.)